 Flygare-Carlén.

Emilie Flygare-Carlén's

sämmtliche Romane.

In sorgfältiger Uebertragung aus dem Schwedischen.

Zweiunddreißigster Band.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Romanheldin.

Novelle

von

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Stuttgart.

Franckh'sche Verlagshandlung.

Druck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

I.

„Meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen hatte, pflegte zu sagen: nach schwarzen Wolken kommt immer wieder Sonnenschein, und es liegt eine große Weisheit in diesen Worten."

„Weisheit?" wiederholte eine jugendliche Stimme, in welcher sich eine gewisse Unzufriedenheit verrieth, „mich tröstet diese Weisheit eben nicht, denn der dunkeln Wolken können gar viele sein, ehe die Sonne nur mit einem hellen Blick uns erfreut."

„O Zeit, o schnöde Zeit, da die Jugend an den Worten der Alten zweifelt und ihre Denksprüche tadelt!"

„Ich tadle ja nicht, ich weine."

„Und ich thue etwas Besseres: ich handle und wirke."

„Handle und wirke?" in der jungen Stimme lag ein großes Erstaunen, „was sollten wir wohl hier wissen? Ach, wer doch so glücklich wäre, Etwas thun zu können!"

„Wer da sucht, der findet, sagte die selige Großmutter ... Doch komm nun hinunter, so sollst Du hören, ob nicht das Sprüchwort wahr ist!" . . . .

Obiges kleine Gespräch fiel vor zwischen der Wittwe und der Tochter des weiland hochwohlgebornen Fähndrichs bei dem

königlichen Westgötadal'schen Regimente, Herrn Swen von Kühlen, indem jene auf der Treppe stand, die auf den Boden führte, und diese vor dem Dachfenster, von welchem man eine ziemlich freie Aussicht auf den schmalen Häradsweg hatte.

Auf diesem Wege sah man eben jetzt vier Personen, die, von dem Fähndrichsdienstgute kommend, eine mit dunklem Zeuge bedeckte Bahre trugen, und in der Frühlingsdämmerung hätte man den Gegenstand, den die Decke verbarg, recht gut für einen unförmlich großen Sarg halten können. Das war aber nicht der Fall.

Die Bahre enthielt nur ein altes Klavier. In den Worten „nur" liegt aber bisweilen gar viel, ein ganzer Roman voll rührender Episoden.

Das Klavier war der allerletzte Hausrathsartikel, der von der Auction des verstorbenen Fähndrichs hinweggeführt wurde. Wenn jedoch die Auswanderung der Tische, Betten, Stühle u. s. w. schon unterdrückte Seufzer gekostet hatte, so waren gleichwohl diese Seufzer leicht wie Sandkörner in Vergleich mit denen, welche dem Klavier geweiht wurden, denn an diesem hingen eben so viele heilige, als stolze Erinnerungen der kleinen Familie: es enthielt eine wahre Familienchronik.

Die Großmutter der Wittwe Margaretha Emerentia von Kühlen von väterlicher Seite — sie, welche die Welt gesehen hatte und eben darum immer das Orakel der Familie gewesen war — hatte in den glänzendsten Tagen ihrer Jugend das erwähnte Instrument als Brautgeschenk erhalten. Da jedoch diese Dame mit keiner Tochter gesegnet war, so testamentirte sie das Klavier ihrer Schwiegertochter, durch welchen Zufall dasselbe von der männlichen Seite auf die letzte Besitzerin in der Familie, das sechzehnjährige Fräulein Blenda, gekommen war, welche gleichwohl nur während eines einzigen armseligen Jahres das Glück behielt, es das ihrige nennen zu dürfen.

Dennoch hatte dieses Jahr vollkommen hingereicht, Blenda

in alle Geheimnisse des Klaviers einzuweihen, welche getreulich von der Mutter auf die Tochter übergegangen waren.

Oft hatte Frau Emerentia zu der damaligen präsumtiven Erbin gesagt: „Gerade dort, wo Du jetzt sitzest, Blenda, saß ich und schlug das schöne Accompagnement zu Ritter Kuno an, als Swen Göran mir seine Brautwerbung ins Ohr flüsterte, und an eben dieser Stelle gab meine Mutter, die in dem Hause der seligen Großmutter erzogen wurde, einem steinreichen Baron drei Mal den Korb und endlich meinem seligen Vater das Jawort.“ Und bei allen diesen interessanten Mittheilungen schlug das Herz der jungen Blenda lebhaft.

Sie konnte es nicht lassen, davon zu träumen, wie wahrscheinlich auch dereinst, wenn sie ihre Lieblingsarie über den „Ritter Edgbert Montabor“ sang, sie in ähnliche Verlegenheit gerathen würde, gleich derjenigen, in welcher ihre Mutter und Großmutter schon gewesen waren, und wie sie sich dann in der Einbildung mit den Antworten schmeichelte, die sie einem solchen Anbeter geben wollte.

Doch so schön Blenda auch sang, so fleißig sie auch nach den Methoden ihrer Mutter und des Organisten spielte, so vieles Gefühl sie auch in ihre Stimme legte, es wollte kein Jüngling durch den Hain gegangen kommen.

Statt seiner kamen die Krankheit und der Tod — die Armuth war eine alte Vertraute — und nun schwieg der Gesang und die Hoffnungen verloren sich in Zweifel, denn viele trübe Wolken waren auf einander gefolgt von dem Tage an, da ihr Vater sich auf das Krankenbett legte, um sich nie wieder zu erheben, bis auf den heutigen, da das Maß der Betrübniß voll wurde durch die Hinwegführung des Familienkleinodes.

Um dem alten Klaviere, welches den besten Theil ihrer Vergnügungen, als auch ihrer Erziehung gebildet hatte, noch ein Lebewohl nachzusenden, hatte Blenda sich an das Dachfenster ge-

stellt, und als sie noch mit der Mutter redete, da verschwand dasselbe ihren Blicken; die Träger hatten den Waldweg erreicht.

„Ich tadle Nichts: ich weine!" hatte das junge Mädchen ihrer Mutter geantwortet. Und dies war eine Wahrheit; denn wenn Blenda auch bei dem Anhören der Trostgründe, welche sie schon so oftmals gehört hatte, ein Fünkchen von Ungeduld zeigen konnte, so hatte dennoch ihre sanfte und vertrauensreiche Seele noch niemals das Schicksal getadelt, welches ihre Jugend so schwer getroffen hatte.

Thränen waren ja aber erlaubt bei dem bittern Gedanken, daß sie diese lieblichen Töne niemals wieder hören würde, und ohne diese schenkte ihr das Lied von dem Ritter Egbert Montabor nur einen halben Genuß.

* * *

Einige Minuten später befanden sich die beiden einsamen Frauenzimmer in der kleinen Kammer, welche sie gemeinschaftlich bewohnten, und zu deren dürftiger Anordnung sie Alles zusammengerafft hatten, was sie nach der Verwüstung zusammensuchen konnten, nebst den wenigen Möbeln, welche Frau Emerentia bei der Auction erstanden hatte.

„Nun, meine gute Mutter! wo ist denn jetzt die Sonne?" fragte Blenda mit einem Lächeln, das die Thränen durchbrach.

„Wenn Du auch die ganze Sonne nicht gleich zu sehen bekommst, so will ich Dir wenigstens einen großen Strahl zeigen, und ich meine, dieser ist schon mehr denn hinreichend, um einen gesunkenen Muth zu beleben."

„Das glaube ich auch, denn ich bin schon durch die Neugierde belebt."

„Hübsch stille, stille, meine Kleine — man muß langsam genießen!"

„Langsam?" seufzte Blenda.

„Ja wohl; und während Du Deine Bewegung bekämpfst,

so beantworte mir die Frage, ob Du jemals gesehen hast, daß ich in meinem Leben den Muth habe sinken lassen, ausgenommen ein einziges Mal: ich meine bei dem Sterbebette des seligen Vaters?"

„Ach nein, liebe Mutter! Doch Du gehörst auch zu den Ausnahmen, und ich weiß noch recht gut, was Vater so oft sagte."

„Was denn?" fragte die gute Frau mit einer Miene, die vergnügt genug aussah, daß man daraus ahnen konnte, sie wußte schon recht gut, was sie vernehmen würde — doch es gibt Worte, deren schmeichelnder Laut dem Ohre immer gefällt.

„Sehr oft sagte Vater: liebe Frau, hättest Du nicht Deine schönen Hoffnungen und prächtigen Träume, so könnten wir nimmermehr in unserer Armuth so reich und fröhlich sein."

Frau Emerentia wischte sich mit der verwendeten Hand die Augen.

„Die gute Seele!" sagte sie leise, „bis an seinen letzten Augenblick glaubte er mir und meinen Prophezeiungen."

„Doch die Träume und Hoffnungen gingen ja niemals in Erfüllung!" erdreistete sich Blenda nach einigem Stillschweigen einzuwenden.

„Nun, was hat das zu bedeuten! Wir waren ja glücklich, so lange wir sie hatten, und manchmal schlugen sie ja wirklich ein."

Blenda drückte die Hand der Mutter voller Zärtlichkeit an ihre Lippen. Jetzt war sie es, die da wußte, was kommen würde.

„Zehn Jahre lang," fuhr Frau Emerentia fort, „ja zehn volle Jahre nach meiner und des seligen Vaters Hochzeit träumte ich stets, daß der gute Gott unser Gebet erhörte und uns mit einer guten und schönen Tochter segnete. Nun, schlug der Traum fehl? In dem eilften erblicktest Du das Licht, und von diesem Augenblicke an wurden wir trotz unserer Armuth — und gegen

Etwas muß man wohl hier in der Welt ankämpfen — immer glücklicher, denn nun hatten wir Dich, für die wir Luftschlösser bauen konnten."

Blenda lächelte, und man konnte nichts Schöneres sehen, als dieses Lächeln: es war die Seele eines Engels, über dem Rande eines bethaueten Rosenkelches schwebend.

In diesem Augenblicke schien die Sonne — da sie eben im Begriff stand, hinter den mit Blumen bedeckten Hügeln hinabzusinken — gleichsam ihr ganzes Gold zu sammeln, um dasselbe durch das offene Fenster in die Kammer zu werfen, wo das junge Mädchen sich auf die Stuhllehne herabneigte. Blenda's blonde Locken erhielten einen prachtvollen Glanz, während ein ganzes Diadem von glänzenden Strahlen ihre weiße Stirn umspielte. Doch die Macht der Sonne zwang sie, die tiefblauen Augen zu schließen, und während das feine Augenlied sich schützend über diese treuen Spiegel ihrer Seele zog, während die dunkeln Augenwimpern, in denen noch eine Thräne glänzte, sich auf der sammtweichen Wange zeichneten, betrachtete die Mutter in der Entfernung mit einer Art von vergötternden Anbetung das schöne jungfräuliche Kind — denn Blenda war kaum ein erwachsenes Mädchen.

Die Sonne zog hinweg, und unsere Heldin schlug ihre schönen Augen wieder auf.

„Was betrachtest Du so, liebe Mutter?"

„O, Nichts . . . doch wollen sehen, wollen sehen, ob nicht meine kleine Blenda einst in einem reichen, schönen Wagen mit einem prächtigen Wappen fährt — ich habe ihn seit Deiner Geburt schon immer im Traume gesehen."

Jetzt mußte Blenda herzlich lachen. „Ganz gewiß," sagte sie, „kommt irgend ein großer und mächtiger Herr hieher in diesen Winkel und sucht mich auf."

„Ich behauptete ja nicht, daß einer hieher kommt . . . warum aber sollten wir denn jetzt noch hier bleiben, da wir zu unserer

Freude weiter nichts mehr haben, als die Erinnerung? — Diese können wir ja mit uns nehmen, wohin wir gehen."

„Wohin wollten wir denn wohl ziehen?" fragte Blenda bestürzt. „Aha, dieser Strahl, den Du mir versprachst — bekomme ich ihn endlich zu sehen?"

„Ja, mein Kind . . . und er ist in diesem Briefe verwahrt."

Frau Emerentia zog ihren Schatz aus der Tasche, und Blenda betrachtete ihn mit gespanntem Blick und zitterndem Herzen.

Es war ganz natürlich, daß Blenda's Herz zitterte: vielleicht lag eingeschlossen in diesem Briefe ihre ganze Zukunft mit allen ihren Schicksalen — und Blenda war hoffnungsreich genug, um an viele Schicksale zu glauben.

II.

„Wenn Du dieses Schreiben verstehen sollst, meine Tochter, so sind einige erklärende Worte nöthig . . . Höre zu!"

„Ach, Mutter, ich bin ganz Ohr!"

„Als Du uns geboren wurdest, theures Kind, so waren wir, Dein Vater und ich, in großer Verlegenheit, denn wir glaubten Beide an die Bedeutung eines glücklich gewählten Namens. Ich wünschte von ganzem Herzen, daß Du Concordia heißen solltest nach meiner seligen Großmutter, welche die Welt gesehen hatte, und stets eine glückliche und vornehme Dame gewesen war; doch diesmal — es war meiner Treue das erste und letzte Mal während unserer ganzen Ehe — hatte Swen Göran die fixe Idee, seinen eigenen Willen zu haben, und unbedingt solltest Du Blenda heißen."

„Ist denn Blenda kein guter Name, liebe Mutter?"

„Ach ja wohl; aber unter uns gesagt, war es ein kleiner

Hochmuth bei dem seligen Alten — Gott erfreue seine Seele! — Denn siehst Du . . . nun, das weißt Du ja schon . . . seine Mutter war kein Fräulein, sondern ein Bauernmädchen von Wärend. *) Auch prahlte er bisweilen über die hohen Ahnen der Wärendmädchen und meinte, sie wären eben so gut wie irgend ein Adel. Die Stammmutter Deiner Großmutter hatte so große Dinge ausgeführt, daß sie Amazone, Heldin und alles mögliche Stolze genannt wurde. Nun, ich habe Nichts gegen die selige Frau, denn wäre für Deine Großmutter etwas zu erben da gewesen, so wäre das recht glücklich gewesen, weil die Mädchen in Wärend durch diese Blenda gleiches Erbrecht mit den Männern erhalten haben. Doch sie war arm, und in dieser Hinsicht ihrem Manne aufs Haar gleich."

„Aber, geliebte Mutter, ich kann gar nicht begreifen, wie das Alles hieher gehört!"

„So warte doch! . . . Dein guter Vater nannte Dich schon Blenda, ehe Du noch getauft warst; denn, sagte er, dieser Name muß Glück bringen, so wie er auch Ehre bringt. Ich schwieg und verschluckte den Namen der seligen Großmutter, obgleich ich fest überzeugt war, daß Concordia der allerbeste gewesen sein würde, und als der Alte nun sah, daß ich schwieg und meinen

---

*) Eine Sage erzählt, daß eine Heldin aus dem Härade Wärend in Smaland, Namens Blenda, bei einem Einfalle, den die Dänen machten, da alle Männer des Härades abwesend waren, durch eine Kriegslist das ganze dänische Heer vernichtet hat. Die Zeit, wann dies geschehen, ist ungewiß; doch vermuthet man, daß diese Begebenheit in das Jahr 1154 fällt. Zum Andenken an diese Heldenthat durften sich späterhin die Bräute in diesem Härade bei ihrer Fahrt nach der Kirche in Kriegsgürtel kleiden und Kriegsmusik mit Pfeifen und Trompeten vor sich her haben; auch erbten die Töchter in diesem Härade eben so viel von dem Nachlasse der Eltern, als die Söhne, während sie in dem ganzen übrigen Schweden auf dem Lande nur halb so viel erbten; erst 1844 wurde das gleiche Erbrecht überall eingeführt. Anm. d. Ueb.

Aerger verbiß, so rührte ihn dies und er sagte: Jedem die Hälfte, meine Alte, jedem die Hälfte: Blenda Concordia; Blenda aber soll das Mädchen heißen!"

„Ach, mein guter Vater!"

„Ja, er war gut wie Gold, und ich war auch bald versöhnt . . . Hätte er aber bis heute gelebt, so würde er gesehen haben, ob ich nicht Recht hatte."

„Was meinst Du, Mutter?"

„Ich meine, dieser Brief, der so Vieles verändern kann, ist gestern am Concordientage gekommen, ja, mein Kind wirklich am Concordientage — meinst Du nicht, das bedeutet Etwas?" Hier lächelte Frau Emerentia so bedeutungsvoll, daß man wohl sah, wie sehr sie von der Wichtigkeit dieses Omens überzeugt war.

„Wenn er aber gestern kam, warum erfuhr ich denn nicht gleich seinen Inhalt?"

„Darum, weil ich den Trost und die Hoffnung, welche ich zu geben hatte, so lange sparen wollte, bis sie am nothwendigsten waren. Gestern konntest Du" — hier wurde der guten Frau die Sprache schwer — „noch von Deinem Egbert beim Klaviere singen; heute . . . so weinst Du nun schon wieder? . . . Muth, nur Muth! . . . Wolltest Du wohl das Klavier wieder haben, wenn Du es wirklich bekommen könntest, unter der Bedingung, daß eine von den kleinen Schulden, die Dein Vater hinterlassen hat, unbezahlt stehen bleiben sollte?"

„Nein, nein, Mutter! Da könnte ich mich niemals darüber freuen . . . Ist es denn aber auch ganz gewiß, daß die Auction sie alle deckt?"

„Gott sei gedankt, ja; denn sie waren nicht so groß. Dennoch bleibt uns weiter Nichts übrig, als was hier im Zimmer ist; die Verkaufssumme für dieses, sammt dem großen Stück Leinwand, das eben fertig ist, soll aber gewiß zu den Kosten hinreichen für die Reise, an welche ich jetzt denke."

„Wie eine Reise — o Himmel — eine wirkliche Reise!"

Und wie durch einen Zauber versiegte die letzte Thräne, welche in Blenda's Auge glänzte.

Die Mutter nickte.

„Aber so sage doch, wenn wir gereist sind, was wollen wir da anfangen — oder sage erst: wohin reisen wir?"

„Zum Glück!"

„O mein Gott! liebe Mutter, man kann sich doch wohl nicht so aufs Gerathewohl darnach auf den Weg begeben?"

„Warum denn nicht? Haben wir hier denn Etwas, das sicherer ist? Zwar kann ich Baumwollenzeug weben und Du Vorhemden und Tücher sticken, doch meinst Du, das reicht zu Allem hin, wenn wir im Herbst von dem Dienstgute hinweg müssen? Und dann, wer kann Dich hier wohl sehen?"

Auf dieses Argument antwortete Blenda Nichts, sofern nicht ihr verschämtes Erröthen als eine Antwort gelten konnte.

„Wäre der selige Vater bei uns geblieben, so hätten wir natürlicher Weise gelebt wie bisher; nun aber ist er dahin, und es ist meine Pflicht, für uns Beide zu denken."

„Und was hast Du denn gedacht, Mutter?"

„An Vielerlei, meine Kleine — zuletzt entschloß ich mich bestimmt zu einer Sache."

„Und welche ist dies?"

„An meine Halbschwester Regine Sophie in Stockholm zu schreiben. Wir waren gute Freunde in unserer Jugend, und obgleich sie in ihrer zweiten Ehe — die erste dauerte kein volles Jahr — mit ihrem Rathsherrn zu Vermögen kam — denke Dir nur, liebes Kind, ein Rathsherr in Stockholm, das muß doch wohl Etwas sein — so wurde sie dennoch niemals stolz gegen mich (nun, nun, er war ja auch kein Edelmann, wie mein Alter!), sondern schrieb mir eine lange Zeit jedes Jahr oder jedes zweite Jahr, bis sie nun in der letzten Zeit ganz damit aufgehört hat."

„Und an sie hast Du Dich gewendet?"

„Ja, denn ich sagte zu mir selbst: wäre sie todt, so würde

sie, die so ordentlich ist, gewiß ihrem eigenen Fleisch und Blut eine Notifikationskarte haben schicken lassen — wir bekamen ja einen ordentlichen Trauerbrief, als ihr zweiter Mann starb; der erste, Capitän Blücher war auf der See verkommen, denn er war ein Seemann."

„Ach, liebe Mutter, halten wir uns damit nicht auf! Also Du schriebst?"

„Ja, ich schrieb und erzählte ihr unsere große Noth und daß wir dennoch in Gottesfurcht und Ergebenheit dem Schöpfer dafür dankten, daß wir uns von Schulden und Forderungen frei machen könnten; und so sagte ich: „Liebe Herzens-Sophie Regine! Du bist doch immer so klug gewesen, gib uns armen Frauenzimmern einen guten und vernünftigen Rath! Meine Tochter, deren schönes Gesicht ihr geringster Schmuck ist, ist eine wahre kleine Arbeitsameise, und ich selbst habe gottlob Kraft für Zwei zu arbeiten; also leben können wir schon, wenn wir nur an einen Ort kommen, wo es Arbeit gibt und Arbeit bezahlt wird; und wenn Du, wertheste Schwester, nur wolltest, so könntest Du uns gewiß nützlich werden. Ich nahm mich wohlweislich in Acht, zu sagen, daß ich stets von Glück und Wohlstand geträumt habe, wenn wir nur nach der Hauptstadt kommen könnten, denn ich dachte daran, daß Regine Sophie mir oft meine einfältigen und närrischen Einbildungen, wie sie es nannte, vorgeworfen hatte."

„Und die Antwort?"

„Die magst Du selbst lesen!"

Mit zitternder Hand nahm Blenda den Brief, und als sie die steife gerade Handschrift und die steife Ueberschrift: „Schwester Emerentia!" las, fühlte sie wider ihren Willen eine keineswegs angenehme Beklemmung.

Das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Deinen harten Verlust bedauernd, will ich die Trauer nicht noch größer machen, indem ich darüber rede, denn ich habe in

der Betrübniß selbst nie leere Trostgründe leiden können. Also zu der andern Angelegenheit.

„Zwar bin ich selbst in ganz mittelmäßigen Umständen, aber dennoch will ich mich keineswegs der gemeinsamen Pflicht einer Christin und einer Verwandten entziehen, einen Rath zu ertheilen, wenn dieser von mir verlangt wird.

„Ich möchte fast glauben, jeder Ort gibt ebenso gute Gelegenheit zum Arbeitsverdienst, als Stockholm, denn die meisten von denjenigen, die mit zwei leeren Händen hieher kommen, befinden sich hier weit schlechter, als an dem Orte, woher sie gekommen sind. Stockholm ist eine sehr theure Stadt, und man kann hier ganze Jahre leben, das heißt beinahe verhungern, ohne Arbeit für einen Reichsthaler *) wöchentlich zu erhalten, denn es gehört etwas dazu, bekannt zu werden — und dies, meine liebe Emerentia, ist nicht jedes Menschen Loos."

„Das Alles klingt nicht sehr aufmunternd," sagte Blenda und unterbrach das Lesen, um ihre Mutter anzusehen.

„Lies weiter!"

Und das junge Fräulein fuhr fort:

„Wenn es jedoch Dein fester Entschluß ist, Dich in allen Stücken nach den Rathschlägen zu richten, welche ich gebe, so würde ich — obgleich wir nur Halbschwestern sind und ich mich also allen Weitläuftigkeiten, die leider oft die Folge erwiesener Dienste sind, entziehen könnte — Dich dennoch auffordern können, Deine Tochter mitzunehmen und hieher zu kommen.

„Ich denke Dich nicht auf der Straße zu lassen, sondern Du sollst bei mir in meinem Hause an der Steuermannsstraße auf Ladugardsland **) Nr. . . wohnen; ich habe Dir ein ganz

---

*) Das ist höchstens eilf Silber- oder Neugroschen.
Anm. d. Ueb.

**) Die nordöstliche Vorstadt von Stockholm, in welcher die Kasernen liegen. Anm. d. Ueb.

nettes Dachstübchen abzulassen; und wir wollen durch meine Relationen — zwar habe ich nicht viele, aber doch einige — zusehen, daß die Arbeit nicht fehlt.

„Wenn Du nun Lust hast, Schwester, so richte es so ein, daß Ihr wenigstens einige Fässer voll Butter, einen Schinken und einige Käse mitbringt. Dergleichen könnt Ihr Euch gewiß schaffen, und hier in Stockholm ist Alles, was Nahrungsmittel heißt, von großem Werthe.

„Wenn ich von Eurer Abreise und mit welchem Dampfschiffe Ihr kommt, Nachricht erhalte, so werde ich Euch bei Eurer Ankunft erwarten.

„Die Meinigen sind gottlob gesund.

„Um einen Gruß von mir an die kleine Blenda bittend, verbleibe ich, meine theure Emerentia,

„Deine gewogene und wohlwollende Freundin
„Regine Sophie Thormann."

„Also eine kleine Wohnung in Stockholm!" rief Blenda aus, indem sie den Brief auf den Schooß fallen ließ.

„Ja, ich wußte wohl, daß diese Neuigkeit Dich munter machen würde — ist Dir nicht, als wolltest Du fliegen?"

„Nein, das kann ich nicht sagen."

„Wie? — Du bist nicht zufrieden?"

„Die Einladung war so kalt, so förmlich, in einem solchen Beschützertone!"

„Liebes Kind! wäre Alles gleich im Anfange vollkommen, so hätte man ja nichts zu hoffen und zu erwarten."

„Das ist wohl wahr, aber . . ."

„Laß uns vor allen Dingen nicht ungenügsam sein! Deine Tante ist eine sehr wohlwollende Frau, die es ohne allen Zweifel besser meint, als sie sich ausdrückt; und sollte sie auch wirklich ihren kleinen Stolz haben, so ist ja darüber nicht viel zu sagen! sie ist im Wohlstande, und wir bedürfen ihres Schutzes."

„Ueberdies," fügte Blenda hinzu, „verspricht sie uns vollauf Arbeit — wir werden ihr also nicht zur Last liegen."

„Richtig, Kind: auch wir können unsern kleinen Stolz haben. Und dann, welche Genüsse nach der Arbeit! Im Winter sparen wir uns Geld zu einigen Schauspielbilleten, monatlich einmal — denke Dir nur Kleine, in der königlichen Oper zu Stockholm zu sitzen! . . . Ich sehe schon vor meinen Augen, wie süß Du bist in einem kleinen feinen seidenen Hute, und wie die Leute Dich angaffen . . . Du weißt ja, wie oft wir von Frauenzimmern gelesen haben, die im Theater beobachtet worden sind."

„O Mutter!"

„Und dann, welche Pracht zu schauen — Reihe an Reihe voller Menschen . . . der ganze Hof für sich allein . . . und wie sie die Bühne selbst mit Rittern und Damen, Mondschein und feuerspeienden Bergen, Alles, wie sie es gerade haben wollen . . . Wasser und Wellen, Boote und Pferde, Du Kleine . . . und Wagen und Donner und Blitz — sie können Alles zeigen!"

Blenda's Antlitz gab beredt einen wechselnden Ausdruck von Entzücken und Erstaunen wieder: mit Begierde fing sie die Worte von den Lippen der Mutter auf.

„Aber was fangen wir denn im Sommer an?" stotterte sie, da die Frau Emerentia tief Athem holte.

„Da genießt man tausenderlei Dinge umsonst!"

„Umsonst?"

„Ja wohl! das Haus Deiner Tante liegt ganz in der Nähe des königlichen Thiergartens, welcher aber, wie man mir gesagt hat, jetzt keine Thiere mehr enthalten, sondern nur ein ungeheurer Promenadenplatz sein soll mit allen Arten von Lusthäusern, Lauben und Villen, Bildern und Blumengärten und einem hübschen Schlosse, worin der König und die Königin und alle Königlichen essen, so daß die Leute durch die Fenster zusehen dürfen . . . und dann die Musik der Regimenter . . . und

Wagen mit Staatsjägern und vornehmen Damen — und Offiziere, Du Kleine, welche auf weißen und schwarzen Pferden reiten, und eine Masse von Leuten, welche hin- und hergehen wie eine See. Auch dort ist ein Schauspielhaus, aber ich weiß nicht gewiß, ob man auch ohne Bezahlung hineingehen darf ... Und denke Dir nun — Gott behüte das Land! — wenn es sich so glücklich träfe, daß die alte Majestät stürbe, so bekämen wir das königliche Begräbniß zu sehen, und die Krönung und die Herren und Pagen des Reiches ... und die Krönungspferde mit der königlichen Schabracke!"

„Ach! es ist ganz unmöglich für uns, hinzukommen!" seufzte Blenda, welche erst jetzt, da sie das Perspectiv, welches die Mutter ihr vorhielt, recht auffassen konnte, die Schwierigkeiten zu betrachten begann.

„Ja, sei Du überzeugt, daß wir hinkommen, und das schon in einem Monat!"

Blenda schrie auf — sie konnte diesen Worten nicht glauben.

„Der Reichstagsmann*) und ich, wir sind immer gute Freunde gewesen . . . er soll das Wenige, das wir noch haben, verkaufen, wenn wir erst weg sind. Inzwischen legt er das Geld vorschußweise aus — ich will den Alten schon dahin bringen."

„Aber die Butter, der Schinken und die Käse?"

„Wir haben ja die Blackros, die ich selbst aufgezogen habe — meine einzige Kuh, von der wir hätten leben sollen, wenn wir hier geblieben wären — die Nämndemannsmutter will sie um der Art willen für das Leben gerne haben, und jetzt, da sie etwas in Waaren bezahlen darf, geht das von selbst. Aber, behüte Gott, einen Theil muß man sie baar bezahlen, denn wir wollen uns in der Stadt Hüte kaufen, und Du mußt noth-

---

*) Ein Bauer, der einmal Bevollmächtigter beim Reichstage gewesen ist, behält in dem titelsüchtigen Schweden fortwährend den Namen eines Reichstagsmannes. Anm. d. Ueb.

wendig einen Shawl haben und . . . laß mich denken . . . ein Paar neue, nette Schuhe und Handschuhe und einen Schleier. Ja, ja, meine liebe Blenda, es gehört etwas dazu, wenn man mit dem Dampfboote reisen will — doch Blackros läßt uns nicht im Stiche!"

„Du weißt doch auch Rath zu Allem! . . . Doch, liebe Mutter, nimm nun an, wir sind schon dort, so bleibt dennoch immer eine Unmöglichkeit."

„Nun, dieser Unmöglichkeit möchte ich doch ins Gesicht sehen! — was ist denn das für eine?"

„Ich denke, wir beiden einsamen Frauenzimmer können nicht wohl das Theater oder die große Promenade ohne eine Gesellschaft besuchen."

„Hm, das weiß ich eben nicht. Ich liebe den Anstand gar sehr, aber ich hoffe, ein paar adelige Damen müssen immer respectirt werden. Auch meine ich, es ist die Pflicht Seiner Majestät als ersten Edelmannes und Cavaliers, in seinem Reiche auch den ärmeren Theil des adeligen Standes zu schützen . . . doch jetzt fällt mir noch etwas ein."

„Was denn?"

„Schwester Regine Sophie hat zwei Söhne, einen aus ihrer ersten und einen aus ihrer zweiten Ehe, und diese Herren, Deine Cousins, erzeigen uns gewiß die Gefälligkeit, uns zu begleiten. Der eine von ihnen ist ein Leinwandhändler . . ."

„Leinwandhändler?" wiederholte Blenda.

„Ja, eine Person, welche Leinwand verkauft. Der Titel klingt eben nicht gar vornehm, doch ich frage auch nichts darnach, wie er klingt, denn Gott behüte, ich will nicht, daß Du Deine Augen auf einen von diesen Herren wirfst, und hätten sie auch zehn Häuser — ausgenommen, wie es sich von selbst versteht, in aller Freundschaft, wie es Verwandten geziemt."

„Und mein zweiter Cousin, liebe Mutter?"

„Ja, er, der älteste, hat, wie Regine Sophie einmal schrieb,

einen Galanteriehandel!" antwortete Frau Emerentia mit einer gewissen Verlegenheit.

„Wie, Mutter?"

„Liebes Kind, sie haben dort oben in der Welt so viele Namen, aus denen man hier unten gar nicht klug wird. Ich hoffe, es ist ein ehrliches und achtungswerthes Geschäft, obgleich es, um die Wahrheit zu sagen, sonderbar klingt, mit Galanterien zu handeln."

„Ja, sehr sonderbar — entsinnst Du Dich noch des Buches, in welchem es vorkam, daß . . ."

„O ja, ich weiß noch recht gut, daß von einem Comptoir die Rede war, an welches man sich wendete, um nicht allein, wie es in den Romanen heißt, eine ritterliche Galanterie — ich vermuthe, das Wort Galanterie stammt aus der Ritterzeit, denn die Ritter waren sehr galante Leute — sondern auch wirkliche Ehen abzuschließen. Dergleichen ist aber niedrig. Sie könnten wohl genug haben mit ihren Annoncen. . . . Hier muß jedoch von etwas Anderem die Rede sein, denn Regine Sophie ist allzu ehrbar und streng in ihren Sitten, als daß sie es dem Sohne gestatten sollte, ein solches Geschäft zu übernehmen."

„Wir werden es ja sehen, liebe Mutter! Inzwischen ist nun mein Schlaf dahin nicht nur für diese, sondern auch für viele Nächte."

III.

Wie man vielleicht schon eingesehen hat, gehörte Frau Emerentia zu jenen Charakteren, welche das Privilegium haben, sich selbst für glücklich zu halten.

Bei dieser Frau fand sich eine bewunderungswürdige Mischung von Vernunft und Einfalt, Selbstklugheit und Hochmuth,

Dreistigkeit und Heiterkeit, jedoch war keine von diesen Eigenschaften den übrigen so überlegen, daß sie der Entwickelung des Ganzen im Wege stand. Nur Eines konnte man bei ihr allmächtig nennen, nämlich die schwärmerische Hoffnung, welche jetzt fast ausschließlich auf dem künftigen Glück ihrer Tochter beruhte. Unglücklicher Weise aber hatten alle Charakterzüge der allherrschenden Macht Stoff geliehen, weshalb diese denn auch immer in mehreren Farben schillerte.

Gleich ihrer Halbschwester Regine Sophie hätte auch Frau Emerentia mit einem wohlhabenden Bürger verheirathet werden können, doch aus edlem Stolze zog sie den armen Edelmann vor; denn — selbst ein hochwohlgebornes armes Fräulein — sagte sie „Gleich und Gleich gesellt sich gern . . ." Auch wurde ihre Ehe sehr glücklich, denn sie ließ sich gnädige Frau nennen, und so lange ihr Mann lebte, konnten wohl bisweilen Brod und andere Nothwendigkeiten im Hause fehlen, doch die Hoffnung verließ sie ebenso wenig, wie das Streben und die frohe Laune der Frau Emerentia; und so ärmlich man auch lebte, so war man dennoch mit dem Commissär und dem Comminister in Compagnie über die jährliche Abgabe für Bücher von der nächsten Leihbibliothek.

Und wenn dann, nachdem sie einige Tage gefastet, ein tüchtiges Packet ankam, so hätte man die forschenden Blicke der Mutter und Tochter sehen sollen, während der selige Fähndrich vorsichtig — um Bindfaden zu sparen — den Knoten löste, anstatt ihn abzuschneiden. Endlich liegt die Herrlichkeit offen am Tage, und die Frauenzimmer können kaum athmen vor bebendem Entzücken.

„Haben wir die verlangten Bücher erhalten, mein Lieber?" fragte da gewöhnlich Frau Emerentia. „Ist der Naturmensch da, ist Arkadien da, ist das verauctionirte Kind da?"

„Alles, Mutter, Alles!" Und weit und breit bis hinab

zu den imponirenden Worten: „Gedruckt bei Lindh in Oerebro," las der Fähndrich das ganze Titelblatt vor.

Mit verschämter Stimme fragte nun Blenda: „Ist kein Ritterroman da, lieber Vater?"

„O ja . . . hier haben wir ja Rudolph von Werdenberg."

Jetzt waren Alle zufrieden, denn während Vater und Mutter sich am liebsten an La Fontaine's bald humoristischen, bald idyllischen Familiengemälden ergötzten, schlug doch Blenda's Herz niemals so stark, als wenn der Vater mit seiner ausdrucksvollen Stimme die schönen Ritterbücher las, in denen Turnierspiele, mystische Helden mit geschlossenen Helmen, und Burgfräulein, in Gold und Silber stickend, durch einander wimmelten, und der Hintergrund erfüllt war mit Zugbrücken, gothischen Thürmen, Vehmgerichten und vor allen mit jenen entzückenden Wesen, welche wandernde Troubadours genannt wurden, unter deren Gestalt sich so oft ein verkleideter Liebhaber, bisweilen wohl gar eine Liebhaberin verbarg.

Mochten aber die Bücher von dem Familien- oder dem Ritterleben handeln, so fühlte die kleine Familie sich so gefesselt — die Frauenzimmer bei ihren leise schnurrenden Spinnrädern, die von selbst zu gehen schienen, der Fähndrich bei der Pfeife und seinem Beruf als Vorleser — daß der Nachmittag und der Abend wie ein Wind dahin flogen, und wenn man auch nach diesem Seelengenuß für den Körper weiter nichts als Gerstenbrei hatte, so war das von gar keiner Bedeutung, „denn," sagte die Hausmutter, nachdem sie gleichwohl zuvor für den Vater ein Stückchen kaltes Fleisch in der Speisekammer aufgesucht hatte, „man ißt ja nur, um das Leben zu erhalten, und wenn man zuletzt auch nur Hafermehlbrei hat, so ist man darum noch nicht unglücklicher."

Nicht ein einziges Mal fiel der guten Frau der Gedanke ein, diese poetische und lose, in solchem Ueberfluß genossene Speise könnte ihrer geliebten Blenda schädlich werden — nein, in Blenda's

Kopfe mochten Ritter und Pagen, Fräulein und Troubadours frei umherwimmeln: und obgleich diese ganze Schule nebst der Lafontaine'schen und Kotzebue'schen mit ihrem hochgespannten und weiten Gefühlsfluge damals schon veraltet war und die übrige Welt von der neuen oder Walter=Scott'schen entzückt wurde, so verlohnte es sich für die Waverley=Novellen mit ihrem nüchternen Verstande, ihren bewunderungswürdigen Naturbeschreibungen und kraftvollen, wenn auch dem alten Geschmacke nach unromantischen Charakteren gar nicht der Mühe, ihren Vorgängern auf dem Fähndrichsdienstgute den Rang abzulaufen.

Wenn der Besitzer der Leihbibliothek je zuweilen einen „neumodischen" Roman schickte, so schrieb Frau Emerentia und bat ganz ergebenst, er möchte sie mit „solchem Geschmiere" verschonen, denn dieses könnte gewiß ein jeder Mensch schreiben, der nur mit Bergen und Seen bekannt wäre — sie bezahlte für „wirkliche" Bücher, und erhielte sie solche nicht, so gebe es gottlob ebenso gut eine Leihbibliothek in Wenersborg als in Skara.

Nach dieser Zurechtweisung erhielten sie denn auch nichts Anderes, als was der neumodisch gesinnte Buchhändler alten Plunder nannte, und so kam es, daß die kleine Familie immerwährend rückwärts lebte und sich eigensinnig in der Sphäre festhielt, in welcher sie sich am besten befand.

Unter allen Romanen, die Blenda's junges Gemüth gefesselt hatten, war besonders einer, den sie hoch schätzte, daß der Vater denselben kaufte und ihn ihr zum Geburtstage schenkte, und dieses Nonplusultra von interessanten Werken führte den Titel: „Bertha und Agnes, oder Stolz und Liebe."

Die stolze Bertha und die liebesweiche Agnes liebten beide den Ritter Egbert Montabor; und der Ritter Egbert Montabor „gleich einem Stern," wie es im Liede heißt, leuchtete ihnen Beiden, denn er betete die stolze, muthige Bertha an, aber seine Liebe gehörte der zärtlichen, sanften Agnes, welche vor seinem

starken männlichen Muthe erzitterte, während Bertha ihn stets anfeuerte, die Gefahr zu suchen.

Das Alles verursachte in Blenda einen ewigen Kampf. In dem einen Augenblicke träumte sie, daß sie, gleich Agnes, die unter Blumen, Lämmern und Vögeln einherwandelte, bald ritt sie wie Bertha verkleidet in das Lager ihres ritterlichen Geliebten, und trotzte der Verschämtheit ihres Geschlechtes, um nur einige Stunden in seinem Zelte weilen zu dürfen, bald schlich sie wieder, verwandelt in einen Troubadour, mit der Harfe unter dem Arme hinauf in die Burg der Agnes, um von den Heldenthaten des Ritters Egbert Montabor zu singen: dieser Gesang sollte Agnes dazu vermögen sich zu verrathen, wodurch Bertha selbst sehen und beurtheilen könnte, ob das Gerücht die Wahrheit sagte, wenn es erzählte, daß Egbert, ihr Verlobter, sich in die Tochter der Wittwe verliebt hätte, deren Gerechtsame er — von Bertha dazu aufgefordert — zu vertheidigen in den Kampf gezogen war.

„Ach," sagte Blenda zu sich selbst, „sie sind beide so beneidenswürdig, daß ich nicht weiß, welche von ihnen ich sein möchte . . . vielleicht dennoch Agnes," fuhr sie erröthend fort; „aber nicht so taubenähnlich." (Agnes wurde zuletzt die Gattin des Ritters Montabor.)

Wenn aber in der Stunde der Dämmerung das Klavier geöffnet wurde, dann wurde sie wieder die freimüthige Bertha, welche in der Gestalt des Troubadours die Burg der Agnes besuchte und sang:

Von Tapferkeit und Männermuth
Erglüht des deutschen Ritters Blut:
Von Meer zu Meer, von Strand zu Strand
Stürmt er hinaus in's fernste Land.
Doch Ritter Egbert Montabor,
  Gleich einem Stern,
Glänzt allen Helden Deutschlands vor.

Sein Heerzug gleicht des Sturmes Ton,
Sein Muth erschreckt von ferne schon —

Des deutschen Ritters muth'ger Gang
Erwirbt sich Tanz, Spiel und Gesang.
Doch Ritter Egbert Montabor,
Gleich einem Stern,
Glänzt allen Helden Deutschlands vor.

Des deutschen Ritters Liebe ist
Stets rein und sonder arge List;
Und deutscher Mädchen keuscher Sinn
Verdienet Schutz und treue Minn'.
Doch Egberts Bertha glänzet vor
Gleich einem Stern —
Sie liebet Egbert Montabor.

So lebte unsere junge Heldin in ihrer Heimath, und theilte ihre Zeit unter ihrer Arbeit, ihren Träumen, ihrem Klavier, ihren Tauben und ihrem Blumenbeete, welches letztere ihr eine Welt von nicht geringerem Interesse war, als der Königin Semiramis die hängenden Gärten: auch Blenda hatte es sich ausgedacht, wie eine kleine Terrasse — sechs Ellen lang und vier Ellen breit — auf einer aus dem Berge vorspringenden Felsenspitze angelegt werden konnte, und sie hatte selbst mit dem Dienstmädchen und dem Hirtenknaben die Erde dorthin geschafft und hernach bepflanzt.

Für ein so junges und unschuldiges Wesen wie Blenda mußte auch dies Alles hinreichend sein, um sich glücklich zu fühlen.

Durch die Krankheit des Vaters wurde aber der freundliche Friede in ihrem Leben gestört, und wie wir wissen, war Alles Verwirrung, Finsterniß und Kummer gewesen bis an den Abend, an welchem die Mutter jene große Karte der Zukunft entfaltete, auf der so viele Wege einander kreuzten.

* * *

Wie Blenda sich prophezeit hatte, war in der Nacht nicht viel aus dem Schlafe geworden, und in den Augenblicken, da

der Schlummer ihre Augen schloß, waren die Träume um so thätiger.

Dies waren jedoch neue Träume.

Bald war sie im Schauspiel, und ein vornehmer Herr mit vielen Orden auf der Brust bückte sich artig herab auf die Lehne ihrer Bank; bald sah sie sich äußerst elegant gekleidet umherwandeln auf „der großen Promenade,“ mit einem Bedienten in Livree hinter sich und einer schönen, ritterlichen Gestalt neben sich, die mit den Blicken ihre Wünsche errathen zu wollen schien. Bald rollte sie in einem bequemen Wagen in halbliegender Stellung dahin, und endlich befand sie sich in einem kleinen mystischen Kabinette und wartete lesend darauf, daß die Kammerjungfer, welche den Befehl erhalten hatte, eine Person mit verbundenen Augen einzulassen, die Thüre öffnen würde.

Kurz: die arme Blenda war ganz verwirrt von allen verschiedenen Rollen, die sie ohne Zweifel in der großen Welt spielen würde, in welcher so viele Nebenbuhler des stolzen Ritters Montabor bereit waren, um ihre Gunst zu wetteifern.

Natürlich — denn dergleichen gehörte mit zum Stücke — mußte erst, ehe man so weit käme, ein Leben voller Widerwärtigkeiten und Entsagungen vorangehen. Wenn aber nur das Ende gut wurde (und wie konnte man wohl daran zweifeln?), so mußte es ganz leicht werden, das Vorspiel zu ertragen.

Inzwischen war unsere Heldin keineswegs einfältig: sie war im Gegentheile ein Mädchen mit klarem Verstande, und obgleich ihr die Art von Takt abging, welchen das Gesellschaftsleben und die Gewohnheit verlangen, so fehlten ihr doch nicht die Eigenschaften, welche dazu erforderlich sind, ihn zu erwerben. Aber zufolge ihres lebhaften Gemüthes hatte die ganz romantische Erziehung, welche sie genossen, sich so mit ihrem Wesen verschmolzen, daß sie gar nichts für unmöglich hielt, wenn sie auch in ihrem Glauben an die Ereignisse nicht so weit ging, wie ihre Mutter.

Noch dazu sagte ihr diese Mutter immerwährend, sie — die Tochter — wäre schöner, als alle Heldinnen, von denen sie gelesen hatte: und wenn Blenda, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, in den kleinen Spiegel blickte, so vermuthete sie, daß die Mutter vielleicht nicht Unrecht hätte, und mit geheimem Wohlbehagen und kindlicher Naivetät nickte sie dann ihrem entzückenden Bilde zu, als wollte sie sagen: „Wir werden ja sehen, was daraus werden kann!"

Das Beste an Blenda war jedoch das Herz, dieses gute, reine Herz, dem sie oft alle ihre schönen Träume, ja sogar das Romanlesen opferte, um einem nothleidenden Nächsten zu Hülfe zu eilen: und der Beistand, den sie leistete, zeigte sich nicht allein in Wachen, Warten und Zärtlichkeit, sondern sogar darin, daß sie im Stillen viele kleine Arbeiten verfertigte, von denen der Verdienst für diejenigen bestimmt war, welche weniger hatten, als sie. Wenn dann die Unterstützten flüsterten, daß ein Engel des Himmels sie besuchte, so lächelte Blenda gleich einem wirklichen Engel und dachte, es wäre doch das Allerschönste von allem Schönen auf Erden, wenn man Andern dienen und sie trösten könnte . . . .

. . . .

„Siebenschläferin! willst Du nicht erwachen?" sagte Frau von Kühlen, indem sie streichelnd die rosige Wange der Tochter berührte.

„Ach, Mutter, welchen dummen Schlaf und welche dumme Träume habe ich gehabt!" Blenda streckte der Mutter die Arme entgegen und verbarg ihr glühendes Antlitz an dem mütterlichen Busen.

„Ja, ja, das konnte ich mir wohl denken! . . . Doch höre, was ich heute schon ausgerichtet habe — ich bin beim Reichstagsmann und bei der Nämndemannsmutter gewesen."

„Ich wage kaum zu fragen, wie es abgelaufen ist!"

„Das siehst Du mir wohl an — Alles ist abgemacht: der

Reichstagsmann schießt uns das Geld zur Reise vor. „„Es wäre Sünde und Schande,““ sagte der Biedermann, „„wenn ich nicht zwei einsamen Frauenzimmern helfen wollte, besonders jetzt, da es so vortrefflich steht, daß eine Verwandte sich ihrer annehmen will.““

„Ach, mein Gott! es wird also wirklich etwas daraus?“

„Ganz bestimmt! Der Reichstagsmann fährt uns selbst nach Wenersborg; und sobald ich mit dem Commissar ein Wort geredet habe, daß er für uns Platz bestellt, und der Tag bestimmt ist, so schreibe ich an Regine Sophie, daß sie uns in dem fremden Lande entgegenkommt.“

Es entstand eine kurze Pause.

Frau Emerentia war hierauf gar nicht vorbereitet: sie erwartete einen Ausruf des Entzückens und der Bewunderung über die von ihr entwickelte Thätigkeit zu hören.

„Glaubst Du denn meinen Worten nicht, Kind? — Glaubst Du nicht an Dein eigenes Glück?“

„Ja, ich glaube, doch . . . vergib mir, liebe Mutter!“ Und mit einem Ausdrucke von Angst und rührendem Schmerz faltete Blenda ihre Hände, indem sie zu der Mutter einen Blick erhob worin Thränen glänzten.

„Mein Töchterchen, was ist Dir?“

„Mir ist bange!“

„Bange? — wovor denn — unter dem Schutze Gottes und Deiner Mutter?“

„Vor mir selbst!“

Frau Emerentia sah ein wenig verlegen aus. „Wie?“

„Ich weiß nicht, was mich ankommt — ich bin nicht so wie vorher. Gestern Abend vergaß ich vier Dinge, deren ich mich erst jetzt entsinne.“

„Laß hören, was für Dinge das sind! Dein Kopf war ja auch so voll, Du armes Kind, daß Du nicht an Vieles denken konntest.“

„O ja, denken konnte ich schon an Etwas: ich war so... so vornehm in meinen Träumen, sowohl schlafend, als auch wachend. Ich habe . . . doch ich schäme mich, daran zu denken. Das Alles kann nicht recht sein, da ich deswegen so viel gefehlt habe."

„Nun, so komme doch endlich zu dem Bekenntnisse Deiner Fehler!"

„Erstlich habe ich noch nie an einem Abende, vom Anfange des Frühlings an bis in den Herbst hinein, es vergessen, meine Blumen zu begießen."

„O, Närrchen! nichts Schlimmeres?"

„War es denn nicht unrecht, diese lieben Blumen zu vergessen, die mir so viele Jahre lang Freude gemacht, die ich selbst erzogen, gereinigt und unter Furcht und Hoffnung betrachtet habe — und das über einen Gedanken, der nur eine Stunde alt war?"

„Es war aber doch zu verzeihen, daß das Blumenbeet einem solchen Gedanken nachstehen mußte."

„Demnächst," fuhr die Selbstanklägerin mit stärkerer Betonung fort, „vergaß ich meinen Tauben Futter zu geben — war das denn auch nichts?"

„Wenigstens schadet es nichts, denn ich habe gesehen, daß Lisa es that."

„Das ist gewiß nicht einerlei. Doch, mein Gott, es kommt wohl noch schlimmer!"

„Nun?"

„Ich gehe ja an jedem Dienstags- und Sonnabendabende zu der armen Brita auf Jonsängen . . . sie, die lahm und verlassen da sitzt, hat keine andere Freude in der Welt, als wenn sie mich mit meinem Körbchen erblickt — gestern bekam sie mich aber nicht zu sehen!"

„Nun so wird es ihr heute um so angenehmer sein: heute wird sie sich über das Gute freuen, das ihrer wartet . . . und

um es recht feierlich zu machen, so nehmen wir ein Stückchen Speck und legen dieses in den Korb."

Blenda schüttelte das Haupt, und diese Bewegung, und der stille Seufzer, welcher ihre Brust hob, verriethen, daß sie sich nicht getröstet fühlte.

„Es ist noch nicht Alles!" fuhr sie leise fort.

„Nun — das Letzte?"

„Ich dachte nicht einmal an mein Abendgebet — ich habe nicht gebetet!"

„Ich habe statt Deiner gebetet, liebes Kind, und bin vollkommen überzeugt, der gute Gott wird Dir diese kleine Schuld, an welcher Dein großes, unvorbereitetes Glück schuld war, verzeihen."

„Doch," wendete das junge Mädchen ein mit einem Ausdrucke, in welchem Verdruß und auch Schrecken lag, „es kann unmöglich Recht sein, wenn man sich einem Glücke hingibt, das da macht, daß wir unsere bisherigen Freuden und Pflichten, ja sogar Gott und das Gebet vergessen. Dieser Zustand macht mich unruhig!"

„Beruhige Dich, meine Tochter! Du bist jung, Dein Blut ist warm, aber ich kenne Dich besser, als Du selbst, und ich betheuere heilig: Du wirst nimmermehr weder Deine Pflichten noch auch Deinen Gott vergessen, wenn Du auch, gleich einem andern sündigen Menschen — denn wir sind ja keine Engel — in einer aufgeregten Stunde weniger zugänglich sein magst für diese zarten Gefühle."

„Du glaubst also . . ."

„. . . Daß Dein Friede wiederkehren wird, sobald Du Deine kleinen Versäumnisse nachgeholt hast — und da bist Du die Erste, welche wieder von der Reise anhebt."

„Wenigstens," entgegnete Blenda, „will ich erst anordnen, wie es mit demjenigen gehen soll, was ich hier lasse."

„Du meinst die Blumen, die Tauben und Deine alte lahme Brita?"

„Ja, ja!"

„Diese Anordnungen sind leicht gemacht. Anders Persson, der im Herbst das Dienstgut entgegennimmt, hat eine gute Tochter, die kleine Kerstin — ihr testamentirst Du Dein Blumenbeet, und damit sie mit Freuden sich selbst eine Freude schafft, gibst Du ihr Dein kleines gelbgewürfeltes Halstuch, das doch vielleicht allzu verblichen ist, um es in Stockholm zu tragen . . . und bekommt sie ferner noch die kleine Pappschachtel mit den Riechflaschen, so weiß ich, daß sie für ihre Mühe belohnt ist!"

„Dank, gute Mutter! — das soll Kerstin gewiß bekommen, und ich will sie noch obendrein so freundlich bitten, daß sie meinen Blumen gewiß gut werden soll . . doch die Tauben?"

„Die geben wir der Reichstagsmannsmutter, die schon Tauben hat — dort haben sie große Gesellschaft und nie Mangel an Futter. Und dann, wenn wir es so in Stockholm haben, daß wir sie zu uns nehmen können, so hast Du Deine Lieblinge noch, und wir brauchen sie nur kommen zu lassen."

„O mein Gott! Du erfreuest und erleichterst mein Herz! . . . Schon die Hoffnung, sie einst wiedersehen zu können, macht mich zufrieden . . . Jetzt ist nur noch die alte Brita übrig."

„Für die gute Alte, die Dich so sehr liebt, sollst Du an jedem Abende eine halbe Stunde länger arbeiten, als wir sonst nöthig haben würden, und aus allen diesen halben Stunden wird monatlich eine kleine nette Summe, die Du Deiner lieben Alten in einem Briefe schicken kannst, welchen der Comminister ihr gewiß recht gerne vorlesen wird."

Jetzt warf sich Blenda der Mutter in die Arme, ohne daß ihren Lippen ein Wort entfiel; nur die Augen redeten; doch ihre Sprache war verständlich genug.

Und nachdem Blenda alle ihre Versuche abgestattet und ihre kleinen Gewissensbisse beruhigt hatte, war sie, wie Frau Emeren-

tia vorhergesagt hatte, die Erste, welche zurückkam auf das Kapitel von den großen Ereignissen, die eine Folge ihrer neuen Aussichten sein mußten.

Wir überspringen eine Zwischenzeit von drei Wochen, in denen die Zurüstungen alle Gedanken unserer reisenden Damen beschäftigten, und finden sie nach Verlauf dieser Zeit bei der ersten Station — in Wenersborg — wieder.

IV.

Der zweite Juli des Jahres 1832 war der merkwürdige Tag, an welchem unsere Heldin ihre neue Zeitrechnung begann, denn an diesem traf sie mit ihrer Mutter wohlbehalten in Wenersborg ein in dem zweispännigen Wagen des Reichstagsmannes, in welchem auch der eben nicht vortrefflich versehene Mantelsack an der Seite der beiden Butterfässer, des Schinkens und der Käse — Alles gleichwohl sorgfältig in Sackleinwand gepackt — Platz gefunden hatte.

Mit Ausnahme einiger Besuche in Skara war Blenda noch niemals in einer Stadt gewesen. Aber sie hatte von so vielen Städten gelesen und in der Phantasie so oft darin gelebt, daß sie auf keine Weise, wie man es nennt, verwirrt wurde.

Wenersborg war ja überdies nur eine „Residenzstadt" *)

*) Man nennt in Schweden jede Hauptstadt eines Läns, worin ein Landhauptmann wohnt, sowie auch jede Hauptstadt eines Stiftes, worin ein Bischof seinen Sitz hat, eine Residenzstadt, und die Wohnung oder das Haus eines Landhauptmanns und eines Bischofes die Residenz desselben. Anm. d. Ueb.

und bedeutete also wenig für Leute, die nach der Hauptstadt zu reisen gedachten.

Es war etwa zwei Uhr des Mittags.

Nicht weit vor der Stadt hatte man aus dem Eßkober die letzte Mahlzeit gehalten, und da das Dampfschiff nicht vor sieben oder acht Uhr erwartet wurde, so hatte Frau von Kühlen die Zwischenzeit zum Aufkauf der Sachen bestimmt, welche Blenda verschönern und ihr ebenfalls ein wenig aufhelfen sollten.

Was die Laune unserer Damen an diesem großen Wendepunkte betrifft, so müssen wir der Wahrheit gemäß gestehen, daß dieselbe bei keiner von Beiden so farbenreich war, als damals, da wir sie verließen — nicht daß die werthe Frau nur eine Sekunde daran gezweifelt hätte, daß am Ende alles vortrefflich gehen würde, oder daß Blenda mit einer Art von Mißmuth dem unaufhörlichen Arbeitsleben, das ihrer wartete, entgegengesehen hätte, denn dieses würde gewiß von dem einen und dem andern unvorhergesehenen Ereignisse unterbrochen werden; aber der Abschied von dem Grabe des Gatten und Vaters, sowie von der kleinen Heimath, in welcher sie so lange glücklich gelebt, hatte — im Verein mit dem seit der vorigen Nacht anhaltenden Sturm die Gemüther herabgestimmt, besonders da Beide nicht hoffen konnten, Heldinnen zur See zu sein.

Der Reichstagsmann hatte seinen alten Nachbarinnen vorgeschlagen, in seinem bekannten Quartiere einzukehren; doch Frau Emerentia war allzu besorgt um ihre Würde, als daß sie in dergleichen hätte willigen können.

Eine adelige Dame, die mit ihrer Tochter aus einer gemeinen Kneipe kam — unmöglich! Hätte die Gesellschaft auf dem Dampfschiffe so etwas gesehen, so hätte ja Niemand vor den neuen Gästen aufstehen wollen.

Nein, es mußte heißen, sie hätten im „großen Wirthshause“ gewohnt, und eine Tasse Kaffee, die man der Schande wegen

nahm, war Alles, was nothwendig war. Das Zimmer kostete nichts, hatte der Commissar gesagt, wenn man nicht darin schlief.

Der Wagen hielt daher vor dem Quartier des Reichstagsmannes, wo man die Sachen zurückließ, damit er sie an Bord bringen könnte; wogegen der Ehrenmann der in der Stadt bekannt war, den Damen erst den Weg zu einer Putzmacherin zeigte, bei welcher sie ihren Kopfputz erneuerten, und dann in den Gasthof führte, woselbst sie im ersten Stockwerke neben dem großen Tanzsaale ein Zimmer erhielten, welches sie wahrscheinlich nicht erhalten haben würden, wenn sie mit ihren alten Reisemänteln und graugewürfelten baumwollenen Hüten eingetreten wären. Blenda war jedoch so entzückend in ihrem neuen gut genähten schwarzen Trauerkleide, ihrem kleinen modernen Strohhute mit dem flatternden schwarzen Schleier, und die weichen blonden Locken schmiegten sich so anmuthig an die Wangen, daß Niemand dem angenehmen Einflusse, den sie ausübte, widerstehen konnte, ein Einfluß, der noch gesteigert wurde, wenn sie mit ihrer sanften melodischen Stimme redete.

Den Ohren der Aufwärterin entgingen auch keineswegesdie Titel der neuen Fremden.

„Ihro Gnaden und das Fräulein werden weiter von mir hören, wenn das Fahrzeug kommt!" sagte der Reichstagsmann und nickte ein treuherziges Lebewohl, welches Mutter und Tochter dadurch erwiederten, daß sie ihm freundlich die Hände reichten.

Und jetzt waren denn unsere Damen allein in der Erwartung des Kaffees. Doch sobald sie denselben erhalten hatten, wollten sie wieder hinaus in die Stadt, um die letzten Ueberbleibsel der guten Blackros — der einzigen ehemaligen geliebten Kuh der Frau Emerentia — in ein Halstuch, in Schuhe und Flor zu verwandeln . . . denn bis jetzt hatte man erst an den Kopf gedacht.

„So, mein Kind! jetzt sind wir, Gott sei gelobt, wenigstens beim Anfange!" meinte Frau Emerentia, indem sie den Inhalt

des Strickbeutels auspackte und besah. . . . Ich möchte wohl wissen, wer weiter hier wohnt! Gabst Du Acht auf den hübschen jungen Mann, der vor der Thüre stand, als wir vorübergingen?"

„ . . . und der mich so genau betrachtete, daß ich nicht genau unterscheiden konnte, wie er aussah?" fiel Blenda offenherzig ein.

„Ja, er verschlang Dich wirklich mit den Augen — doch darüber wundere ich mich nicht: ich wußte vorher, daß man Dich ansehen würde, wenn Du nur den Fuß zur Thür hinaus setztest. Wenn ich nur wüßte, wer er eigentlich ist! . . . Jetzt laß mich nachsehen, ob ich Alles hier habe . . . Kamm . . . Pommadenbüchse . . . Nadelbüchse . . . Nadelkissen . . . Er sah recht vornehm aus, obgleich er sehr braun war . . . Das weiße . . . und das schwarze Zwirnknäuel . . . Bindfaden . . . die Brille . . . O Du mein Gott, die Rolle Band, die mir so nothwendig ist, liegt im Mantelsack!"

„So, Mutter? Du meinst also, seine Hautfarbe ist so dunkel?" fragte Blenda neugierig.

„Ich sage Dir, daß ich meine Rolle Band vergessen habe, und daß ich sie haben muß — Du weißt ja selbst, wo meine Bänder fehlen, Du kleine Nachlässige, Du hast sie ja so schlecht angesetzt . . . Nun, ich weiß, wie ich's mache: wir gehen mit einander aus, und nachdem wir den Shawl gekauft haben, laufe ich in das Quartier, während Du die Schuhe und den Flor wählst ... darauf triffst Du mich am rechten Ende des Marktes."

Die Ankunft des Mädchens mit dem Kaffee unterbrach die vertraulichen Anordnungen.

„Dies ist ein recht schönes Hotel!" begann unsere neugierige Frau, indem sie der Aufwärterin einen aufmunternden Blick zuwarf. „Ich kann mir denken, daß hier viele Reisende wohnen."

„O ja, so ziemlich, kann ich sagen."

„Davon war ich im Voraus überzeugt — und wohl größtentheils vornehme Herrschaften?"

„O, alle Arten.“

„Wohnt Jemand hier neben an? Es ist ja Alles still.“

„Dort? — da wohnt der reiche Graf C—creutz, der zwei Zimmer hat und außerdem noch eine Bedientenkammer unten. Wenn er aber nicht zu hören ist, so ist er entweder ausgegangen oder auch hält er sein Mittagschläfchen.“

„Er ist wohl ein alter Mann?“

„Warum denn das? er ist ein junger Mensch, ein hübscher Herr, und junge, schmucke Herren müssen wohl auch ein Mittagsschläfchen halten, besonders wenn sie die ganze Nacht am Spieltische gesessen haben, wie dieser Schonen'sche Graf?“

„Welch ein schöner und wohlschmeckender Kaffee, und welche feine weiße Zwiebacke! . . . Ist er dunkel oder hell, der junge Graf?“

„Nun, man kann es ihm nicht eigentlich vorwerfen, daß er an Haaren und Augen und Farbe so hell ist — es ist Alles dunkel — doch an Gemüth ist er hell genug.“

„Und wohl auch ein Offizier?“

„Das weiß ich wirklich nicht — er ist gekleidet wie andere Leute, nur sehr fein.“

Jetzt machte das Mädchen eine Miene, welche anzuzeigen schien, daß sie meinte, sie hätte nun zum Ueberflusse die Neugierde der Reisenden befriedigt, und war eben im Begriff, sich zu entfernen, als Blenda, die bisher ruhig am Fenster gestanden hatte, leise einfiel: „Wer wohnt sonst noch hier?“

„O, wir haben die ganze Haute volée — einen Russen (sie sagen, er soll ein Fürst sein), zwei Stück Engländer und eine ganze Masse von Herren und Damen, die mit dem Dampfschiffe nach Stockholm gehen werden.“

Nach diesen außerordentlich großen Aufklärungen verschwand aber auch die beschäftigte Aufwärterin.

Die gnädige Frau von Kühlen meinte in dem jetzigen Augenblicke ungefähr in der Lage zu sein, wie eine Dame, die

hinsichtlich ihres Anzuges, den sie zu einem großen Feste wählen soll, in der Wahl und Qual steht. Sie war vollkommen überzeugt, daß nicht der russische Fürst und die englischen „Lords" — weniger konnten sie unmöglich sein, wohl aber möglicher Weise Herzoge — sondern auch der reiche Schonen'sche Graf sich in Blenda verlieben würden, wenn sie dieselbe nur sähen, und dieser Umstand hing von dem Zufalle ab, welcher es vielleicht so fügte, daß sie alle auf dem Dampfschiffe reisten . . . Hier aber drohten die großen Hoffnungen sie fast zu ersticken.

„Du bist so still, liebe Mutter! — woran denkst Du?"

„Ich sitze und überlege bei mir selbst, meine Kleine! Ich entsinne mich der Beschreibung eines Schlosses, von dem es heißt, es hatte dort Zimmer von dem reinsten Marmor mit Springbrunnen und den göttlichsten Blumen, und in einer so ungewöhnlichen Bauart aufgeführt, daß Alles wie bezaubert war, und ich glaube — obgleich ich es nicht so genau sagen kann — es gab drei- oder vierhundert Zimmer in dem Schlosse."

„O, ich weiß: es war ja ein maurisches Schloß!"

„Das will ich nicht läugnen — doch welches Unglück kann darin liegen? Ein maurischer Prinz kann ebenso gut sein, wie ein russischer Fürst und ebenso berechtigt, in der Welt umherzureisen, wie englische Pairs oder deutsche Herzoge . . . es gibt viele Herzoge in Deutschland, und sie können doch wohl auch nicht immerwährend zu Hause sein — dergleichen Leute reisen oft incognito!"

„Das ist möglich genug, liebe Mutter; doch maurische Prinzen reisen nicht mehr. . . . Ach, wie weinte ich, als ich ihre Flucht aus Spanien las! Sie sind gewiß nicht wieder zurückgekommen — nein, es gibt keine Mauren mehr!"

„Nun, so gibt es spanische Granden, liebe Blenda, das leidet gar keinen Zweifel; Don Juan, Don Sebastian, Don Rodrigo und wie sie alle heißen. Meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen hatte, traf einmal nicht weniger als drei Spanier."

„Aber, wie in aller Welt, liebe Mutter, verfällst Du jetzt, da wir ausgehen und einkaufen wollen, mit Deinen Gedanken auf Spanier und Mauren?"

„O, der Gedanke fliegt und fährt. Ich will nur sagen; es ist nicht ganz unmöglich, daß wir, die wir jetzt reisende Damen sind, auf das Eine und das Andere stoßen können. . . . Doch es ist Zeit, an Deinen Einkauf und an meine Bandrolle zu denken. Setze nun den Hut auf und sieh nicht allzu sehr auf die Straße hinab, wenn Du gehst, liebes Kind!"

„Auf die Straße hinab?"

„O, Du verstehst wohl!"

„Nicht im Mindesten."

„So höre denn: die Ehrbarkeit ist die höchste Zierde des Weibes; doch darf sie sich weder menschenscheu zeigen noch sich zieren, sondern den, der sie ansieht, frei ansehen können. Behüte Gott, daß Jemand sagen sollte: „„Sieh, dort geht ein Landfräulein!""

„Aber liebe Mutter!"

„Still, mein Engel! Ich meine nicht, daß Du irgend Jemandes Blicke aufmuntern sollst, wenn Du von solchen verfolgt wirst, sondern ich meine: wenn sich eine natürliche Gelegenheit zu einer anständigen Connaissance darbietet, so sollst Du auch natürlich sein, wie Du pflegst. Es überfällt Dich Niemand mit Naseweisheiten, das kann ich Dich versichern, denn Du siehst ebenso entschlossen aus, wie ich in m e i n e r Jugend."

„Gut, liebe Mutter, ich wünsche nichts Besseres, als natürlich sein zu dürfen — ich werde also ganz so sein, wie es mir am besten scheint, wenn eine solche Gelegenheit eintrifft, wie Du Dir vorstellst."

„Gut, mein Kind . . . und nun Marsch! Ich meine, ich sehe auch nicht so übel aus — wenn es nur immer gutes Wetter bleibt, so daß wir nicht nöthig haben, die Mäntel hervorzuholen!"

In demselben Augenblicke, da Mutter und Tochter die eine Halbthüre ihres Zimmers öffneten, trat eine Person gegenüber aus der Thüre in den Saal.

Diese Person war eben jener dunkelfarbige junge Mann, der bei ihrer Ankunft vor der Thüre des Gasthofs gestanden hatte.

Als er auf dem Wege durch den langen Saal an den Damen vorbei kam, grüßte er voller Achtung, und wiederum weilte sein Blick auf dem jungen Mädchen mit einem Ausdruck, der diesmal nicht allein Neugierde, sondern auch eine gewisse Theilnahme verrieth.

So schnell der ausgetauschte Blick auch von Blenda's Seite war, so reichte er dennoch hin, ihrem Gedächtnisse die Züge dieses Mannes einzuprägen, welcher — ohne schön zu sein in dem Sinne, wie Blenda sich einen schönen Mann vorstellte, das heißt ein Jüngling mit fast göttlicher Schönheit, eine neue Auflage des Ritters Egbert Montabor — in seinem angenehmen, männlichen Antlitze und seiner ganzen Person etwas so Wohlwollendes und Fesselndes hatte, daß man nicht unterlassen konnte, Achtung darauf zu geben.

Als die Damen an die Schwelle kamen, konnten sie unmöglich unterlassen, sich umzusehen. Der Fremde ging in das Zimmer, welches neben dem ihrigen lag.

„O, der Graf!" flüsterte Blenda.

„Davon war ich schon vorher überzeugt!" entgegnete Frau Emerentia. „Diese hohe und zierliche Gestalt, diese ungezwungene Haltung konnten nur einem wirklichen Edelmanne angehören."

„Seine schwarzen Augen sind so voller Güte . . . doch so sehr jung ist er nicht!"

„Nun, ich muß sagen — er ist gewiß noch weit von dreißig Jahren."

In der Mitte der Treppe begegnete unsern Reisenden eine neue Persönlichkeit.

Diesmal war es ein Militär, welcher laut auf die Hausflur, wo jetzt ein Bedienter sichtbar wurde, hinabrief:

„Ist der Graf zu Hause, mein lieber Hallgréen?"

„Ja, Herr Lieutenant: haben Sie die Güte heraufzukommen."

„Wie angenehm," flüsterte Frau Emerentia, welche auf den Lieutenant kaum Achtung gab, welcher dagegen um so mehr auf diejenigen, denen er begegnete, Achtung gab; „wie angenehm, liebe Blenda, daß wir die Gewißheit erhielten, daß es der Graf selbst war!"

V.

Die Einkäufe waren gemacht.

Den neuen Shawl auf dem Arme, die neuen Schuhe in das Schnupftuch gewickelt, und den neuen Flor in der Eile über dem Hut drapirt, stand Blenda, die zuerst auf dem bestimmten Platze an der rechten Seite des Marktes eingetroffen war, und erwartete die Ankunft der Mutter.

Doch schon waren wenigstens zehn Minuten verflossen, und noch immer ließ sie sich nicht blicken.

„Vielleicht," sagte Blenda zu sich selbst, „wäre es das Beste, wenn ich sie aufsuchte. Es ist nicht schwer hinzufinden ... Doch ich bleibe lieber hier — wenn sie einen andern Weg gegangen wäre, so verfehlten wir uns."

Unser junges Fräulein begann auf der Straße, die sie gekommen war, hin und her zu promeniren und zum Zeitvertreibe die Häuser mit ganz besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten.

„Entschuldigen Sie," erscholl plötzlich hinter ihr eine wohllautende Stimme, „sollten Sie sich vielleicht verirrt haben?"

Blenda wendete sich mit einer gewissen Heftigkeit um. Es war Etwas, das ihr sagte, es wäre derselbe junge Mann, dem sie schon zweimal begegnet war. Und er war es wirklich.

„Nein, ich warte auf meine Mutter!" antwortete sie ohne Verlegenheit, denn sie war ja schon gleichsam ein wenig bekannt mit ihrem Nachbar oder wußte wenigstens, wer er war, obgleich sie ihn natürlicher Weise nicht mit seinem Titel anreden konnte, da er sich nicht präsentirt hatte.

„Ich hoffe," fuhr er fort, „daß Sie mir die Kühnheit meiner Frage nicht übel deuten werden; denn die Vermuthung, welche ich zu äußern die Ehre hatte, nebst dem Wunsche, Ihnen einen Dienst leisten zu können, überwand jede Bedenklichkeit."

„Ich wäre sehr undankbar, wenn ich eine so einfache Artigkeit übel nehmen wollte — ich würde es eben so machen, wenn ich glaubte, daß Jemand sich verirrt hätte."

Ein leichtes Lächeln schwebte über die schönen Lippen des Fremdlings. Er schien einen Augenblick zu schwanken, wahrscheinlich zwischen dem Verlangen, das junge Mädchen noch ferner anzureden und der Furcht, durch ein verlängertes Gespräch die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sie zu heften.

Welches von diesen beiden Gefühlen zuletzt den Sieg behalten haben würde, ist ungewiß: gewiß aber ist, daß Blenda ihn aus seiner Verlegenheit riß, indem sie vollkommen unbekannt mit den feinfühlenden Bedenklichkeiten, die Derjenige hegen konnte, welchen sie bei sich selbst den G r a f e n nannte, ganz naiv ihre Vermuthung äußerte, daß sie Reisegefährten nach Stockholm wären.

„Nein, ich bin nicht so glücklich; ich reise in die entgegengesetzte Richtung."

„Nach Schonen?"

„Und warum denn gerade dahin?"

Blenda erröthete. Sie hatte wider ihren Willen die Kenntniß verrathen, welche sie erhalten hatten.

„Ich weiß nicht," entgegnete sie mit einer kleinen Verlegenheit, „man behauptet, daß viele Leute dahin reisen . . . Doch sagen Sie mir, sind die Seereisen sehr langweilig und unangenehm?"

„Bisweilen sind sie das wirklich; doch diejenige, welche Sie zu machen gedenken, ist eine der angenehmsten und interessantesten, vorausgesetzt, daß das Wetter günstig ist; und hat man sich mit Lectüre versehen, so hält man es aus, selbst wenn die Gesellschaft und das Wetter nicht ganz so sein sollten, wie man wohl wünschen möchte."

„Lectüre? — Ach, ich habe nur ein einziges Buch, und dieses habe ich so oft gelesen, daß ich jedes Wort darin kenne."

„Es ist also ein Lieblingsschriftsteller — Walter Scott, Cooper, Bulwer?"

„Keiner von ihnen allen."

„Sollte es denn Sue sein?"

„La Fontaine."

„La Fontaine?" wiederholte der Fremde ungefähr in dem Tone, als wollte er fragen: „Aber mein Gott, woher kommen Sie denn, da Sie nicht wissen, daß der Staub der Vergessenheit den guten Mann schon seit Decennien bedeckt hat?"

Blenda verstand ihn vollkommen, und in ein herzliches Gelächter ausbrechend, sagte sie:

„Ich komme von dem Bauerlande, mein Herr; und obgleich mein Vater einem recht alten adeligen Hause angehörte — wenigstens sagte er, die von Kühlen'sche Familie wäre alt — so lebten wir doch ganz patriarchalisch, und Sie dürfen sich daher nicht im Mindesten darüber wundern, daß wir in Mancherlei, also auch in literarischer Hinsicht, weit hinter unserer Zeit zurück sind."

„Wenn ich mich wundere, mein Fräulein, so wundere ich mich wenigstens darüber nicht."

„Um so besser! Sie können sich ganz einfach vorstellen, Sie

hätten ein Burgfräulein aus dem vorigen Jahrhundert getroffen . . . Doch sieh! dort kommt endlich die Mutter auf der Straße jenseits des Marktes."

„So leben Sie denn wohl, Fräulein Agnes! Ich glaube, dies war zu jenen Zeiten ein moderner und beliebter Name?"

„Warum denn nicht eben so gern Bertha? — Dieser Name war wenigstens eben so beliebt, Herr Ritter mit dem geschlossenen Helm! . . . Sie wissen wohl, daß alle Ritter, welche unbekannt zu sein wünschten, sich dieses Schutzmittels bedienten?"

„Unglücklicher Weise bin ich sehr wenig bewandert in den Gesetzen des alten Ritterthums; wenn ich mich aber nicht allzu sehr irre, so schloß dieser Umstand sie nicht aus von der Bewerbung um den Turnierpreis, und ich glaube, sie verwahrten heimlich oder öffentlich immer irgend ein Zeichen von den Farben ihrer erkorenen Dame, einen Handschuh, eine Schleife oder dergleichen — ein Palladium, das sie mehr schützte, als Schild und Helm."

Und indem der junge Fremdling diese Worte aussprach, erhob er seine Hand, welche etwas Schwarzes umschloß.

Erstaunt fiel Blenda's Blick auf ihren weißen Kragen — die schwarze Schleife, welche denselben zusammengehalten hatte, war verschwunden, hinweggeweht.

Erröthend und tief verwirrt sah sie auf. Sie hatte keine Worte zu einer Frage, aber sie fühlte sich von Furcht eingenommen, daß sie in ihrer Unkunde über die Gebräuche der Welt mit dem Unbekannten vielleicht zu weit gegangen sein könnte. War es Geringschätzung, was er ihr zeigte? Hielt er sie für ein Mädchen, mit welchem man es sich erlauben konnte zu spielen? Ihr Stolz erhob sich gegen diesen Gedanken . . . Unwillkürlich wollte sie reden, doch war sie statt dessen nahe daran, in Thränen auszubrechen.

Mit Blicken voll, man konnte sagen, inniger Theilnahme hatte der Fremdling so vollkommen alle Gedanken Blenda's in

ihren wechselnden Gesichtsausdrücken gelesen, als wenn sie dieselben in Worten gebeichtet hätte, und mit einem Tone zarter und tiefer Achtung sagte er:

„Seien Sie ruhig, mein Fräulein! Derjenige, welcher das Glück genossen hat, einige Minuten mit Ihnen zu reden, wird sich dieser Güte nicht unwürdig zeigen. Wäre er ein Freund, ein Verwandter, so würde er es wagen, einen Rath hinzuzufügen. Jetzt wäre das zu kühn!"

„Sagen Sie es dennoch! Ich bin jung, bin niemals ausgewesen, wir sind allein — meine Mutter und ich — und Sie meinen es gewiß gut mit mir!"

„Da Sie dieser Meinung sind, so will ich mir erlauben, zu beweisen, daß Sie mich richtig beurtheilen; doch einzig und allein meine Hochachtung und Theilnahme können diesen Rath entschuldigen . . . Erwiedern Sie nicht allzu offenherzig die Dienstfertigkeit, die Artigkeiten, welche Ihnen ganz gewiß bald erboten werden! Wenn man jung und vor Allem, wenn man schön und ohne männlichen Schutz ist, so muß man ein wenig mißtrauisch sein . . . Und nun leben Sie wohl, mein Fräulein. Möge Ihre Reise glücklich sein!"

Und ehe Blenda ein einziges Wort erwiedert hatte, war ihr freundlicher Rathgeber verschwunden.

* * *

Einige Augenblicke später waren Mutter und Tochter wieder vereinigt. Anstatt jedoch Aufklärungen über das Zusammentreffen, welches sie gesehen, oder über Blenda's Gemüthsbewegung zu begehren, sagte Frau von Kühlen nur:

„Geh, geh zu, mein Kind — laß uns erst ins Haus kommen!"

Man merkte es deutlich, daß die gute Frau so zu sagen wirklich vollgepfropft war von dem Geheimnisse, welches sie umherschleppte.

Endlich war man die Treppe hinauf, über den Saal und in das Gastzimmer gekommen.

„Mach die Thür zu, Blenda."

„Ach, ich rathe, Mutter, Du bist verwundert über meine Unterredung mit dem Grafen!"

„Verwundert — nein, behüte, keineswegs! Ich war auf dergleichen vorbereitet. Wundertest Du Dich aber nicht, daß ich so lange ausblieb?"

„Ja wohl . . . was hielt Dich denn auf?"

„Erzähle mir erst, wie der Graf Dich traf, und Wort für Wort, was ihr einander gesagt habt!"

Blenda kam ihrem Wunsche nach, und Frau Emerentia nickte zu Allem ihren Beifall.

„Siehst Du nun, meine Kleine, ob ich Unrecht hatte? Gleich im Augenblicke Abenteuer, so wie man nur anfängt, ein wenig zu leben! . . . Hätte wohl in aller Ewigkeit sich dergleichen ereignet, wenn wir zu Hause geblieben wären?"

„Nein, niemals!"

„Doch ich merke, er will incognito auftreten — nun, das ist kein Unglück; und diese Rathschläge, welche natürlich sehr wohlgemeint, wenn auch ganz überflüssig waren, verschrieben sich von nichts Anderem, als . . . Du verstehst wohl?"

„Was meinst Du?"

„Von Eifersucht, meine ich — von der Furcht, Du möchtest die Huldigung eines Andern entgegennehmen. Dergleichen ist leicht zu verstehen."

Blenda schüttelte den Kopf. „Ich glaube, er hatte eine weit bessere Absicht. Ueberdies sagte er kein Wort von Wiedersehen."

„Was war darüber zu sagen? Das versteht sich ja von selbst!"

„Du meinst also, liebe Mutter . . ."

„Ich sage Dir, daß er sich in dem Augenblicke, da er Dich sah, gleich in Dich verliebt hat. Und weißt Du was?"

Blenda schwieg natürlicher Weise.

„Der Reichstagsmann hatte mir Etwas zu erzählen — und und dies hat mich so lange aufgehalten."

„Der Reichstagsmann? — was konnte er wohl zu sagen haben, das mit dem Grafen Zusammenhang hat?"

„Das sollst Du gleich hören. Als er von uns ging, stand der Herr noch vor der Thür, welcher dort stand, als wir ankamen — Du weißt ja, daß es der Graf war?"

„Ja wohl!"

„Siehst Du nun, als der Reichstagsmann hinauskam, fragte der Fremde, wer die beiden Damen waren, und als er es erfuhr . . ."

„Was dann?"

„. . . Da zeigte er so sichtbarlich Ueberraschung und Freude, daß der alte Lars in seiner Einfältigkeit ihn fragte, ob er uns kennete . . . natürlicher Weise begriff der Reichstagsmann nicht, daß die Ueberraschung und die Freude daher kamen, weil der Graf nicht zu hören vermuthen konnte, wir wären adelige Damen. Inzwischen — merk' auf, Kleine! — machte er sich ganz gemein mit dem Reichstagsmann, der nicht wenig stolz war, als ich ihm erzählte, er wäre mit einem reichen Grafen aus Schonen über die Straße gegangen; denn Du sollst wissen, während er aus dem Alten jedes Wort herauslockte, das uns betraf, setzte er den Weg mit ihm fort, und ich war darum vollkommen überzeugt, er würde — nachdem er alles Gute über Dich und uns Alle vernommen hatte, das, gottlob, der Reichstagsmann erzählen konnte — ganz bestimmt Gelegenheit zu einer persönlichen Bekanntschaft suchen. Auf jeden Fall aber muß man sich Zeit nehmen, behüte Gott, man muß wohl erst ausathmen, ehe man von Freiern überlaufen wird!"

„Beste Mutter, rede nicht so! — ich fürchte wir könnten uns auf irgend eine Weise lächerlich machen."

„Lächerlich? — nun ich sage! — Glaubst Du denn, ich weiß nicht, was ich thue? .... Nun aber werde ich wirklich unruhig, wenn das Dampfschiff nicht bald kommt! Ich fragte auf dem Wege vom Quartiere alle Menschen, und Alle gaben mir eine Antwort, daß Sturm und widriger Wind das Boot aufhalten, daß es aber wohl bald hier sein wird."

„Behüte uns Gott vor etwas Anderem! Wir haben nun unsere Einkäufe gemacht und uns bleibt Nichts übrig.

„Nein; wenn ich auch meinen Arbeitsbeutel zwanzig Mal umkehrte, so wird doch nicht mehr daraus, als das Bestimmte, was für die Speiserechnung auf dem Dampfschiffe abgelegt ist — und Gott behüte uns davor, daß wir gleich bei der Ankunft Regine Sophie um eine Anleihe bitten sollten!"

„Liebe Mutter, ich fürchte, wir thaten sehr übel daran, mir alle diese Sachen zu kaufen! Denke nur, wenn das Dampfschiff nicht käme, und wir hier die Nacht über bleiben müßten — o mein Gott, zwei Betten! ... es gibt ja keine andere, als für eine Person ... und dann ein wenig zum Abendessen ... wir werden gewiß hungrig."

„Ich bin es schon, mein Kind! Aber es verlohnt sich der Mühe nicht, darum den Muth zu verlieren. Ohne den Shawl konntest Du nicht sein, denn den der Comministerfrau, welchen Du auf der Herreise hattest, müssen wir ja mit dem Reichstagsmann zurückschicken. Eben so war es mit den Schuhen, dem Hut und dem Schleier ... Solltest Du nicht sein wie andere Leute, da ich Blackros hergegeben habe?"

„Aber laß uns dennoch annehmen, daß wir die Nacht über hier bleiben müssen!"

„Was thut's — wir sagen, wir wagen es nicht, zu Bette zu gehen, aus Furcht, wir möchten nicht schnell genug fertig werden."

„Wenn das auch geht, so denke nur, wie schlecht es aussieht, wenn wir gar Nichts requiriren!“

„Das mag aussehen, wie es will! Ist das Fahrzeug um neun Uhr noch nicht gekommen, so machen wir eine Promenade, um uns darnach umzusehen — und bei der Rückkehr haben wir draußen Thee getrunken.“

„Davon haben wir aber sehr wenig Genuß!“ meinte Blenda lachend.

„O wie ungenügsam Du doch bist!“

„Ich gestehe das, wenn man aber hungrig ist . . .“

„Nun, so greifen wir den Reichsthaler an, welchen ich zum Trinkgelde berechnet hatte, denn ich sage: ich thue lieber jedes Andere, als daß ich einen Heller vom Tagestractament anrühre!“

„So muß ich denn wohl meinen Arbeitsbeutel untersuchen!“ fiel Blenda ein, indem sie ihn vom Tische nahm; und nachdem sie einige Augenblicke mit trostloser Miene darin herumgetastet hatte, brachte sie endlich triumphirend einen ganzen Zweireichsthalerzettel hervor.

„In des Himmels Namen, Mädchen, was bedeutet das? Ich habe ja selbst den Shawl und die Schuhe bedungen, so daß Du einen Stieber zu Handschuhen und Riechwasser übrig behalten solltest.“

„Inzwischen haben wir nun zwei Reichsthaler. Also kann die Dampfschiffjungfer ihr Trinkgeld behalten.“

„Aber ich begreife nicht . . .“

„Du dachtest, liebe Mutter, es könnte Niemand edelmüthig sein, als nur der Probst und der Commissarius, welche uns gaben, was zum Leben an Bord erforderlich ist! Als ich aber von dem Comminister Abschied nahm, so reichte der freundliche, gute Alte mir diese zwei Reichsthaler und flüsterte mir ins Ohr: Es ist so wenig, Kind, daß ich es Dir selbst gebe!“

„Sieh, ob nicht das Glück immer mit uns ist! Jetzt gehe

ich augenblicklich und bestelle uns Thee — das soll ein rechter Schmaus werden! Und wenn wir dann noch sitzen, so wird geschossen, und das Dampfboot kommt."

Leider traf dieses jedoch nicht ein . . . .

. . . .

Der Thee war längst getrunken. Die beiden armen Frauenzimmer lauschten bald am Fenster und bald an der Thür nach dem Zimmer des Grafen hin, wo Alles still war, und dann zitterten sie davor, daß endlich das Mädchen kommen möchte, um die Betten aufzumachen.

Und nun kam wirklich das Mädchen mit den Laken für zwei Betten auf dem Arme; und meiner Treu, der verächtlichen Falten, welche sich auf ihrem Näschen bildeten, waren nicht so wenige, als die Frau erklärte, daß sie es nicht wagten, zu Bette zu gehen.

„O, es wird wohl nicht schlimmer für die Herrschaften sein, als für alle übrigen Fremden, die hier warten!"

„Gleich viel," antwortete unsere gnädige Frau ärgerlich und erröthend, „man wird wohl seine Freiheit haben dürfen!"

„Ja, behüte Gott, sehr gerne für mich!" entgegnete die Aufwärterin mit jenem nasenweisen Tone, der vollkommen die Gedanken dieser Damen ausdrückt, wenn sie nach ihrem Begriffe sehen, welche Art von Leuten sie vor sich haben.

„Hu, welche Demüthigung!" flüsterte Blenda, als sie wieder allein waren.

In diesem Augenblicke entstand ein Geräusch draußen im Saale, es war ihr Nachbar, der nach Hause kam.

„Befehlen der Herr Graf Etwas?" fragte das Mädchen in einem jetzt ganz veränderten Tone.

„Nichts!" antwortete eine kurze Stimme, und der Graf trat in seine Zimmer, blieb jedoch nicht in demjenigen, das neben dem unserer Damen lag.

Noch eine Weile trippelte das Mädchen im Saale umher, und Frau Emerentia verschmähte es nicht, zu lauschen.

Wiederum kam Jemand von draußen herein.

„Der Graf ist heute Abend ganz erschrecklich kurz."

„Meint Sie das, Jungfer Christine?" antwortete der Bediente. „Ich merkte sonst keinen Unterschied an ihm. Vielleicht aber war er es müde, zu laufen und zu spähen nach . . ."

Frau Emerentia konnte die Bewegung nicht sehen, welche die Worte begleitete — sonst würde sie eine Hand gewahrt haben, die sich ausstreckte nach dem Platze hin, an welchem sie stand.

„Aha," entgegnete Christine, „er hatte Etwas von unserem schönen Fräulein gehört?"

„Der Lieutenant hatte sie auf der Treppe gesehen, und sogleich gab es Allarm im Lager. Aber ich meine . . ." hier gingen den Lauschenden mehrere Worte verloren . . . brachte sie auf eine falsche Spur."

Jetzt aber rief von einer andern Seite eine Stimme: „Christine! Jungfer Christine!" Und damit war die Zusammenkunft aufgelöst.

„Nichts geht über Reisen!" ließ sich Frau Emerentia vernehmen. „Aber ich weiß nicht, was ich darum geben wollte, wenn ich begreifen könnte, wie es ihm gelang, von dem Lieutenant loszukommen! Wenigstens aber war es nicht der Graf, der auf eine falsche Spur geleitet wurde. Die Bedientenbengel wissen doch nie Etwas richtig!"

Blenda war inzwischen in der einen Ecke des Sopha's eingeschlummert, und bald genug entschlief auch die hoffnungsreiche Mutter in der andern von allen ihren „Luftschlössern."

* *
*

Gegen drei Uhr kam das Haus in Bewegung.

Jetzt erschien der Reichstagsmann und verkündigte, das Fahrzeug wäre da und würde in einer Stunde abgehen.

Müde und übler Laune kamen die Damen aus ihrem Zimmer.

Man hörte ein Hin- und Herlaufen und ein Schlagen mit allen Thüren; nur beim Grafen war Alles still.

Als Blenda über den Saal ging und ihren letzten Blick nach dem Zimmer sandte, wo ihr Nachbar wohnte, konnte sie sich nicht befreien von einem Gefühle der getäuschten Hoffnung, von . . . sie wußte nicht recht, von welcher Art des Unbehagens.

Als sie jedoch hinaus kam und den jetzt ruhigen und schönen Morgen und das merkwürdige Dampfschiff selbst sah, auf welchem sie die große Reise machen sollte, da erhielten ihre Gedanken eine ganz andere Richtung, und bald erlitten sie eine noch größere Verwandlung, als sie mit dem Abschiede von dem Reichstagsmanne sich noch einmal von der alten theuern Heimath trennte: es war ja so gut, als noch einmal dem Grabe des Vaters, dem Blumenbeete, den Tauben, der lahmen Brita und dem Klaviere, dem theuren Klaviere, Lebewohl zu sagen! O, konnte sie wohl hoffen, je wieder das Lied vom „Ritter Egbert Montabor" zu singen?

Als die Maschine in Gang gesetzt wurde und das Fahrzeug abstieß, konnte Blenda ihre Thränen unmöglich zurückhalten.

Neben ihrer Mutter stehend, deren neugierige schlaftrunkene Blicke auf Alles gerichtet waren, richtete sie die ihrigen zurück auf das Ufer, von welchem sie sich entfernten. Und sieh — plötzlich trafen sie einen Gegenstand, dessen Anblick ihr Antlitz mit Purpur überhüllte, während ein liebliches und einnehmendes Lächeln ihre schönen Lippen noch schöner machte.

Es war der Fremde, mit welchem sie gestern zusammengetroffen war.

Er stand etwas abseits allein, und da er merkte, daß er ihre Aufmerksamkeit geweckt hatte, so nahm er den Hut ab und verbeugte sich mit dem Ausdrucke einer achtungsvollen Bekanntschaft.

Erst eine Stunde später gingen die Damen hinab in ihre

Hütte; und obgleich ſie die für ſie beſtimmte Nummer an der Thüre laſen, ſo glaubten ſie dennoch ſich geirrt zu haben, denn auf dem Tiſche lag ein großes, prächtiges Bouquett von friſchen Blumen und daneben ein Packet mit Büchern. Als ſie jedoch an den Tiſch traten, ſo ſahen ſie ein, daß kein Irrthum obwalten konnte, denn das Packet hatte die Aufſchrift:

„Fräulein Blenda von Kühlen."

Die herbeigerufene Aufwärterin erklärte, dieſe Sachen wären vor der Ankunft der Damen von einem jungen Herrn mit dunklen Haaren gebracht worden; ſeinen Namen aber wiſſe ſie nicht.

VI.

Blenda's Glück, die Beſitzerin e i n e r g a n z e n B i b l i o t h e k zu ſein — denn ſie konnte es nicht über ſich gewinnen, ſ e c h s verſchiedene Werke für etwas Geringeres anzuſehen, — wurde keineswegs durch die myſtiſche und delicate Weiſe, durch welche ſie dieſelbe erhalten, gemindert; und der ſchöne, friſche Blumenſtrauß erfüllte ſie nicht allein mit ſeinem lieblichen Duft, ſondern vorzüglich mit der Erinnerung an das geſtrige flüchtige, aber doch intereſſante Zuſammentreffen.

Dieſes Zuſammentreffen war für unſere kleine Romanheldin eine unerſchöpfliche Epiſode, und ſie war ſogar zufrieden, dieſelbe in der Wirklichkeit nicht fortgeſetzt zu ſehen, denn dadurch hatte ſie den Vortheil, daß ſie dieſe nach Belieben ausſpinnen und beendigen konnte.

Wir ſagen kein Wort über den Triumph der Frau Ementia. Sie hatte es ja gleich geſagt, daß Abenteuer auf ſie herabregnen würden.

Nun waren noch die Valuta, nämlich die Romane, zu betrachten. Hier aber verlängerte ihre Lippe sich bedeutend, da sie anfing, die Titel zu studiren:

„Kenilworth — o Du mein Gott, das ist ja das elementische Buch des langweiligen Scott, das ich einmal zur Leihbibliothek zurückschickte!"

„Davon weiß ich ja Nichts, liebe Mutter!"

„O, davon weißt Du Nichts . . . es ist jetzt vier, fünf Jahre her . . . Ivanhoe — hm, hm . . . wenn man Bücher verschenkte, so . . ."

„Ach, beste Mutter, laß uns nicht undankbar sein! In diesen Arbeiten öffnet sich vor mir eine ganz neue Welt, und da der Herr Graf die Güte gehabt hat, sie mir selbst auszusuchen . . ."

„Ich sage nichts dagegen, daß Du Deinen Grafen vertheidigst . . . Doch sieh jetzt selbst nach, wie die übrigen heißen!"

Mit berechneter Langsamkeit, um den Genuß so lange wie möglich auszudehnen, machte Blenda nach und nach Bekanntschaft mit Cooper's letztem Mohikaner und Ansiedlern an den Quellen des Susquehanna, mit Bulwer's Pelham und Verstoßenen, so wie auch mit zwei kleineren Arbeiten, welche unter die übrigen eingesteckt waren und eben jetzt nicht die unwillkommensten sein konnten, nämlich eine Beschreibung über Stockholm und eine dito über den Kanalweg nebst einer Karte.

„Welche Güte, welche Freundschaft, welch ein aufrichtiger Wunsch, mir zu nützen und Freude zu machen!" sagte Blenda zu sich selbst. „Dieser Fremde meint es gewiß sehr gut mit mir... Ich will auch seinen Rath nicht vergessen, wenn es sich ereignen sollte, daß — man mich beobachtet."

* * *

Während der unangenehmen Fahrt über den großen, noch vom gestrigen Sturme erregten Wener waren unsere Passagiere gezwungen, unbeweglich in ihrer Hütte zu bleiben.

Die Seekrankheit verminderte die Schwatzhaftigkeit unserer alten gnädigen Frau und hielt ihre Phantasie einigermaßen in Schranken.

Das Einzige, über welches sie jetzt phantasirte, war der ärgerliche und traurige Umstand, daß sie das Frühstück und das Mittagessen, wovon sie gar nichts genießen konnte, dennoch bezahlen mußte. Auch appellirte sie an alle bekannte Mächte, ob es nicht die himmelschreiendste und unanständigste Prellerei von der Welt wäre, Leute bezahlen zu lassen, was sie nicht erhalten hätten. Nur ein ganz unvollkommener Trost lag in dem Gedanken, daß sie am folgenden Tage sich Mühe geben wollte, für Zwei zu essen.

Blenda befand sich zwar ebenfalls ein wenig übel, war aber doch nicht so angegriffen; sie konnte essen und lesen, und machte sich jetzt im Voraus vertraut mit allem Schönen und Wunderbaren, das sie sehen sollte.

Sie war vielleicht besonders entzückt über das Glück, daß sie nicht nöthig hatte, allzu unkundig zu sein und die Ausrufungen eines plötzlichen Erstaunens und Entzückens hemmen zu können, denen sie sich ohne Zweifel hingegeben haben würde, wenn nicht der unbekannte „Ritter mit dem geschlossenen Helme“ oder „der Ritter von der schwarzen Schleife“, wie sie ebenfalls ein Vergnügen fand, ihn zu benennen, Alles vorhergesehen hätte.

Am Nachmittage wurde sie aber doch von einer Sehnsucht ergriffen, das weite empörte Element zu sehen, und da sie fühlte, daß sie auf ihren Füßen stehen konnte, so ging sie auf eigene Hand auf das Deck, während die Mutter schlief.

Als einziges Frauenzimmer unter einem halben Dutzend Herren fühlte sie sich ein wenig genirt und auch etwas beunruhigt; als sie sich jedoch vorstellte, daß es lächerlich aussehen würde, wenn sie augenblicklich zurückeilte, so nahm sie auf einer von den grünen Bänken Platz, und nachdem sie mit vielem In-

teresse einen tiefen Blick über die weite, wogende Oberfläche des Wener geworfen, wagte sie einen zweiten auf das Deck und die Passagiere.

Die Prüfung der Letzteren beruhigte sie, denn sämmtliche sechs Herren hatten jenes Aussehen von hölzerner Gesetztheit, welches besser als Worte ankündigt, daß in einer solchen Gesellschaft alle Gefahr verschwindet.

Zwei derselben waren eben dabei, ein Duett zu schlafen, das gleichwohl bisweilen in ein Trio überging, wenn der Hund der zwischen ihnen lag, dann und wann mit seinem Schnarchen einfiel.

Zwei andere, lange, dürre, braune und eiskalte Herren, von oben bis unten in ihre dunkeln Röcke gehüllt, saßen ganz unbeweglich mit der Cigarre im Munde und das Auge auf den Horizont gerichtet. Blenda erfuhr späterhin von dem alten dienstfertigen Capitän, dessen Bekanntschaft sie schon am Morgen gemacht hatte, daß diese beiden Herren Engländer waren — eben diejenigen, die im Gasthofe gewohnt, und die ihre Mutter für Lords gehalten hatte — und daß der eine ein Mechanikus und der andere der Vorsteher einer Brauerei wären, beide jetzt auf der Reise nach den Orten, wohin man sie verschrieben hatte.

Das noch übrige Paar bestand aus zwei acht- und ehrsamen Bürgern, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren kein hübsches Mädchen mehr angesehen hatten, und ihre regelmäßige Promenade hin und her verkündigte, daß sie auch jetzt sich nicht von etwas dergleichen stören ließen.

Der Capitän selbst war nicht auf dem Deck.

„Nun, hier kann ich ja eben so sicher sitzen, wie unten in der Hütte!" dachte Blenda, und schlug ihre Beschreibung auf, in welche sie sich bald vertiefte. Sie brannte vor Sehnsucht, durch diese wunderbaren Schleusen, Anhöhen mit Wiesen und Aeckern zu beiden Seiten zu reisen — das war ja ein ganzes

Zaubermärchen. „Ist es nicht ein wenig kalt an dieser Seite, meine Gnädige?“ fragte eine Stimme mit ausgezeichneter Artigkeit.

Erstaunt sah Blenda auf, und vor ihr stand der Lieutenant, der ihr gestern Abend auf der Treppe begegnet war, als er zu dem Grafen hinaufstieg.

Im Allgemeinen erröthete Blenda sehr leicht, und wenn es jetzt so gründlich geschah, daß sich ihr ganzes Gesicht in eine Morgenröthe verwandelte, so kam das daher, daß der Lieutenant den Grafen kannte und vielleicht zufällig von ihm reden würde.

Der junge Krieger, welcher wußte, daß er gut und martialisch genug aussah, um selbst den angenehmsten Eindruck machen zu können, zweifelte nicht eine Sekunde, nachdem er dies Erröthen, dieses verlegene Schweigen gesehen hatte — denn für den ersten Augenblick war Blenda ganz ohne Antwort — das kleine bezaubernde Landmädchen wäre in ihn sterblich verliebt geworden; und um seine Dankbarkeit für diese „Fortüne“ zu zeigen, die noch weit eilfertiger kam, als die, deren er gewohnt war, und ihm überdies auf der Reise ein unschätzbares Vergnügen versprach, nahm er augenblicklich einen Ton an, in welchem sich auf eine gewandte Weise eine gewisse kühne Vertraulichkeit mit der insinuirendsten Artigkeit paarte.

„Auf einer Reise, Fräulein von Kühlen, ist es ja nicht allein erlaubt, sondern sogar ein alter Gebrauch, die Etikette ein wenig bei Seite zu setzen . . . Erlauben Sie mir daher erst, mich selbst zu präsentiren — Lieutenant S*, immer zu Ihren Diensten — und demnächst Ihnen zu melden, daß ich schon gestern interessante und beglückende Gewißheit einholte, ich würde in Gesellschaft einer der Schönsten unter den Schönen die Reise machen.“

Unsere Heldin war überzeugt, daß die ungenirte Weise, mit welcher ihr neuer Bekannter sich ausdrückte, zu einem guten Tone gehörte, und fand diese auch recht angenehm, obgleich sie

bei weitem nicht den Reiz für sie hatte, als diejenige, welche ihr geheimnißvoller Ritter an den Tag gelegt hatte; und ohne es sich in den Sinn kommen zu lassen, daß sie hier schon bei einer von den Klippen war, vor denen er sie gewarnt hatte, antwortete sie so freimüthig, wie es nach ihrer Meinung einem Fräulein, das sich lächerlich machen würde, wenn sie eine ländliche Blödigkeit zeigte, anstand:

„Nun, wenn es mit zu den Vorzügen der Reisen gehört, alle Etikette wegzulegen, so habe ich Nichts dagegen. Lassen Sie uns daher gleich den Anfang machen!"

Der Lieutenant betrachtete nicht ohne Erstaunen seine neue Eroberung. „Dieses," dachte er, „kann man wirklich Glück nennen . . ., woher kommt wohl diese kleine kokette Unschuld?" — Laut aber hieß es:

„Nichts in der Welt kann entzückender sein, als ein solcher Vorschlag, und die erste Revenüe, welche ich aus unserer Uebereinkunft ziehe, ist, daß ich mich zu Ihrem steten Cicerone und ersten Hofcavalier für die Reise ernenne. Gehen Sie darauf ein, mein Fräulein?"

„Mit dem größten Vergnügen!" antwortete Blenda lachend.

Jetzt aber vernahm man feste Schritte, unter denen die kleine Treppe seufzte, und eine ernste Stimme, in welcher Blenda augenblicklich den freundlichen Capitän erkannte, ließ folgende Worte hören:

„Dieser Cicerone taugt nicht! Das kleine Fräulein soll einen andern an mir haben. Die jungen Damen wählen nicht so junge Hofcavaliere!"

Und hiemit ließ sich der Capitän ganz ruhig auf den Platz neben Blenda nieder, den der Lieutenant einzunehmen im Begriff war.

„Das ist mir," sagte dieser, indem er den Aerger unter dem spitzigen Lächeln verbarg, „eine Aufmerksamkeit, mit welcher sich, wie ich glaube, nicht alle Capitäne befassen!"

„Um so schlimmer!" entgegnete der Seegast, indem er den flatternden weißen linnenen Rock um sich zog.

„Und warum denn schlimmer?"

„Weil jeder Schiffer auf seinem Fahrzeuge auch der Chef aller guten Ordnung sein muß. Er hat darauf zu sehen, daß sich auf seinem Gebiete nichts Ungebührliches ereignet, und vor Allem hat er die einsamen Frauenzimmer, die unter seinem Convoi reisen, unter den Schutz seiner Fittige zu nehmen."

„Was sagen das Fräulein zu der philanthropischen Gesinnung des Capitäns?" fragte der Lieutenant.

„Es ist mir, als klänge sie wie die Gesinnung eines guten Vaters," entgegnete Blenda mit einem einnehmenden Blick auf den alten Mann, „und ich bin ganz bereit, eine gehorsame Tochter zu sein."

„Nun, das war eine Entscheidung, die einer jungen Dame Ehre macht — auch verspreche ich, daß mein Schutz sicher sein soll!"

Die Ankunft mehrerer Passagiere nahm jetzt die Aufmerksamkeit des Capitäns in Anspruch; und trotz der eifrigen Bemühungen des Lieutenants, sie zurückzuhalten, ging Blenda hinab, um nachzusehen, ob die Mutter erwacht wäre.

* * *

Obgleich es keineswegs unsere Absicht ist, uns bei der Reise selbst aufzuhalten, können wir dennoch nicht unterlassen, einiger Umstände Erwähnung zu thun.

Nachdem Frau Emerentia nach beendigter Fahrt über den Wetter das Aergste überstanden hatte, zog sie auch ihren gewöhnlichen Menschen wieder an; und nachdem sie von oben bis unten von der ganzen Einrichtung des Dampfschiffes Notiz genommen hatte, so begann sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit mit sämmtlichen Passagieren Bekanntschaft zu machen.

Sie wollte nothwendig den russischen Prinzen und die eng-

lischen Lords sehen; aber kein Mensch hatte gehört, daß dergleichen Notabilitäten an Bord wären; doch schreckte dieses sie nicht ab, weil sie fest überzeugt war, daß Jeder, der sie fragte, mit diesem gezierten Stillschweigen geheime Nebenabsichten haben mußte.

Auch sagte sie am Abende zu ihrer Tochter.

„Ich wollte die Blackros darauf wetten — Notabene, wenn ich sie noch hätte — daß Seine Hoheit hier ist! Etwas in meinem Innern sagt es mir, und was die Lords betrifft, so habe ich sie den ganzen Nachmittag nicht nur gesehen, sondern auch gehört . . ., und im Vertrauen gesagt, meine liebe Blenda, ich habe den Prinzen schon gesehen."

„Ist es möglich?"

„Sch! . . . Gleich, nachdem Du heute Nachmittag hinaufgegangen warst, erwachte ich . . ."

„Bei einem Geräusch?"

„Ja davon, daß Jemand die Thür öffnete. Ein Mann mit dem klarsten olivengelben Gesichte und einem etwas düstern, aber doch vornehmen Aeußern sagte zu mir: „Entschuldigen Sie, ich ging irr!" Ich verstand ihn recht gut, obgleich er halb auf Russisch radebrechte."

„Nun ja," meinte Blenda, „es mag nun der russische Prinz sein oder nicht, so ist das einerlei."

„Einerlei? — Nun Du verstehst doch auch nie Etwas . . . Doch laß uns bis morgen warten!"

Mit dem morgenden Tage aber verschwanden leider alle mystischen Schleier.

Der Capitän, welcher nun endlich verstand, von welchen Personen die Rede war, gab die gewünschte Erklärung: der russische Prinz verwandelte sich in einen alten finnischen Offizier, der vom Bade bei Gustavsberg zurückkehrte, und die stolzen brittischen Edelleute, wie man weiß, der Eine in einen Mechanikus und der Andere in einen Brauereivorsteher.

Der Stoß ging unserer romantischen Frau geraden Weges in das Herz.

Das war denn doch für den Anfang eine allzugroße Widerwärtigkeit! Den Grafen verlor man schon in Wenersborg, die englischen Lords durften ihre Titel nicht behalten, und von dem russischen Prinzen blieb nicht einmal so viel übrig, wie seine Nationalität.

Also vier fast ganz sichere Aussichten verloren! Denn wäre der Graf länger in Blenda's Gesellschaft verblieben, oder wären die Andern wirklich gewesen, wofür man sie gehalten hatte, so hätte man ja nicht im Geringsten daran zweifeln können, daß Etwas daraus geworden wäre.

Das Aufsehen, welches Blenda erregte, war ja mehr denn auffallend; es wurde zur Genüge bestätigt durch die eifrige Aufmerksamkeit der jungen Männer, die auf dem Dampfboote waren.

Hierin hatte Frau Emerentia recht.

Es waren vier sogenannte Löwen an Bord. An der Spitze derselben stand der Lieutenant, der sich schon einen alten Bekannten nannte. Ihm zunächst kam ein junger Baron, welcher mit einer solchen Masse von Familien in der Hauptstadt bekannt zu sein behauptete, daß, wenn die gnädige Frau und das Fräulein ihn mit ihrem Vertrauen beehren wollten, er im Stande sein würde, ihnen unter seinen Damenbekanntschaften mehrere nützliche Protectionen rücksichtlich Stickereien und dergleichen zu verschaffen. Ferner kam ein dienstwilliger königlicher Secretär,*) welcher ein großer Bewunderer der neuen Kunstreitergesellschaft war und um die Erlaubniß anhielt, dem Fräulein und ihrer ehrwürdigen Frau Mutter Billette zu der ersten Repräsentation, die nach ihrer gemeinschaftlichen Ankunft in Stockholm gegeben

---

*) Unter den Civilbeamten der am wenigsten bedeutende Titel.
Anm. d. Ueb.

würde, anbieten zu dürfen. Und endlich war da ein superfeiner Handelsexpedient, welcher tiefer getroffen zu sein schien, als alle Uebrigen, denn er supplicirte um die Gunst, die Damen im Wagen zu den königlichen Lustschlössern umherführen zu dürfen.

Entzückt, ja halb wirr durch so viele Triumphe, so viele artige und uneigennützige Anerbietungen, die ihnen nicht nur Nutzen, sondern auch Vergnügen versprachen, stritt Frau Emerentia bei sich selbst über die Wahl unter den vier Cavalieren, und hätte statt des Handelsexpedienten der Baron den Vorschlag mit dem Wagen und den königlichen Lustschlössern gemacht, so hätte sie sich wahrscheinlich dafür bestimmt. Nun aber that sie sich das feierliche Gelübde, sich zu gar nichts zu entschließen, Keinen auch nur ein Haarbreit aufzumuntern; denn hatte Blenda auf der Reise schon vier, oder richtiger fünf, Eroberungen gemacht, was mußte wohl daraus werden, wenn sie erst in die Hauptstadt kam!

„Nein," erklärte Frau Emerentia noch einmal „wir müssen freie Hände haben, um bereit zu sein, die Schickungen des Zufalls entgegen zu nehmen!" Das Wort Schickungen war aber von einem tiefen Seufzer begleitet. Sie konnte es nicht leugnen, daß das Glück betrüglich war: der russische Prinz und die englischen Lords spukten immerwährend in ihrem schwachen Kopfe.

Inzwischen hatte der ehrliche Capitän des Dampfschiffes, gemäß seiner eigenen Versicherung, eine wahre Herkulesarbeit, seine schöne Schutzbefohlene zu bewachen; denn trotz ihrer ungezwungenen Versicherung, daß sie eine gehorsame Tochter sein wollte, merkte man deutlich, daß sie allzu geneigt war, auf die Beredtsamkeit der jungen Ciceronen zu lauschen.

Sie konnte auch gar nicht begreifen, daß dieses etwas Unrechtes war, und sie würde in ihrer unschuldigen Unkunde ohne Zweifel die schärfsten Anmerkungen der übrigen Damen über die Freiheit ihres Betragens auf sich gelenkt haben, hätte nicht der Capitän — der wirklich ein väterliches Wohlwollen gegen

das junge Mädchen gefaßt hatte, das von der Mutter, die er in Gedanken eine Gans nannte, allzu schlecht bewacht wurde — einmal ein gewisses kleines Geheimniß verrathen, welches er zu verschweigen gelobt hatte.

Dies geschah an einem Abende bei Berg.*) Blenda, umgeben von allen ihren Herren, welche sie ans Land führen wollten, zeigte zum ersten Male einen kleinen Grad von Ungeduld über die Vormundschaft des Capitäns, als er ihr den Rath ertheilte, ihren gewöhnlichen Begleiter zu erwarten. „Herr Ramsberg" — dies war der Name des alten Herrn, den der Capitän zu Blenda's Ehrenwächter gewählt hatte — „Herr Ramsberg," sagte er, „hat sogleich seine Spielpartie beendigt, und dann kommt er herauf!"

„Ich meines Theils," sagte Frau Emerentia, „bleibe eben so gerne hier, denn ich sehe hier eben so gut!"

Sie hatte nämlich ihre Herzenslust an den sauren Mienen, die sich bei einer solchen Rede auf den Gesichtern der Herren zeichneten.

Inzwischen mußte ein Entschluß gefaßt werden.

Die Gesellschaft stieg an's Land, und Blenda blieb zurück, um nachzukommen, sobald die Spielpartie beendigt wäre.

Doch mit einem außerordentlich betrübten Blick folgte sie mit den Augen den Verschwindenden. Bald aber bemerkte sie

*) Die größte Schleusenstation des ganzen Kanales, wo man in der Nähe von Linköping in den See Roxen hinabfährt. Hier sind in einer Entfernung von 1/4 Meile fünfzehn Schleusen, sieben derselben unmittelbar hinter einander am See. Die ganze Senkung beträgt 136 Fuß. In der Nähe liegt das schöne Gut Brunnby und die Wretaklosterkirche mit vielen Alterthümern und den Gräbern mehrerer schwedischer Könige und anderer merkwürdiger Personen. Während das Dampfschiff langsam die Schleusen passirt, pflegt man das Alles zu sehen. Anm. d. Ueb.

mit geheimer Freude, daß ihre Herren unaufhörlich stehen blieben und alle Uebrigen vorbeipassiren ließen.

Da — während die Mutter in ihre Hütte hinabeilte, um etwas zu holen — nahte der Capitän unserm jungen Fräulein, die ihm aber diesmal nicht mit dem gewöhnlichen frohen, anmuthigen Lächeln entgegenkam.

„Ich merke, mein Fräulein, daß Sie mich für einen wahren Bären halten; aber ich betheure, daß ich es gut mit Ihnen meine. Alle diese Laffen sind auf keine Weise passend, daß Sie dieselben stets als eine Schleppe hinter sich haben!“

„Aber was thun sie mir denn zu Leide?“ fragte sie, und eine kleine ärgerliche Thräne glänzte in ihrem Auge.

„Dies zu erklären möchte uns jetzt zu weit führen! Genug, Fräulein, Sie haben einen Freund, der Sie mir auf das Höchste recommandirt hat, und ich werde — sogar mit Gefahr, Ihnen allzu zudringlich zu erscheinen — das Gelübde nicht brechen, das ich dieser Person gab, welche ich nicht einmal kenne, die aber dennoch ganz gewiß ein achtungswerther Mann war.“

„Ein Freund von mir?“ fragte Blenda, und man hätte sehen sollen, welcher veränderte Ausdruck jetzt in ihrem Auge strahlte, während ihre sammetweiche Wange die feine Rede einer eben gepflückten Pfirsiche wiedergab.

„Ich will mich entsinnen, daß er sagte, er wäre auf irgend eine Weise verwandt mit Ihnen. Wie dem auch sei, so versprach ich nichts von ihm zu erwähnen — dieses Gelübde habe ich jetzt gebrochen, theils um Ihnen eine Erklärung über mein eigenes Betragen zu geben, und theils Ihnen ein Vergnügen zu machen, das vielleicht dieses mein Betragen weniger unangenehm machen dürfte.“

„Sollte das diejenige Person sein, die . . . die . . .“

„. . . das Packet und die Blumen brachte — ja, eben er war es ja . . . doch sieh, dort kommt Herr Ramsberg! Gehen Sie jetzt an's Land!“

Von diesem Augenblicke an erstarb jede Anmerkung, die man über Blenda's Freiheit im Umgange machen konnte. Sie zeigte jetzt bei weitem nicht mehr die rege Theilnahme wie früher, wenn die jungen Herren sie umgaben, und zog sich sogar bisweilen zurück von ihrer zudringlichen Vertraulichkeit.

In verschämten und seligen Träumen dachte sie dagegen an ihren Ritter von der schwarzen Rose. Wenn auch entfernt, wachte er also über sie, und seine sanfte Warnung übte wiederum ihren Einfluß, einen Einfluß, der um so mächtiger war, als ihn nur der Gedanke unterstützte: Warum sollte er wachen, wenn er nicht ein Wiedersehen ahnte?

VII.

„Hier bin ich nun! Ich will doch hoffen, daß es keine Gefahr hat! — Es wurde wohl gleich zum Doktor geschickt?"

Diese Worte äußerte eine junge, kaum zwanzigjährige Dame, indem sie mit eilfertigen Schritten durch einen kleinen Saal ging, aber doch trotz aller Eile vor dem Spiegel stehen blieb, den Hut abnahm und die Haare ordnete.

Mit einem Finger auf den Lippen nickte die Angeredete nur. In der Person derselben können wir eines von jenen achtungswerthen Inventarien erkennen, die unter der Rubrik alter Hausmamsellen sehr oft das eigentliche Hauptrad in der häuslichen Maschine bilden.

„Nun, meine liebe Debora, was sagte er?" fuhr die Dame in einem zwischen Neugierde und Unruhe schwebenden Tone fort.

„Er sagte, es wäre ein sehr bedenklicher Anfall, und die alte Frau müßte nach diesem sehr vorsichtig sein . . . . Aber kommt denn der Herr nicht?"

„Er kommt bald nach . . . es waren einige Personen im

Comptoire bei ihm. . . . Liebe Debora, das ist ja ein sehr trauriger Fall. Ich liebe meine Schwiegermutter sehr, glaube aber beinahe, es ist am schlimmsten, daß er traurige Erinnerungen zurückruft."

Augenblicklich war Mamsell Debora's Schürzenecke im Augenwinkel.

„Das ist sehr wahr — und ich, die ich zwanzig Jahre lang in dem Hause der Eltern der gnädigen Frau gewesen bin, habe wohl Ursache, meine gute Herrin zu beweinen. Und wäre sie dem seligen Stadtmajor nicht so schnell gefolgt, so wäre ich jetzt gewiß nicht, wo ich bin! Nun, behüte Gott, ich klage nicht: die alte Frau ist wohl eine steife Frau, aber doch auf jeden Fall gerecht und gut. . . . Wollen nicht die gnädige Frau jetzt hineingehen?"

„Kann denn Debora nicht unterlassen, mich gnädige Frau zu nennen?"

„Behüte mich Gott! — wir nannten ja Ihre Frau Mutter immer so, und übrigens ist es jetzt ein allgemeiner Gebrauch hier in Stockholm, daß die Gattinnen der reichen Bürgerschaft sich zum Unterschiede von den andern „gnädig" nennen lassen."

„Gewiß, und ich sehe auch nicht ein, warum wir nicht eben so gnädig sein können, wie viele Andere!"

„Gerade so denke ich auch."

„Mein Mann ist aber nur ein Leinenkramhändler ohne Titel, während dagegen mein Vater ein Leinenkramhändler und Stadtmajor war. Noch dazu mag die Schwiegermutter diesen Gebrauch nicht — das habe ich sehr wohl bemerkt, und ich will sie nicht beleidigen . . . doch, apropos, sollten nicht heute diese Gänse aus der Provinz kommen? — Ich gestehe, ich möchte mich nicht gerne mit dem Auftrage, sie zu holen, beehren lassen!"

„Sagen Sie aber um Alles in der Welt nicht Nein, wenn es in Frage kommt — Herr Patrik ist gewiß so gut . . ."

„Aber eben Patriks gesegnete Güte könnte etwas anrichten,

dem man am besten zuvorkommt. Man weiß recht gut, daß solche armen Verwandten ein Recht zu haben vermeinen, sich wie Kriechpflanzen um die Reichen zu schlingen. Nein, ich danke, — ich bin ohnehin schon von lästigen Connaissancen überlaufen . . . doch gehen wir jetzt!" . . . .

Durch ein kleines, ausgezeichnet ordentliches, aber ganz einfach möblirtes Besuchzimmer trat die junge Frau in die Schlafstube ihrer Schwiegermutter.

Die Thüre, welche bisher offen gewesen war, wurde jetzt von Mamsell Debora, welche nachgetrippelt kam, zugemacht.

„Will Sie denn, daß ich ersticken soll, da Sie die Thüre zumacht?" fragte eine ärgerliche Stimme vor dem ungeheuren Gardinenbett. Gleich darauf aber äußerte diese Stimme in einem etwas gemilderten Tone: „Ach so, bist Du es, meine geliebte Henriette? Wo hast Du den Patrik?"

„Er wird sogleich hier sein — ich aber erschrak so, liebe Mutter, als ich hörte, Du hättest einen so ernsthaften Anfall von dem furchtbaren Krampf gehabt, daß ich mir nicht Zeit ließ, auf ihn zu warten."

„Nun, Du brauchst wohl nicht zu glauben, daß es so ernstlich gemeint ist — Du darfst nicht vor der Zeit die Begräbnißmiene aufsetzen, mein Püppchen!"

„Ach gute Mutter, wie kannst Du nur so reden?"

„So sieh denn aus, wie gewöhnlich — wen trifft nicht einmal eine kleine Unpäßlichkeit? Diese ist nicht ärger, als ich schon sehr oft gehabt habe, kommt aber so verdrießlich, weil ich gerade heute meine Schwester, das Würmchen, erwarte!"

„Darf ich denn nicht bei Dir bleiben, liebe Mutter, während Debora auf den Riddarholm*) geht? das Fahrzeug kommt wohl doch erst am Nachmittage."

*) Eine von den Inseln, auf denen Stockholm gebaut ist, im Mälar gelegen, mit dem Hafen der nach Westen und auch nach Süden durch den Kanal von Södertelge gehenden Dampfschiffe. Anm. d. Ueb.

„Großen Dank, meine kleine Frau Zipp! Wenn Du aber Dich für zu gut hältst, Dich selbst anzutragen, um die Schwester und Schwestertochter Deiner Schwiegermutter zu holen, so kann ich ihnen wohl auch einen Wegweiser entgegenschicken."

„O, man begreift wohl, wie gut die gnädige Frau es meinten!" fiel Debora vermittelnd ein.

„Gnädige Frau — gnädige Frau? . . . Wer ist denn hier gnädige Frau? Das soll ich wohl sein, weil ich zufällig als Fräulein geboren bin, und weil mein erster Mann, der selige Blücher — obgleich er sich der Dummheit niemals entsinnen wollte — von deutschem Adel war. Als ich mich aber zum zweiten Male mit meinem Thorman verheirathete, habe ich kein Wort von einer gnädigen Frau gehört, und möchte auch in meinen alten Tagen diese Schelle nicht mehr tragen!"

„Da bekommst Du denn doch wohl, wenn Johann heirathet, eine Schwiegertochter, die ohne weitere Bemerkung gnädige Frau heißen kann?" meinte mit leichtem Zittern im Tone die Erbin, welche dem vergleichsweise unbemittelten Leinenkramhändler ihre Hand gereicht hatte.

„Warum denn nicht, wenn es ihm beliebt? Doch will ich Dir sagen, meine kleine Henriette, er ist allzu vernünftig, als daß er sich um so etwas bekümmert; also glaube ich fast, Du wirst dem Verdrusse entgehen, Deine Schwägerin, falls Du eine solche jemals bekommst, mit Recht oder Unrecht gnädig nennen zu hören."

Henriette schwieg und warf einen verstohlenen Blick auf die Mamsell Debora, welche verborgen hinter der Gardine allerlei Friedenszeichen machte.

„Mein armer Johann!" fuhr die strenge Frau mit einem Blick auf das gegenüber hängende, in seinen Knabenjahren gemalte Porträt ihres Sohnes fort, „es wäre hart gewesen für mich und auch für ihn, wenn ich davon gegangen wäre, da er im fremden Lande ist, und jetzt ist er erst etwas über einen

Monat weg gewesen — es dauert lange, ehe das halbe Jahr zu Ende geht."

„Doch," sagte Henriette zufrieden, von dem vorigen Gegen stande abgehen zu können, „kann wohl eine so große Zeit dazu gehören, einige Galanteriewaaren einzuhandeln?"

„Gewiß gehört wohl Zeit dazu, wenn es mit Unterscheidung geschehen soll, und so, daß man dabei gewinnen kann — da muß man die Gelegenheit abpassen. Auf jeden Fall hat er ja einige Jahre von dieser Pariser Reise geredet, wenn er in Hamburg gewesen ist. . . . Ho, ho! Mein Johann, er sitzt nicht gerne in Ruhe auf seinem Baumzweig. Doch im nächsten Monate wird er achtundzwanzig Jahre alt, und wenn die männlichen Jahre kommen, so kommt wohl auch der rechte Verstand."

„Nun, wer hat wohl Verstand, wenn nicht Johann! — Ich glaube nicht, daß blos die drei Jahre, die er vor Patrik voraus hat, die Ursache sind, daß . . ."

„St, meine Tochter! Eine Gattin weiß nichts davon, daß irgend Jemand verständiger ist, als ihr Mann, besonders" — fuhr sie mit kurzem Flüstern fort, und jagte mit demselben das Blut in Henriette's Wangen hinauf — „besonders wenn es von Leuten gesagt ist, die nicht besser wissen, als daß sie lieber einen Andern genommen hätte, als den Gott ihr bescheert hat."

„Es ist Zeit zum Einnehmen, gute Frau," fiel Mamsell Debora ein. Mit diesen Worten steuerte sie zwischen der Schwiegermutter und Schwiegertochter hindurch, und riß mit gutgemeinter Heftigkeit ein Pulver an sich.

„Sie irrt sich gewiß, meine liebe Debora! Ich sehe zwar die Uhr nicht, aber dennoch weiß ich besser, wie es an der Zeit ist — aber ich bin auch, Gott sei Lob und Dank, von je her an Ordnung gewöhnt gewesen."

„Es fehlen wahrhaftig noch zehn Minuten . . . Jetzt aber klingelt es — gewiß kommt Herr Patrik!"

Und einige Minuten später war die Gesellschaft im Kranken-

zimmer verstärkt durch einen jungen Mann von fünfundzwanzig Jahren, der mit der ruhigen und zuverlässigen Herzlichkeit einer Person von stillem Charakter und stillen Gewohnheiten an das Bett trat und mit einem Handkusse seine Mutter begrüßte, eine Liebesbezeugung, die er immer darbrachte, wenn er kam und wenn er ging, oder nach der Mahlzeit; doch sah man sehr wohl, daß es nichts mehr und nichts weniger war, als die dem Knaben eingeübte Gewohnheit.

„O Gott sei gelobt und gedankt, liebe Mutter, es hat keine Gefahr mit Dir — das sehe ich gleich!"

„Ja, Du weißt gewiß, Du, wie gefährlich es ist!" antwortete die reizbare Frau, die nun eben so verdrießlich zu sein schien über die angemaßten Trostgründe des Sohnes, als vor Kurzem über die Beileidsbezeugungen der Schwiegertochter. „Du glaubst wohl, ich könnte in alle Ewigkeit leben? Aber Du bist nicht gewohnt, ein Haarbreit weiter zu denken, als die Nase reicht!"

„So, nun gehts los! Soll es mir nun übel ergehen, liebe Mutter, weil ich wünsche, Du möchtest in alle Ewigkeit leben, oder wenigstens so lange Du willst und vermagst? — Und warum sollte das nicht noch lange dauern, da Du noch nicht fünfzig Jahre alt bist?"

„Mein lieber Patrik, wenn Du mit dem Alter Deiner Mutter nicht besser Bescheid weißt, so halte ich es für klüger, daß Du es bleiben läßt, darüber zu reden — ich war ja im Frühlinge zweiundfünfzig . . . Debora, das Pulver! . . . immer vergißt Sie sich! . . . . Meine Brust ist so schwer!"

„Du fuhrst von mir hinweg!" sagte der neuvermählte Mann flüsternd zu seiner Frau. „Ich dachte, ich wollte mit Dir fahren!"

„Pfui, das ist ein bitteres Satanszeug! . . . Ach so, sie fuhr Dir weg? Hatte denn die junge Frau so große Eile? Daran war wohl die neue Droschke Schuld, die probirt werden sollte?"

„Ich wollte ja schnell hier sein, liebe Mutter!"

„Ich aber hätte es lieber gesehen, mein Püppchen, wenn Du auf Deinen Mann gewartet hättest. Da man nun doch einmal so groß lebt, daß Pferd und Wagen gehalten werden, so wäre es wohl nicht aus dem Wege, wenn Herr und Frau den Staat gemeinschaftlich genössen!"

„Nun, liebe Mutter," vermittelte Patrik, „es liegt ja nichts Böses darin, daß man sich ein Vergnügen bereitet, wenn man es nicht mit anderer Leute Geld bezahlt. Und ich nehme wohl auch einmal die Droschke allein, so ist das quitt."

„Ja, es ist nicht schwer, mit Dir quitt zu spielen, mein guter Patrik!"

„Das ist es wohl auch mit mir nicht, will ich hoffen?" fiel Henriette insinuirend ein.

Frau Regine Sophie schien nicht zu hören, vielleicht zwangen sie auch die Schmerzen, den Mund zu schließen, und diese Schmerzen waren wirklich ärger, als sie gestehen wollte; denn sie hatte es sich so zu sagen vorgenommen, den Tod zu bekämpfen, bis ihr Liebling, ihr Herzens-Johann, nach Hause käme.

Man würde jedoch irren, wenn man glauben wollte, daß dieser Liebling von den mütterlichen Anmerkungen befreit war — im Gegentheil war er mehr als irgend ein Anderer der Tyrannei ausgesetzt, die in ihrer Liebe lag.

Zu dem Charakter dieser im Grunde rechtlichen und achtungswürdigen Frau gehörte ein angebornes Bedürfniß zu keifen, welches, wenn sie von Krämpfen gepeinigt war, sich gewöhnlich bis in das Extrem steigerte. Das Merkwürdigste war aber hiebei, daß sie mitten in der Fahrt ihres Gekeifes abbrechen und umwerfen konnte, sobald sie glaubte, der Gegenstand, den sie sich ausersehen hatte, würde von einer andern Seite angegriffen.

Ihre zärtlichsten Gefühle waren zusammengefaßt in folgenden drei Hauptstücken: sie vergötterte ihren ältesten Sohn, war dem

zweiten von Herzen zugethan, hielt sich aber gegen ihre Schwiegertochter auf der Seite der Defensive, obgleich sie dieselbe für einen ihrer Söhne selbst auserſehen hatte — es war Johanns eigene Schuld, daß Patrik die fünfzigtausend Reichsthaler Banco der schönen Henriette in ſein Geschäft legen konnte.

„Liebe Mutter! willst Du vielleicht ein wenig schlafen? Du könntest es wohl nöthig haben!" erdreistete sich der Sohn, das Schweigen zu unterbrechen.

„Ich werde schon schlafen, Du, wenn ich schläfrig werde! Ich hatte gute Ruhe in der letzten Nacht — denn dieser Anfall kam erst gegen Morgen . . . Aber ich dachte an meine Schwester. Du wirst Dich wohl dort unten aufhalten müssen, mein guter Patrik: ich will nicht, daß sie auf eine Irrstraße gerathen soll, die Arme, welcher ich selbst gerathen habe, herzukommen."

„Und ich versäume den Auftrag nicht, Mutter, verlaß Dich darauf! Die armen Frauenzimmer, es wäre sehr hart, wenn sie, von denen auf dem ganzen Dampfboote gewiß keine Seele Notiz genommen hat, auch bei ihrer Ankunft kein freundliches Gesicht zu sehen bekämen. Aber ich will sie trösten mit der Versicherung, daß sie hier gute Cousins haben!"

„Vielleicht wird es Dir aber schwer, von Deinen Geschäften abzukommen?" wendete Henriette ein. „In diesem Falle dürfte ich . . ."

„O nein, meine Schwiegertochter, mache Dir nicht die große Beschwerde! Es wird das Beste sein, wenn Du, wie Du mir heute erbotest, bei mir bleibst, bis Patrik zurückkommt!"

„Wie Du befiehlst, liebe Mutter!"

Als aber der Mann ging, so folgte ihm die Frau — wahrscheinlich aus Artigkeit — in den Saal hinaus; und hier hieß es vertraulich unter vier Augen:

„Du wirst doch wohl nicht vergessen, daß ich keine Cousine erwarte?"

„Was meinst Du?"

„Daß wir ohnehin schon Troß genug um uns haben, und daß es genug ist, wenn der Mamsell Pettersson — der ich Alles zugedacht habe — der größte Theil der Leinwandnähterei abgenommen wird, um sie Leuten zu geben, die man gar nicht kennt . . . Doch dabei wird es wenigstens stehen bleiben!"

„Nun, nun, meine Liebe, ich kann doch wohl die Verwandtschaft nicht verläugnen? — Du darfst nicht hochmüthig sein, meine Jettchen!"

Mit einer Miene voller Ungeduld runzelte die junge Frau ihre Augenbraunen. „Wie konnte ich mir auch nur einbilden, daß Du eben so denken solltest wie ich?"

„Das thue ich gewiß — sollte ich nicht denken wie Du, wenn Du so artig bist und so artig denkst? Aber siehst Du, es ist so daß . . ."

„Adieu, mein Lieber! Ich habe nichts über Dich und Dein Benehmen zu sagen: Du herrschest über Deine Handlungen und über Deinen Laden, ich aber herrsche über mein Haus — und dahin, verstehst Du, kommt kein Anderer, als den ich sehen will!"

Und mit einem spöttischen Kopfnicken verschwand die junge Dame.

Einen Augenblick stand der Ehemann mit verlängertem Gesichte da und sah ihr nach. Darauf sagte er ganz philosophisch:

„Sie läßt schon mit sich dingen!"

VIII.

Am Nachmittage befand Frau Regine Sophie sich um Vieles besser, so daß sie im Bette aufrecht sitzen konnte. Aber sie wurde ungeduldig, als der Thee fertig war und die Reisenden immer noch nichts von sich hören ließen.

Endlich vernahm man die Ringglocke im Vorzimmer.

„Schnell Debora — schnell, schnell! . . . O, Herr Gott, bald sind es dreißig Jahre, seitdem Emerentia und ich uns gesehen haben. Nun, nun, ich erkenne die Stimme ja doch noch . . . ja, sie ists!"

Und Frau Emerentia war diejenige, welche, von Blenda begleitet, in das Zimmer getrippelt kam.

Jetzt konnte wohl nichts natürlicher sein, als daß die romantische Schwester sich mit einer Sturzsee von Thränen über die durch und durch prosaische herstürzte; aber eben so natürlich war es auch, daß diese mit ihrer eigenthümlichen kurzen Weise alle Romantik abhieb.

„Nun, nun, nur sachte! wir sind ja alte Leute! Behüte Gott, meinst Du, es ist ein Unglück, daß Du mich wieder siehst, da Du das Weinen nicht lassen kannst?"

„Ich bin ja so froh, und doch auch wieder so traurig!" schluchzte Frau Emerentia. „Ich kann es gar nicht begreifen, wie es sich so übel treffen konnte, daß Du gerade heute krank werden mußtest, als ob ich Unglück mit mir über das Haus brächte."

„Ach, Du armes Ding bist noch eben so närrisch wie in Deiner Jugend! . . . Aber, Herr Gott, wie mager und dürr bist Du geworden! Ja, anders sahst Du aus, als wir in Göteborg von einander schieden."

„Ja, das magst Du wohl sagen! Damals war die frohe Zeit, als Tante Tena Dir und Deinem Blücher die Hochzeit besorgt hatte. Darauf reis'test Du mit Deinem Manne auf einem Schiff nach Stockholm, und so . . ."

„Still, still! das Alles entschwand wie ein Traum ... Der arme Blücher — ehe das Jahr um war, hatte das Glück sich gewendet, und er war mit Schiff und Mannschaft zu Grunde gegangen. Gott tröste mich vor dieser Zeit!“

Und bei der bitteren Erinnerung an ihren einzigen kurzen Jugendtraum mußte die starke Frau Regine Sophie ihre Augen hergeben. Bald aber faßte sie sich mit gewohnter Mannhaftigkeit, schob die Schwester bei Seite und sagte, sie wollte sich nun die Schwestertochter besehen.

Blenda war inzwischen von oben bis unten genug besehen worden von Henriette, welche stolz und stattlich am Fenster saß und von dort herab mit ihrem stolzen Blick die arme Verwandte in den Staub hinabdrücken zu wollen schien.

„So — das ist also das Ding von Mädchen? . . . Komm her, mein Herz — sei nicht blöde: ich esse Dich nicht!“

Blenda konnte es aber nicht ändern, daß sie zum ersten Mal in ihrem Leben von wirklicher Blödigkeit befallen wurde.

Der kurze herbe Ton der alten Frau, ihre sonderbare Art, bei dem Wiedersehen einer seit dreißig Jahren nicht gesehenen Schwester ihre Gefühle auszudrücken, versteinerten Blenda, und sie war nur im Stande, mit einer demuthsvollen Verneigung die barsche Tante zu begrüßen, deren Hand ihre zitternden Lippen zu gleicher Zeit berührten.

„Welch ein Schäfchen von Dirne!“ rief Frau Regine Sophie in einem Tone aus, der sehr gut gemeint war . . . „Und nun glaube ich, sie will mir auch noch ein Douchebad geben . . . Herzensfreunde, pfeift Ihr so viel in dem alten Westergötland? — Das ist eine recht häßliche Gewohnheit!“

„Liebes Kind!“ flüsterte Frau Emerentia ihrer Tochter in's Ohr, „sei nicht so linkisch und kindisch! die Tante sieht Courage gerne. Du warst ja unterwegs nicht so ganz schüchtern!“

„Ich bitte um Verzeihung! . . .“ stotterte Blenda, indem

sie mit einiger Bemühung ihre sanften Augen zu den ehrlichen, aber scharfen Zügen der Tante Regine emporhob.

„Ein kleiner Fehler ist leicht verziehen! Doch darfst Du nicht so viel weinen, wenn Du gut bei mir stehen willst!... Sieh so, jetzt ist ja Alles gut!" Und die werthe Frau beliebte mit ihrem eigenen Schnupftabakstaschentuche die Thränen von Blenda's Wange abzuwischen, und darauf mit großem Wohlgefallen das liebliche Gesicht des Mädchens zu betrachten.

Während dieser Art von Revue hielt die Frau von Kühlen ihre Augen fest auf die Schwester gerichtet: sie zitterte vor Furcht, diejenige, von welcher ihr Schicksal großentheils abhing, möchte nicht zufrieden sein. Doch war sie völlig beruhigt, als sie Folgendes vernahm:

„Da sehe man nur — unser Herrgott hat keine Schande: gesund, wohlgebildet und hübsch wie eine frisch entfaltete Blume! . . . Wende Dich jetzt um, so will ich Dir Deine Cousine Henriette, meine Schwiegertochter, zeigen!"

Bei diesen Worten erhob sich die vornehme Frau des Leinenkramhändlers langsam von ihrem Stuhle am Fenster, und nahte mit einer Miene der Herablassung zuerst der Frau von Kühlen, und darauf Blenda, welcher sie ein paar Fingerspitzen reichte, indem sie lächelnd sagte:

„Willkommen in Stockholm, meine Kleine! Ich recommandire mich selbst als Kunde bei der geschickten Nähterin, denn ich habe eine ganze Menge von Sachen, die ich genäht haben will."

Aber man hätte sehen sollen, welche Augen die Schwiegermutter auf die steife Schwiegertochter warf!

„Erst recommandire Dich als eine Verwandte, mein Püppchen — das paßt meines Erachtens besser! denn was die Kunden betrifft, so kann ich solche selbst schaffen . . . Nun, meine liebe Emerentia, willst Du nicht die Frau Deines Schwestersohnes mit einer Umarmung beehren? . . . So . . . so soll's

sein! . . . Jetzt kommt die Reihe an die kleine Blenda — Ihr könnt Euch wohl hübsch als Schwestern küssen!"

Mit einem zärtlichen und innig bittenden Blick sah Blenda hinauf zu ihrer unbekannten Anverwandten; doch wenn diese sich auch nicht dem Scepter ihrer despotischen Schwiegermutter zu entziehen wagte, so konnte sie wenigstens nichts abhalten, eine wirklich auffallende Nachlässigkeit in die Art und Weise zu legen, womit sie den blöden und verschämten Gruß ihrer aufgedrungenen Cousine erwiederte.

„Gut, gut!" murmelte Frau Regine Sophie, und warf einen vielsagenden Blick auf ihre Schwiegertochter . . . „Jetzt aber setzt Euch, meine Freunde, und thut, als wäret Ihr zu Hause! Ich sehe es nicht gerne, wenn die Leute aussehen, als wüßten sie nicht, ob sie stehen oder gehen sollen . . . Und Du, Debora, hole den Thee, damit die gnädige Frau hernach heimfahren kann . . . Doch, wo ist denn mein Sohn? — Kam er nicht mit Euch herein?"

„Hier bin ich, Mutter! Ich mußte nur den Miethkutscher wegschicken."

„So, Du nahmst einen Wagen? — Nun diesmal war das nicht dumm . . . Mußtet Ihr auf Patrik warten, oder kam er zu rechter Zeit?"

„Nein, behüte," versicherte Frau Emerentia, „wir brauchten gar nicht zu warten!"

„Und hätte die Tante auch wirklich warten müssen, so wäre das gewiß gar nicht bemerkt worden," fiel Patrik lachend ein; „denn Du sollst wissen, liebe Mutter, daß ich kaum zu den Damen vordringen konnte, so sehr waren sie von Herren umgeben, und alle wetteiferten mit artigen Anerbietungen — ich glaube meiner Seele, sie hätten sich gerne selbst vor den Wagen der kleinen Cousine Blenda gespannt!"

Bei dieser Nachricht sah man einen sehr verschiedenen Ausdruck in den Augen der anwesenden Damen: aus denen der

Frau Emerentia leuchtete der offenbare Triumph ihrer mütterlichen Eitelkeit, aus Henriettens ein mit Neid gemischtes unermeßliches Erstaunen, und in denen der Tante Regine Sophie Schrecken und ein keineswegs verborgener Aerger.

„Was hat das zu bedeuten?" fragte die zuletzt Genannte, und der Ton glich dem Brausen eines in der Ferne gehörten Sturmes. „Bist Du von der Wolle, mein Kind? hast Du solche Anlagen?"

„Liebe Regine Sophie, wirf keinen Verdacht auf das Kind!" unterbrach Frau Emerentia, indem sie sich heldenmüthig für ihren Augapfel aufopferte.

„Still Du, Schwester, und laß sie selbst antworten! Sie ist schon so alt, daß sie Sprache im Munde hat. . . . Sieh mir gerade in die Augen, Du kleine Schlange und antworte mir, aber ohne Umwege, hörst Du! auf die Frage: macht es Dir viel Vergnügen, mit jungen Herren in Gesellschaft zu sein?"

„Ja, liebe Tante, das thut es gewiß!"

Bei diesem offenherzigen Geständnisse fiel Henriette in ein so heftiges Gelächter, daß ihre Schwiegermutter sie mit einem zornigen Blicke fragte, ob sie Convulsionen bekommen hätte.

Darauf sagte die strenge Matrone, welche wirklich einige Zeit brauchte, um sich ein wenig nach Blenda's Antwort zu erholen: „Kein Mensch kann Dich der Falschheit beschuldigen, und das ist wenigstens sehr gut; willst Du aber unter meinem Schutze stehen, so mußt Du ohne dergleichen Vergnügen sein... Deine artigen Herren werden sich gewiß angetragen haben, herzukommen, um nachzusehen, wie Du Dich in Deiner neuen Heimath befindest?"

Blenda's erröthende Wangen gaben die Antwort, mit welcher sie selbst nicht hervorzukommen wagte.

„Ja, ich danke! ich merke, wie es steht! Und Du, Emerentia, hast Du einwilligen können? . . ."

„Ach, Herr Gott, ich habe weder Ja noch Nein gesagt!

Aber es war so, daß die Rede davon war, uns die königlichen Lustschlösser zu zeigen, und der Baron T—swärd war so ausnehmend artig, daß er Blenda bei einer Menge von vornehmen Damen, von denen er bestimmt wußte, daß sie Stickereien zu geben hätten, recommandiren wollte."

„Daß sich Gott erbarme, wie einfältig Du doch bist, daß Du dem Mädchen erlaubst, dergleichen Offerte anzunehmen! Sie soll Leinwand für Patriks Laden nähen; und was die königlichen Lustschlösser anbetrifft, so kann sie diese wohl auch mit der Zeit zu sehen bekommen, ohne daß solche Stutzer sich dazu abmühen."

„Aber ich versichere Dich, liebe, beste Regine Sophie, sie waren sämmtlich junge Männer von guter Erziehung und ehrenhafter Gesinnung! Und ich bin wohl selbst nicht so ganz ohne Erfahrung und Verstand, daß ich nicht zu unterscheiden weiß, was anständig ist und was nicht."

Es ließ sich nicht verkennen, daß sich in dieser Vertheidigung der Frau Emerentia ein gereiztes und verletztes Gefühl Luft machte; doch die Schwester, weit entfernt darauf zu hören wendete sich kurzweg an Mamsell Debora, welche jetzt mit dem Thee eintrat:

„Mamsell, ein Wort so gut wie zwei: kommen hier junge Herren und fragen nach der Frau von Kühlen und diesem jungen Fräulein, so werden sie mit dem Bescheid hinweggeschickt, daß die Damen keine Besuche annehmen! Und nun kein Wort mehr darüber! . . . Schenke Thee ein!"

Nachdem diese Befehle von der in ihrer Familie und besonders in ihrem Hause eigenmächtig regierenden alten Frau ausgegangen waren, entstand ein unterthäniges Schweigen in dem ganzen Kreise, und dieses Schweigen wurde nicht unterbrochen, so lange die Theetassen rasselten, sobald aber diese wieder auf den Präsentirteller gekommen waren, begann Henriette den Shawl fester um sich zu ziehen; und Patrik vermuthete, daß die Mut-

ter jetzt vielleicht mit den neuangekommenen Verwandten allein zu sein wünschte.

„Jetzt habe ich das Bedürfniß, ganz allein zu sein. Debora soll meine Schwester und das Kind sogleich in ihr Zimmer führen, damit sie sich die Sachen ansehen können! Morgen ruhen sie aus, übermorgen aber kannst Du den Shirting schicken, Patrik!"

Jetzt brachen Alle auf.

Beim Abschiede hoffte Henriette, sie würde die Mutter morgen wieder hergestellt antreffen, diese aber antwortete sauersüß:

„Darnach magst Du Dich erkundigen lassen — ich will Dich nicht länger von Deiner Sommerwohnung abhalten . . . Lebt nun wohl! . . . Bin ich am Sonntag gesund, so könnt Ihr bei mir zu Mittag essen!"

* * *

Als Frau von Kühlen, nachdem Mamsell Debora hinweggegangen war, sich mit ihrer Tochter allein befand in dem großen und recht netten Zimmer, das ihnen angewiesen worden, war die erste Bewegung Beider, sich einander in die Arme zu werfen.

„Urtheile nicht nach dem Anfange, mein Kind!" tröstete die Mutter, deren eigenes, sonst an Trost so reiches Herz jetzt ziemlich schwer war.

„O wie närrisch waren unsere Luftschlösser!" flüsterte Blenda. „Hier werden wir gleichsam Gefangene!"

„O nein, meine Kleine, das darfst Du nicht glauben — so arg wird es nicht!"

„So sieh doch zum Fenster hinaus — die große düstere Mauer versperrt ja alle Aussicht: wir sehen ja nicht einmal einen Fleck vom Himmel!"

„Liebes Kind, wir wissen ja doch, wie er aussieht, und haben ihn ohnedies im Herzen, wenn wir Muth und Hoffnung haben."

„Das können wir aber nicht, liebe Mutter! . . . Sage mir auf Dein Gewissen, ob Du es in diesem Augenblicke hast!"

„Das habe ich gewiß! Die arme Schwester Regine Sophie war krank, und hat überdies immer ihren eigenen selbstherrschenden Charakter gehabt; daß sie inzwischen unser Wohl will, das versichere ich heilig! Und Patrik — das sahst Du selbst, ob er nicht gut und ehrenhaft war, da er uns in einem *solchen* Wagen fahren ließ!"

„Der Cousin Patrik ist recht gut, ich habe nichts gegen ihn, denn wenn er auch gerade nichts Imponirendes hat und sich auch nicht zu benehmen weiß, so hat er doch wenigstens Herz. Doch seine Frau — ich weiß nicht, warum sie mich so sonderbar ansah und mich behandelte, als wenn . . . ich kann nicht sagen, wie; aber es peinigt mich sehr."

„O, das wird schon gut werden, meine Kleine! Wenn sie auch ein wenig stolz ist, so gehört das vielleicht zu der Weise der Stockholmerinnen . . . und dann gab Regine Sophie ihr auch gute Zurechtweisungen."

„Das eben war das Schlimme — welch ein langweiliges häusliches Leben, wenn man hört, daß die Schwiegermutter die Schwiegertochter so anfährt! . . . ja, ja, das scheint sie übrigens bei Allen zu thun, und die Summe von Allem ist: wenn mein Wunsch etwas auszurichten vermöchte, so würde ich von Herzen wünschen, morgen früh in unserm alten Hause wieder zu erwachen!"

„Und damit verlörest Du auch das Andenken an die Reise, die Dir so vieles Vergnügen gemacht hat, und das Andenken an den Nachmittag in Wenersborg, das wohl ebenfalls einigen Werth hat."

„Ach ja" — Blenda's Augen begannen wieder zu glänzen — „dieser Nachmittag war das Beste, denn ihm habe ich das einzige Vergnügen zu verdanken, das ich hier haben werde!" Sie zeigte auf das Bücherpacket.

„Und ich bin überzeugt," ermunterte Frau Emerentia,

welche die Wolken so gerne von der Stirne der Tochter verjagen wollte, „ich bin überzeugt, der Graf wird nächster Tage nach Stockholm kommen, und ihn, der ein so würdiges und vornehmes Aussehen hat, wagen sie nicht auszuschließen; denn derjenige wäre blind, welcher glauben könnte, daß er es nicht ehrlich meinte, wie meine Schwester — unter uns gesagt — vielleicht nicht so ganz ohne Grund sich von den vier Andern einbildet."

„Ich frage nach ihnen auch nicht viel!" meinte Blenda, deren sämmtliche Gedanken sich von den Büchern auf den freundlichen Geber und auf die Unterredung, die sie mit ihm gehabt hatte, lenkten — und hier kam ihr so glücklich der von wirklicher Theilnahme zeugende Rath, welchen er ihr beim Abschied gab, in den Sinn: „Erwiedern Sie nicht allzu offenherzig die Dienstfertigkeit und Artigkeit, die Ihnen ganz gewiß bald erboten werden! Wenn man jung, und vor allen Dingen wenn man schön und ohne männlichen Schutz ist, so muß man ein wenig mißtrauisch sein."

Die Mutter lächelte. „Ich bin zufrieden, so wie es ist!" sagte sie. „Jetzt gleichst Du ganz der im Thurm eingeschlossenen Prinzessin, und meine Schwester ist der Drache, gegen den alle Kämpen fechten müssen, welche die verborgene Schönheit zu schauen wünschen."

„Nun, so muß ich wohl auch zufrieden sein!" fiel Blenda ein, deren von Natur leichter und elastischer Sinn bei diesen Trostgründen dem düstern Eindrucke, den sie erhalten hatte, nicht länger nachgeben konnte. „Aber ich bin überzeugt," fuhr sie lächelnd fort, „Niemand besiegt den Drachen, und ich bleibe in dem Thurme, bis der Tod oder auch — mein Ritter mich befreit."

„So soll's sein! . . . Laß uns nun ohne mißmuthige Gefühle um uns blicken, so werden wir es schon gut finden! . . . Welch ein schöner Sopha, Du . . . echter Bombassin zum Ueber-

zug . . . und eine polirte Commode mit einem Spiegel darauf — ja, ich denke, Du Kleine! . . . und ein Nähtisch! die gute Regine Sophie, das war recht freundschaftlich — und hier in Stockholm ist Alles so theuer!"

„Auf jeden Fall aber ist es hier düster und schwer. Und dann diese großen Häusermassen, diese endlosen Straßen — Alles mit einander ist ängstlich!"

„Und dennoch warst Du wie wahnsinnig vor Entzücken, da Du die Stadt zuerst erblicktest!"

„Ja, damals stand ich auf dem Dampfboote, und von dort aus war sie so schön, daß ich noch einmal wahnsinnig werden könnte, wenn ich den Anblick noch einmal hätte. Kommt man aber erst in die Stadt, so ist es nicht länger so — einzig und allein das Geräusch in den Straßen macht Einen ja ganz taub."

„Du fühlst Dich mit Allem zufrieden, Kleine, wenn Du Dich erst daran gewöhnst und, wie meine selige Großmutter zu sagen pflegte, etwas warm in den Kleidern wirst . . . und laß uns nun die Sachen hervorsuchen, damit die gute Mamsell, wenn sie zurückkommt, nichts davon merkt, daß wir hier so geklagt haben, sondern daß wir zufrieden und dankbar sind — denn verlaß Dich darauf: meine Schwester wird sich ganz gewiß darnach erkundigen!"

IX.

Man konnte es fast für ein Glück in den neuen häuslichen Zuständen halten, daß das viele Geplauder und die großen Anstrengungen die Kräfte der strengen Hausmutter so angegriffen hatten, daß sie sich am folgenden Tage in einem Zustande großer

Ermattung befand, welcher Umstand sie materiell zwang, weder sich selbst noch auch Andere zu tyrannisiren.

Die Veränderung öffnete augenblicklich Blenda's mitleidsvolles Herz.

Als sie darauf — während sie still und ohne Geräusch, aber sanft und klug ihrer kranken Tante aufwartete — sich des einen und des andern fast zärtlichen Blickes zu erfreuen hatte, war sie bald ganz versöhnt. Und als sie noch dazu ehe Tante Regine Sophie ihre gewöhnlichen Kräfte wieder gewann, von der Mamsell Debora erfuhr, wie gut, trotz ihres störrischen Charakters und Wesens, diese Tante war, wie viel Gutes sie im Stillen so vielen Bedrängten that, obgleich Niemand es wagte, ihr zu danken, da beschloß Blenda, sich mit aller Geduld der Leitung ihrer Beschützerin zu unterwerfen, überzeugt, es würde ihr durch Nachgiebigkeit, Fleiß und Freundlichkeit gelingen, diese zu ihren Gunsten einzunehmen.

Und das gelang ihr denn auch in der That.

In den ersten vierzehn Tagen mußte Blenda unten sitzen, um, wie es hieß, ihrer Tante während ihrer Genesung Gesellschaft zu leisten, eigentlich aber aus dem Grunde, damit Tante Regine Sophie Gelegenheit hätte, selbst zwei wichtige Dinge zu prüfen: erstlich, wie schnell und vor Allem wie anhaltend Blenda die Nadel führen könnte, und zweitens wie geduldig und biegsam ihr Charakter sei, was sehr leicht zu erforschen war, denn in dieser ganzen Prüfungszeit kam sie nicht weiter, als in den Garten der Tante gleich nebenan, und dahin ging nicht ihre Mutter mit — „auf diese Gans," dachte unsere Tante „verlasse ich mich nicht" — sondern Mamsell Debora, welche den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, die Augen offen zu halten, damit keine „Basiliskenblicke oder süße Mienen" durch das Geländer geschmuggelt werden könnten.

Blenda, welche nichts davon ahnte, daß sie gewisse Feuerproben durchmachte, auch Nichts davon, daß drei Billette an sie

und ihre Mutter confiscirt worden, nachdem zuvor verschiedene Besuche abgewiesen waren, wunderte sich in ihrem Herzen, daß keiner von den vier artigen Reisegefährten Etwas von sich hören ließ; und da sie zufolge dessen keine Vergnügungen zu entbehren hatte, so zeigte sie sich höchst dankbar für das eine, welches ihr gestattet wurde, nämlich an jedem Abende ein oder anderthalb Stunden unter der Syringenhecke in dem Garten der Tante sitzen zu dürfen, woselbst es ihr angenehmstes Vergnügen war, in einem ihrer theuren Bücher zu lesen, oder an ihn zu denken, der von allen ihren Erinnerungen ihr am klarsten vorschwebte.

* *
*

„Ich bin recht zufrieden mit Deiner Tochter, meine liebe Emerentia!"

Mit diesen Worten beliebte Frau Regine Sophie das Gespräch zu eröffnen, als sie eines Tages zum ersten Male ihre Schwester auf dem Zimmer derselben besuchte, woselbst diese ganz eifrig beschäftigt war, Morgenröcke für den Laden des Cousin Patrik zu wattiren.

„O Gott, wie freut mich das!" erwiederte die von so vieler Gnade überraschte Mutter.

„Ja, ich kann sagen, daß ich sogar sehr zufrieden bin: sie näht ihr Hemde gut und ordentlich in zwei Tagen fertig, und sie sitzt still auf ihrem Stuhle, ohne sich jeden Augenblick draußen oder am Fenster Etwas zu schaffen zu machen, wie sonst die jungen Mädchen wohl pflegen. Und ferner hat sie weder anderswohin, als in den Garten zu gehen begehrt, noch auch die geringste Ungeduld darüber gezeigt, daß sie keine andere Zerstreuung gehabt hat."

„Ach, wie könnte ihr das wohl einfallen!"

„Gut, daß es nicht geschehen ist — ich sehe es gern, wenn man sich geduldet, bis ich rede, denn ich habe Gründe zu Allem, was ich thue."

„Davon bin ich auch überzeugt; aber . . .“

„Was für Aber?“

„Wir haben Dir nun schon vierzehn Tage lang zur Last gelegen — ich meine, es wäre billig, wenn wir jetzt unsere eigene kleine Haushaltung anfingen!“

„Es ist besser, Ihr wartet damit, bis Ihr erst ein wenig gesammelt habt. Ich will's schon sagen, wenn ich nicht länger mehr in den Kessel legen mag als gewöhnlich . . . Doch höre, Du! ich habe etwas mit Dir zu reden.“

Frau Emerentia erhob das Haupt, und meinte zu sehen, daß sich auf den Lippen der theuren Schwester gleichsam ein ärgerliches Lächeln zeigte.

„Was denkst Du hievon?“ Und die theure Schwester warf die erbrochenen kleinen Billette auf den Tisch.

„Was soll ich denken, liebe Schwester? — Ich verstehe ja noch gar Nichts davon!“

„Siehst Du, Emerentia: wenn ich in allen Stücken wie eine Mutter gegen Blenda sein will, so geschieht das natürlicher Weise nur in einer guten Absicht.“

„Wie sollte ich das nicht verstehen!“

„Und wer eine solche Verantwortlichkeit übernimmt, der muß auch gewisse Rechte haben . . . Vielleicht aber hältst Du Dich auf irgend eine Weise beleidigt, wenn ich als eine gute Schwester Dir die Hälfte der Bürde abnehme?“

„Zwar ist es wahr,“ erdreistete sich unsere werthe Frau zu antworten, „daß ich es noch nie als eine Bürde, sondern viel mehr als ein großes Vergnügen angesehen habe, meine kleine Blenda anzuleiten; doch . . .“

„Ach so! Nun, das hätte ich einsehen sollen! Du hast in Deiner Einfalt dort unten auf dem Lande in der Unschuld nicht einmal daran gedacht, daß Du sie bewachen müßtest. Es ist meiner Treu leicht, auf diese Art Mutter zu sein — ob aber das Mädchen hier mitten im Lande der Wölfe etwas Gutes

von einer solchen Nachsicht gehabt haben würde, das hätten wir sehen können, wenn Niemand die überflüssige Beschwerde übernommen hätte."

„Liebe Regine Sophie, ich meine, Du bist jetzt nicht recht artig gegen mich! Ich weiß . . ."

„Du bist eine Gans, Emerentia — das warst Du schon in der Kindheit, das bist Du heute noch, und das bleibst Du bis an Deinen Tod, und das kommt von den elenden Romanbüchern, die Dir den Kopf verdreht haben! Nun, nun, so Etwas sage ich nicht, wenn das Mädchen es hört, aber wahr ist wahr, und darum sollst Du Vertrauen zu mir haben, denn ich weiß, wie es zugeht, und daß die Gefahr vor der Thür steht, wenn unbeschäftigte Springinsfelde einem hübschen Mädchen nachlaufen."

„Ich habe aber keine Gefahr bemerkt!"

„Nun, so merke sie jetzt! . . . oder was meinst Du von diesen Dingen?"

Schwester Regine Sophie deutete mit einem wahrhaften Medusenblick auf die drei Billette, die sie auf den Tisch geworfen hatte.

„Ja, ich weiß nicht, was dort steht!"

„Ich aber weiß es! Höre nur zu! So lautet das erste, welches an Dich gerichtet ist . . ."

„. . . und welches Du geöffnet hast?"

„Ja Du, das habe ich, ja, ich habe es sogar beantwortet!"

„Beantwortet?"

„Ja wohl, weil keine Durchstechereien in meinem Hause passiren dürfen, denn dies ist stets ein ehrbares Haus gewesen!"

Und Frau Regine Sophie öffnete das erste Billet und las:

„Meine gnädige Frau von Kühlen!

„Nachdem ich mehrmals das Unglück gehabt habe, die Herrschaften vergebens zu suchen, da ich meine Aufwartung zu machen

wünschte, so nehme ich mir diesmal die Freiheit, dieselbe schriftlich zu machen.

„Außer der Absicht, bei meinen Besuchen Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen für die interessanteste Reisegesellschaft, die ich jemals gehabt habe, war es meine Meinung, mir die Ehre zu erbitten, die Damen zu der Lustpartie mit Tanz zu führen, welche am nächsten Sonntage auf Drottningholm Statt finden wird. Das Dampfschiff, welches Regimentsmusik an Bord hat, geht um zwei Uhr ab, und falls ich nicht so glücklich sein darf, die Herrschaften dierect von Ihrer Wohnung abzuholen, werde ich Sie auf der neuen Brücke geduldig erwarten.

„In der Hoffnung einer geneigten Antwort, die ich heute Abend abholen werde, habe ich die Ehre zu unterzeichnen

gehorsamst

J. G. Born."

„O wie artig von dem guten königlichen Secretär! . . . Am Sonntage — der Tausend, das ist ja morgen!"

Ein kurzes Gelächter und ein mitleidiger Blick von der Schwester erinnerte Frau Emerentia gleichwohl an ihre Abhängigkeit.

„Ja, ja, man hört wohl, welchen Schritt Du in Deiner Kurzsichtigkeit gethan hättest, und Du meinst wohl, es sei Jammerschade, daß diese Lustpartie, anstatt morgen, schon am vorigen Sonntag Statt gefunden hat . . . Doch hier sollst Du auch die Antwort auf ein solches dienstfertiges Anerbieten hören!"

Unsere selbstherrschende Frau steckte die Hand in die Tasche ihrer Schürze, welche die zweite Abtheilung des Briefwechsels verwahrte, suchte das Original der abgeschickten Abschrift heraus und las mit triumphirender Stimme der in Schweigen versenkten Emerentia Folgendes vor:

„Mein bester Herr!

„Das Haus, in welchem meine Schwester mit ihrer Tochter wohnt, gehört mir, der Wittwe eines geachteten Bürgers; und

und da sie hier alles nothwendigen Schutzes genießen, so dankt Frau von Kühlen, nach Berathung mit mir, Ihnen für Ihre gute Absicht, die nicht angenommen werden kann.

Regine Sophie Thorman.

„N. S. Um Einstellung der Besuche wird gebeten."

„Nun, was sagst Du dazu? Meinst Du, ich habe als eine würdige Tante für Blenda gehandelt, oder glaubst Du, ein ehrlicher Kerl wird jemals die Augen auf sie werfen, wenn sie zuvor als leichtfüßig bekannt wird?"

„O Himmel!"

„Ja, himmle Dich nur! — Wäret Ihr draußen gewesen unter dem Schutze eines jungen Herrn, der ihr nur den Hof zu machen denkt, so hätte sie jetzt von ihrem guten Rufe nicht so viel übrig, als durch das Oehr einer Nähnadel geht."

Die arme Frau Emerentia wurde vor Schrecken ganz bleich.

Sie mußte eingestehen, und das that sie auch mit aufrichtigem Herzen, daß ihre Unbekanntschaft mit der wirklichen Welt Schuld daran sein könnte, wenn sie sich irrte; und da sie Einsicht genug hatte, um einzusehen, was hier von ihr gefordert würde, so unterdrückte sie ihren Stolz und dankte demüthigen Herzens der Schwester.

„Gut!" sagte diese befriedigt . . . „Jetzt kommen wir zu Numero Zwei!"

„Beste Frau von Kühlen! . . ."

(„Diesen," unterbrach sich Regine Sophie, „halte ich für weit schlechter, weil er sich hinter dem Scheine, Dir nützen zu wollen, verbirgt!")

. . . „Sowohl am Dienstage, als auch am letzten Sonnabend war ich in Ihrer Wohnung, ohne angenommen zu werden, da aber dieses gewiß die Folge eines Irrthumes ist, so beeile ich mich, Ihnen auf diese Weise zu erklären, daß ich Alles in der

Welt gethan habe, um mein gegebenes Versprechen halten zu können.

„Drei von meinen Verwandten, die Gräfin C., die Freiherrin H. und die Staatsräthin P., haben mir versprochen, dem Fräulein so viele Stickereien zu geben, daß sie sich an Keinen weiter zu wenden braucht. Die Gräfin, mit welcher ich zuerst redete, hat große Eile, und ich habe versprochen, das Fräulein morgen bei ihr zu präsentiren, weßhalb ich um zwölf Uhr Mittags das Vergnügen haben werde, meine schöne Protegée abzuholen.

„Mit aufrichtiger Freude, im Stande gewesen zu sein, den Herrschaften einen Dienst zu leisten, empfehle ich mich

. . . . hochachtungsvoll

T. T—swärd."

„Nun, liebe Schwester, darin war ja gar nichts Böses!" fiel Frau Emerentia ein, indem sie das Haupt erhob. „Der gute Baron hat besser Wort gehalten, als ich dachte, und wollen die Gräfin und die Freiherrin und die Staatsräthin die Güte haben, meine Tochter anzuneh . . ."

„. . . So würdest Du ohne Rücksicht erlauben, mit Einem . . . Einem . . . auf der Straße umherzulaufen! Emerentia! wenn Du wirklich Deinen Verstand noch hast, so bist Du wenigstens dummer, als Leute Erlaubniß haben zu sein."

„Wie?"

„Kannst Du denn nicht begreifen, daß Dein Baron diese Dienstbeflissenheit zum Vorwande nimmt, um mit dem Mädchen auf einen vertraulichen Fuß zu kommen? Wäre es ehrlich gemeint, so hätte er die Gräfin gebeten, das arme Fräulein selbst zu besuchen, oder wenigstens ein Frauenzimmer zu ihr zu schicken."

Wiederum schwieg Frau Emerentia; zum zweiten Male fühlte sie sich von der Logik ihrer Schwester Regine Sophie besiegt.

„Was hast Du geantwortet?" stotterte sie.

„Antwort hat er erhalten . . . Höre zu!"

„Mein hochgeehrter Herr Bayon!

„Als Tante des jungen Mädchens, für welches sich zu interessiren Sie sich so viele Mühe gemacht haben, will ich hiemit anzeigen: wenn Sie in ihrer kindlichen Unkunde ein Versprechen wegen Recommandation zu Arbeit entgegengenommen hat, so ist dieses jetzt gänzlich verfallen, weil sie von mir die Aufklärung erhalten hat, daß man dergleichen Recommandationen nicht von jungen Herren wünscht.

„Indem ich Sie noch ersuche, mein Haus sowohl mit Besuchen, als auch mit Briefen zu respectiren, habe ich die Ehre 2c.

Regine Sophie Thorman."

Frau Emerentia wagte den Mund nicht einmal zu öffnen. Und Regine Sophie, welche das Schweigen als Beifall deutete, ging zu dem Billette Numero Drei über.

„Dieses, sollst Du wissen, ist an Blenda selbst, und so unverschämt vertraulich, daß ich dem Schlingel, der es geschrieben hat, ins Gesicht speien möchte . . . Höre nur, wie es klingt!"

„Theures, himmlisches Fräulein Blenda! . . ."

(„Ich wollte Dich himmeln, wenn ich Dich hier hätte!")

Das Schreiben war vom Lieutenant, und wenn man sich erinnert, daß er glaubte, Blenda wäre in seine Person wenigstens eben so entzückt, wie er in die ihrige, so läßt sich der in dem Billette herrschende Ton leicht erklären.

„. . . Mit Verdruß über mein zehnmaliges Mißgeschick — denn so oft habe ich Sie gesucht, ohne Sie zu treffen — greife ich nun zu der Feder, um Ihnen zu erklären, daß ich diese unerhörte und unverdiente Grausamkeit nicht länger ertrage.

„Sind Sie, mein Fräulein, in Birgers götterschöne Stadt, in die Stadt des Vergnügens und der Freude gekommen, um in ein Kloster zu gehen? Oder sind Sie unter den Einfluß einer mürrischen Duenna gerathen, welche Sie eigennützig von den bewundernden Blicken der Welt verbergen will? In diesem Falle

beschwöre ich Sie, nicht weniger erfindungsreich zu sein, als die spanischen Donnen gegen ihre Duennen!

„Ich brenne vor Verlangen, Ihnen eine Menge von Herrlichkeiten zu zeigen, und bin überzeugt, daß diese Sie entzücken werden. Wenn Sie daher mit Ihrer vortrefflichen Frau Mutter — sie ist allzu vorurtheilsfrei, um prüde zu sein — mir das Vergnügen schenken wollen, mich am nächsten Freitage Nachmittags um vier Uhr in der westlichen Allee des Platzes Karls XIII. zu treffen, so führe ich die Herrschaften nach dem Thiergarten, woselbst wir einen göttlichen Nachmittag haben wollen; darauf wohnen wir Gauthiers*) Vorstellung bei und soupiren an der blauen Pforte.**)

„Die Antwort lasse ich morgen früh abholen, doch schlagen Sie mir um Gotteswillen mein Gesuch nicht ab!

Der unterthänigste von Ihren Bewunderern

E. S*."

„Wünschest Du eine noch größere Chikane für Deine Tochter?" fragte Frau Regine Sophie in spottendem Tone. „Oder hältst Du auch diese Sprache für ehrenhaft? Begreifst Du, was man von Dir denkt? Du bist allzu vorurtheilsfrei, um prüde zu sein!"

Jetzt begann die arme Frau von Kühlen zu schluchzen.

Das war eine schreckliche Lection, doch dieser Brief riß wenigstens die Binde der Selbstverblendung ganz von ihren Augen hinweg. „Der Kapitän, der Kapitän — wie sehr hatte er doch Recht, und wie gut meinte er es mit uns armen Frauenzimmern!"

„Was war es mit dem Kapitän?"

Frau Emerentia erzählte nun ausführlich die väterliche

---

*) Der Director einer Kunstreitergesellschaft, der zu jenen Zeiten jeden Sommer im Thiergarten Vorstellungen gab.

Anm. d. Ueb.

**) Ein bekanntes und feines Wirthshaus am Eingange des Thiergartens. Anm. d. Ueb.

Wachsamkeit des Dampfschiffkapitäns über Blenda, und wie er die Dienstfertigkeit der jungen Herren stets zurückgehalten hatte.

„Gott segne den Ehrenmann! Ich will selbst einmal hingehen und ihm danken . . . Nun aber sollst Du auch hören, welche Antwort ich dem Paradiesvogel gab!"

„Dem Lieutenant?"

„Ach so, es war ein Lieutenant — Das hätte ich gleich begreifen sollen!"

Unsre Tante las:

„Herr!

„Das Billet, welches Sie die Unverschämtheit gehabt haben, an ein anständiges Kind zu schreiben, deren gänzliche Unbekanntschaft mit dem Leben sie vor aller unredlichen Zudringlichkeit schützen sollte, ist der mürrischen Duenna in die Hände gerathen, und diese nimmt sich hiemit die Freiheit, Ihnen anzuzeigen, daß, wenn Sie jemals wieder den Fuß in ihr Haus setzen, Sie mit einer Person zu thun bekommen werden, welche es übernimmt, Ihnen zu lehren, was ehrliche Leute von einander erwarten dürfen.

Regine Sophie Thorman."

„Dank, Dank, Herzensschwester! Du hast gehandelt als unsere beste Freundin, was Du auch bist . . . Darf ich davon etwas zu Blenda sagen?"

„Kein sterbliches Wort! In ihrer kindlichen Eitelkeit möchte sie sich damit brüsten, daß um ihretwillen so viel Allarm gewesen ist . . . Jetzt habe ich mich von den Dreien befreit und erwarte täglich den Vierten."

„Den Vierten?"

„Ja, es ist täglich Einer hergelaufen, und er kommt wohl ebenfalls bald mit einem Billette."

Frau Emerentia, welche fürchtete, es könnte vielleicht „der Graf" sein, wagte sich mit keiner Frage hervor. Hier mußte man die Begebenheiten abwarten — denn vielleicht war es kein

Anderer, als der artige Handelsexpedient vom Dampfschiffe, er der sich ernster gezeigt hatte, als irgend einer von den Uebrigen.

„Gott behüte mich," dachte sie weiter, „den Bären zu wecken, der da schläft! — Meine Schwester braucht nicht die geringste Ahnung von dem zu haben, was in Wenersborg passirte!"

„Nun sollst Du wissen," fuhr Frau Regine Sophie fort, „daß ich Blenda wegen ihres guten und willigen Betragens zu belohnen gedenke . . . Mein Sohn, der Leinenkramhändler, oder richtiger gesagt, meine Schwiegertochter, hat eine Sommerwohnung in der Gegend von Liljeholmen — eine kleine, wirklich nette Stelle — und eine Menge von Herrschaften hat ihre Lustwohnungen dort rund umher, so daß Diejenigen, welche Bekanntschaft mit einander gemacht haben, bald bei dem Einen und bald bei dem Andern zusammenkommen. Sieh, dergleichen Vergnügungen sind anständig für junge Leute. Und ich habe ein paar Worte an Henriette geschrieben, daß wir morgen Mittag hinauskommen."

Bei dieser Neuigkeit glänzten die Augen der Frau Emerentia vor Freuden.

„Sind wir aber auch wohl so mit Kleidern versehen, daß wir ohne Schande für Dich mit gehen können? Die kleine Cousine Henriette ist so . . . so . . ."

„Kehre Dich nicht an Henrietten — sie ist nicht so übel, wenn sie auch ein wenig Hochmuth und einen steifen Nacken hat."

„Ja, ja."

„Aber mein Nacken ist eben so steif, das weiß sie. Uebrigens, wenn sie gekleidet ist wie eine Puppe im Modejournal, so ist das eine Sache, die zwischen ihr und ihrem Manne bleibt. Du und Blenda, ihr kleidet Euch nach Euren Umständen."

„Das ist wahr!" — Ein leichter Seufzer floß mit den Worten zusammen.

„Ich richte es wohl auf jeden Fall so ein, daß Du eine hübsche Trauerhaube bekommst, und ferner leihst Du eines von

meinen schwarzen seidenen Halstüchern. Vor unserer Reise morgen rede ich noch ein paar Worte mit dem Kinde — ich habe vielleicht auch Etwas für sie. Und nun lebe wohl . . . Vergiß nicht, Gott dafür zu danken, daß Du Deine alte mürrische Schwester hast, die Dir unter die Arme greift!"

„Das zu vergessen, möchte mir meiner Seele schwer werden!" murmelte Frau Emerentia bei sich selbst: doch ihr gutes Herz machte ihr gleich darauf Vorwürfe über die kleine Bitterkeit, die in den Worten lag.

X.

Die Unterredung im vorigen Kapitel hatte während der gewöhnlichen Abendpromenade der Mamsell Debora mit Blenda Statt gefunden, und sie kehrten gerade so zurück, daß sie der Hausmutter im Flure begegneten.

„Was hast Du dort unter dem Shawl, Kind?" fragte sie, und betrachtete mit ziemlich großen Augen Blenda's erröthende Wange.

Ohne ein Wort reichte ihr das junge Mädchen ein Buch.

Tante Regine Sophie schüttelte zwar den Kopf und hob drohend den Zeigefinger empor, nahm aber dennoch das Buch in die Hand.

„Was ist denn das? . . . Ke — Kenil . . . worth — nun, Gott verzeihe Dir, Du kleine Schlange, daß Du die Zeit, in welcher Du Luft für Leib und Seele holen sollst, mit solchem erbärmlichen Zeuge vergeudest! . . . Ich hatte eine bessere Meinung von Dir, das kann ich sagen!"

„Gute Tante, wenn ich eine Freistunde habe, so muß ich sie ja so genußreich wie möglich machen."

„Meinst Du das?“

„Ach ja, Tante! Und wenn Sie wüßten, wie schön es ist, da ich in der kleinen Laube sitze und mich mit Lesen unterhalte, so würden Sie gewiß Nichts gegen meine Beschäftigung haben. Diese historischen Ereignisse sind etwas ganz Neues für mich.“

„Historische? — ja, schöne Geschichten: lauter Liebesgeschwätz!“

„O nein, beste Tante, es ist etwas ganz Anderes — wenigstens viel Anderes.“

Ein geheimes Zeichen, das Mamsell Debora hinter Blenda machte, veranlaßte die werthe Tante, das Verhör nicht weiter fortzusetzen.

„So geh denn, Kind!“ hieß es. „Ich will mir den Plunder selbst ansehen.“

Blenda zögerte nicht lange, der Erlaubniß zu gehorchen.

Sie brannte vor Verlangen, sich noch einen kleinen Augenblick mit dem Lord Leicester, der schönen Amy Robsart und den Intriguen am Hofe der Königin Elisabeth zu beschäftigen.

* * *

„Wozu steht Debora da und grimassirt, wenn ich meine Schwestertochter examinire?“ fragte die Gebieterin, als sie mit ihrer Haus- und Gesellschaftsmamsell in die Schlafstube gekommen war.

„Damit hatte ich meine gute Absicht, beste Frau, nämlich diese: Lassen Sie das Mädchen sitzen und sich so viel sie will in ihre Geschichten vertiefen!“

„Ist Sie verrückt, Debora?“

„So lange sie die Augen im Buche hat, sieht sie nichts Anderes.“

„Aha!“ rief Tante Regine Sophie, vielleicht haben die Wilddiebe die Spur aufgeschnüffelt?“

„Das ist nicht so ganz ohne, doch nur E i n e r; aber auch das kann vollkommen genug sein.“

„Welcher von ihnen?"

„Derjenige, welcher noch kein Billet abgegeben hat."

„Wo hat er sich blicken lassen?"

„Ich habe an zwei oder drei Abenden — obgleich ich nie einsehen konnte, daß es Etwas zu bedeuten hatte — gehört, daß Jemand an dem Geländer entlang spazieren ging: da dieses jedoch so hoch ist, daß man nicht hinübersehen kann, so habe ich nicht einmal einen Gedanken daran gehabt."

„Nun?"

„Heute Abend wurde ich aufmerksam, denn als sie, das kleine bescheidene Wesen — nachdem sie einige Mal auf- und abgegangen war — sich in der Laube mit dem Buche in der Hand zurecht gesetzt hatte und ich ein wenig auf die Seite gegangen war, so begann Jemand an das Geländer zu klopfen..."

„Schön! — ich wünschte nur, daß ich da gewesen wäre!"

„Der auf der andern Seite bildete sich wohl ein, ich wäre eine tüchtige Strecke aus dem Wege, denn als das Fräulein fortfuhr zu lesen, ohne Etwas zu hören, wurde das Klopfen stärker und war diesmal mit leisem Husten begleitet. Nun aber ging ich schnell hin, blickte durch die Ritze und erkannte den Mann, der auch mich erkannte."

„Nun, was that er denn da?"

„Er trollte ab, so schnell er konnte."

„Das Mädchen ist schön wie der Tag und großen Versuchungen ausgesetzt! Weiß Sie, Debora, ich wünschte wirklich von Herzen, daß ich sie unter einen guten und sichern Schutz geben könnte — und wer weiß — hm — es gibt junge Männer, das hat man wohl gesehen, welche nicht den Reichthum über Alles setzen."

Mamsell Debora meinte, sie könnte es sich nicht erlauben, die Hindeutung zu verstehen, ja sie hielt es fast für eine Pflicht, dies nicht zu thun. Sie, die alle inneren Familienverhältnisse kannte und die Tochter ihrer alten Herrschaft so hoch in Ehren

hielt, konnte es sich gar nicht denken, die Mitwisserin eines Planes zu sein, der, wenn er wirklich ein Plan würde, die stolze Henriette schrecklich, ja unheilbar beleidigen würde — Mamsell Debora wußte, ihrer eigenen Meinung nach, recht gut, wo der Schuh drückte . . . .

. . . .

An diesem Abende begehrte Frau Regine Sophie das „Historienbuch.“

Nachdem sie jedoch in demselben hin und her geblättert und auf gar kein unpassendes Liebesgeschwätz, wohl aber auf viele Dinge gestoßen war, die auf jede Weise klug, ernsthaft und ehrbar klangen, so gab sie die „Scharteke“ wieder an Blenda ab, mit der Anweisung, sie möchte immer darin lesen, wenn sie im Garten wäre. Bei dieser Gelegenheit wurde unsere Heldin auch von dem Glücke benachrichtigt, welches sie am folgenden Tage zu erwarten hätte — ein Glück, von welchem sie jedoch nicht im Geringsten entzückt wurde, denn Henriettens kalter und stolzer Uebermuth that ihrem gefühlvollen Herzen weh.

Es versteht sich aber, daß Blenda dies nicht zu zeigen wagte.

* *
*

Der Morgen kam, er war sonnenklar, frisch und herrlich. Die Abreise war um zwölf Uhr bestimmt.

In der besten Laune, worin sie seit langer Zeit gewesen war, begann gegen zehn Uhr die Tante einige Kleinigkeiten, die für „das Kind,“ bestimmt waren, aus der Kommode hervorzusuchen, als plötzlich Mamsell Debora hereinkam und mit fast erschrockener Miene erzählte, „der Herr hinter dem Geländer“ oder der Handelsexpedient A., wie er sich nennete, wünschte mit Frau Thorman zu reden.

„Nun, ich sage! — Ich wünschte nur, er käme und beschwerte sich darüber, daß er meine Schwester nicht besuchen darf! Bitte ihn, die Güte zu haben, frei herein zu kommen!“

Mit einer Miene, welche anzeigte, daß sie nicht die Absicht hatte, sich besiegen zu lassen, trat gleich darauf unsere Tante in das Besuchzimmer hinaus.

Einige Augenblicke hernach kam von der andern Seite die Person, welche um Audienz angehalten hatte.

Herr A. hatte eine angenehme Figur und eine Miene voller Selbstvertrauen, die sein Auftreten von aller Verlegenheit befreite.

Mit der größten Freimüthigkeit begrüßte er die Wirthin, welche die Brille aufsetzte, um ihren Besuch genau betrachten zu können.

„Ach so, Sie sind der Herr, der mir Etwas zu sagen hat? — Setzen Sie sich gefälligst!"

„Obgleich Ihnen nicht bekannt, habe ich mir die Freiheit genommen, auf Veranlassung eines Umstandes, den ich die Ehre haben werde ... Doch ich hoffe, daß ich nicht ungelegen komme?"

„Hm, was das betrifft, so ist es damit so und so, denn erstlich ist es jetzt Kirchzeit und zweitens hatte ich beabsichtigt, heute Vormittag aufs Land hinauszufahren."

„Ich bedauere recht sehr, daß ich diese unpassende Zeit gewählt habe, aber das ist aus einer nothgedrungenen Ursache geschehen. Inzwischen werde ich Sie nur einige Minuten aufhalten."

„Um so besser!"

„Es ereignete sich gestern Abend, da ich stand . . . spazier . . . mit einem Worte . . ."

„Weiter, weiter!"

„. . . da ich mich vor Ihrem Garten befand, Frau Thorman . . ."

„. . . und da an das Geländer klopften, um die Aufmerksamkeit meiner Schwestertochter zu erregen . . ."

„Ach!"

„. . . daß es sich nicht besser traf, als daß nur meine

alte Hausmamsell auf das Signal Achtung gab und hinausblickte."

„Ich war im Voraus überzeugt, Frau Thorman," entgegnete Herr A. mit einem Lächeln, welches bewies, daß er sich schon wieder erholt hatte, „daß Sie nicht weniger gut unterrichtet sein würden. Doch eben der Umstand, daß ich selbst komme, um die Wahrheit des eingelaufenen Rapportes zu bekräftigen, möchte ein hinreichend überzeugender Beweis sein, daß meine Absichten ehrlich sind."

„Ich weiß nicht, ob etwas Ehrliches darin liegt, auf ein armes Mädchen zu spioniren und sie in übeln Ruf zu bringen — denn wäre einer von den Nachbarn vorbeigegangen, so wäre es nicht schwer gewesen, zu errathen, welche Absicht Sie mit Ihrem Klopfen hatten."

„Meine beste Frau! wenn dies von meiner Seite eine Unvorsichtigkeit war, so wurde ich ja dazu gezwungen, da ich das Fräulein auf keine Art treffen konnte."

„Was wollen Sie denn von ihr?"

„Ich will mich bemühen, Ihre Seele zu fesseln, denn sie hat die meinige im höchsten Grade gefesselt; und obgleich es nicht meine Absicht war, mich schon nach einer so kurzen Bekanntschaft zu erklären, so sehe ich mich dennoch dazu gezwungen, um mich von allem Verdacht zu befreien."

„So, so! Sie wollen also das Kind heirathen? — Was haben Sie denn, um sich zu verheirathen? Können Sie mir zeigen, daß Sie auch im Stande sind, eine Frau zu versorgen?"

„Das kann ich in diesem Augenblicke nicht, doch innerhalb zwei, höchstens drei Jahren besitze ich genug mit demjenigen, was ich schon gesammelt habe, um eine Familie unterhalten zu können, und da wir beide, sowohl das Fräulein als auch ich, noch jung sind, so habe ich geglaubt, daß der Aufschub von einigen Jahren kein Hinderniß sein könnte für die Erfüllung meiner Wünsche."

Frau Regine Sophie hustete.

„Ich will Ihnen meine Meinung gerade heraussagen, und diese ist: gedulden Sie sich mit der Freierei, bis Sie im Stande sind, sich zu verheirathen!"

„Und warum denn das?"

„Lange Verlobungen, Kurmachen, Uneinigkeiten, Versöhnungen und all' dergleichen sind nicht heilsam für den, der frische Gedanken für die Arbeit haben muß."

„Meine wertheste Frau Thorman! Nichts in der Welt ist wohl gewöhnlicher als eine zwei oder dreijährige Verlobung. Ueberdies verlange ich ja die Einwilligung des Fräuleins nicht sogleich: Alles, was ich wünsche, ist, sie bisweilen in dem Hause ihrer Tante zu sehen. Ich bin beständig auf Reisen und des Jahres nicht öfter als drei= bis viermal in Stockholm; daher bleibt mir nicht viel Gelegenheit zu alle dem, was Sie zu befürchten scheinen."

„Das nenne ich ehrlich und anständig gesprochen: ich sage nicht anders. Ich muß also Blenda wohl fragen, ob es ihr Freude macht, wenn Sie bisweilen kommen. Ist sie es zufrieden, so kommt es mir nicht zu, die Sache zu hindern, und Sie mögen dann bisweilen in meiner oder eines Andern Gegenwart mit dem Mädchen plaudern, ohne daß gleichwohl darum etwas Bindendes gesagt werden soll . . . Inzwischen denke ich mich auch nach Ihnen zu erkundigen, und wenn Sie am Dienstage einmal wieder vorkommen wollen, so werde ich Ihnen weiteren Bescheid ertheilen."

Nachdem der Heirathskandidat Anweisung auf mehrere Personen gegeben hatte, die Nachricht von seinem Charakter und seinen Lebensumständen geben konnten, stand die Tante auf und nickte dem Handelsbedienten ihr Lebewohl zu. Das zufriedene Gesicht desselben deutete auf einen Mann, der schon mit einem Fuße in dem Vorhof des Himmels stand.

Er träumte nicht einmal von einer abschlägigen Antwort.

XI.

Gleich nachdem der Freier hinweg war, kam Blenda zwitschernd wie eine Lerche die Treppe herabgesprungen.

An dem gestrigen Abende hatte sie bei dem Gedanken an die Lustpartie keine besondere Freude empfunden; aber heute fühlte sie sich so froh, so frisch: die Sonne glänzte ja auch so schön und winkte hinaus in das Freie.

Vergebens wäre es auch, wenn wir läugnen wollten, daß ein anderer kleiner Umstand Blenda erheitert hatte. Sie war nämlich — als sie heute früh in ihrem theuren Kenilworth las — auf eine unterstrichene Stelle gestoßen . . . Wer hatte sie wohl unterstreichen können, wenn nicht der Geber? Und warum war gerade diese Stelle gewählt? Sie handelte speciell von der Treue und dem Vertrauen.

Blenda hatte keine Antwort auf diese Fragen, aber ihre Laune erhielt schnell eine Federkraft, die auf ihr ganzes Wesen zurückwirkte . . . . . .

„Komm herein, Du kleiner Singvogel — ich habe etwas mit Dir zu reden!" rief die Tante zur Thüre hinaus.

Und jetzt befand sich Blenda im Zimmer, wo sie gleichwohl plötzlich verstummt zu träumen glaubte bei dem, was sie hier erblickte.

Tante Regine Sophie stand mit einem eleganten und luftigen Saxonie-Kleide in der einen und mit einem schönen violettfarbenen Parasol — Blenda's erster Parasol — in der andern Hand, und oben auf dem Parasol hing ein kleiner italienischer Wurzelhut.

„Was sagst Du zu dieser Aussteuer, Kind? . . . Taugt sie?"

„Tante, Tante, ich wage nicht hinzusehen!"

„Dein Bombassinkleid ist recht gut; da Du jedoch für Wochen-

und Feiertage kein anderes als dieses hast, so dachte ich, dieses möchte nicht unwillkommen sein."

Was Blenda jetzt that, das hätte außer ihr kein Mensch wagen dürfen, ohne daß Frau Regine Sophie böse geworden wäre, und über dumme Theaterscenen, Ziererei und affectirte Geschäftigkeit geschimpft und geschrieen hätte.

Sie warf sich nämlich vor Derjenigen, die sie anfänglich so sehr verkannt hatte, blitzesschnell auf die Kniee, schlang ihre Arme um die strenge Frau und sagte, zu gleicher Zeit weinend und lachend:

„Mein Gott, mein Gott, wie glücklich bin ich! . . . Eine solche Tante und ein solches Kleid! . . . Ein solches Parasol, ein solcher Hut!" Und indem sie bald auf die Hände der Tante Regine Sophie und bald auf den Parasol — die allervornehmste der Gaben — Kuß auf Kuß drückte, fügte sie leiser hinzu:

„Glauben Sie aber doch, Tante, daß Ihre Liebe mich am meisten beglückt!"

„Steh auf, Kind, steh auf, Du kleine Närrin, und laß mich sagen: Du hast ein solches ergebenes Gemüth, das mir gefällt!"

„O Tante! Sie sind mir also gut?"

„Ja; denn Du bist ein gutes Mädchen — fahre fort, arbeitsam, sittsam und sanft wie bisher zu leben, so wirst Du sehen, daß Dein Vertrauen zu mir Dich nicht zu Schanden macht."

„Und Sie, meine gute Tante, sollen sehen, daß Sie von mir Ehre haben werden! . . . Darf ich aber jetzt gehen und mich anziehen? — ich fürchte nur, daß das Kleid nicht paßt."

„Sei Du ohne Sorgen, Du! das Maß dazu ist ohne Dein Mitwissen nach dem genommen, das Du anhast . . . Aber ich bin neugierig, zu hören, was Du wohl dazu sagen wirst, daß ich heute um Deinetwillen eine Visite gehabt habe."

„Um meinetwillen?"

Mit den Gedanken an die unterstrichene Stelle im Buche, war Blenda nahe daran, auszurufen: „der Graf!"

Glücklicher Weise aber beherrschte sie sich noch und erwartete mit starkem Erröthen die weiteren Worte der Tante:

„Der Handelsexpedient, mit welchem Du auf dem Dampfschiffe in Gesellschaft gewesen bist!"

„Ach so — er!"

Diese Worte sagte sie in einem Tone, deren augenscheinliche Gleichgültigkeit die Tante Regine Sophie entzückte; denn diese ging, wie man bemerkt hat, schon mit gewissen eigenen Plänen um.

„Als ich Dich erröthen sah, so glaubte ich, daß Du es erriethest; aber ich weiß recht gut, ein ehrbares Mädchen erröthet bei dem bloßen Gedanken daran, daß Jemand ihre Freiheit zu fangen denkt."

„Sucht Herr A. denn das?" fragte Blenda mit kindlicher Neugierde.

„Ich dachte erst morgen mit Dir davon zu reden, da ich aber sehe, daß Du es auf eine Weise aufnimmst, mit welcher ich sehr zufrieden bin, so kann ich Dir jetzt gerne sagen, daß er mehrmals hier gelaufen ist, ohne Dich zu treffen."

„Aha!"

„Daß er um den Garten spionirt hat, da ihm jedoch nichts gelingen wollte, er seine Zuflucht zu mir genommen und um die Erlaubniß angehalten hat, bisweilen herkommen und Dich in meiner Anwesenheit sehen zu dürfen."

„Weiter nichts als das?"

„Verstehst Du denn nicht, Kind, daß die Männer so sagen, wenn sie die Absicht haben, um die Hand eines schönen Mädchens anzuhalten?"

„Nein, Tante, das wußte ich nicht!"

„Wenn er die Erlaubniß erhält, sein Glück zu versuchen . . ."

„Was da?"

„. . . so ist das so gut wie eine halbe Hoffnung. Er meint es ehrlich und will Dich in einigen Jahren heirathen.“

„Ist es so, liebe Tante, so lassen Sie ihn lieber nicht kommen!“

„Wie? Du willst ihn nicht annehmen?“

„Hätte er nichts Anderes verlangt, als nur zu plaudern, so wäre ich gerne darauf eingegangen, denn er ist recht angenehm und unterhaltend; wenn dies mich aber zu etwas mehr verpflichten sollte, so entsage ich sehr gerne seiner Gesellschaft.“

„Liebes Kind, es ist das Beste, Du besinnst Dich erst darüber! Ein armes Mädchen erhält nicht leicht dergleichen ehrliche Anerbietungen!“

Dies sagte die Tante theils weil sie wollte, daß Blenda es glauben sollte, und theils weil sie noch einmal widerlegt zu werden wünschte.

„Ich will mich besinnen, liebe Tante, so lange Sie es wünschen, aber ich versichere, daß ich nie eine andere Antwort geben werde. Und bekomme ich auch keinen Freier mehr, so tröste ich mich damit, daß ich wenigstens einen gehabt habe.“

„Du machst mich immer mehr und mehr zufrieden, mein Mädchen! Ich glaubte, Du würdest, jung und von Romanen im Kopfe verwirrt, gleich bereit sein, sobald Du nur von Liebe reden hörtest.“

„O!“

„Gut, daß Du weißt, was besser ist! Ich übernehme die Antwort an Herrn A., ich, notabene wenn Du Dich erst mit Deiner Mutter berathen hast, denn in dieser Frage hat sie das erste Wort. . . . Da Du jedoch nun hinsichtlich des Handelsexpedienten so aufrichtig gewesen bist, so sage mir auch auf Dein Gewissen, ob Du vielleicht anders geantwortet hättest, wenn es einer von den andern Passagieren gewesen wäre!“

„Ich betheuere, beste Tante, daß ich für Keinen von ihnen das geringste andere Gefühl gehabt habe, als das Vergnügen

...das Vergnügen observirt zu sein, und das Vergnügen eines muntern Gespräches."

„Vortrefflich!"

„Aber, liebe Tante, da Sie so offenherzig mit mir reden, so kann ich die Wahrheit nicht verbergen. Mutter ist nie gewohnt gewesen, auch nur das Allergeringste vor mir geheim zu halten — ich weiß Alles: die Visitten, die Billette und Ihre Klugheit, gute Tante, um mich von so gefährlichen Bekanntschaften zu befreien. Ich fange jetzt an, mancherlei zu begreifen, was ich früher nicht verstanden habe; und wahrhaftig," fuhr sie fort mit einer kleinen stolzen Miene, die ihr sehr gut stand, „künftig soll Keiner fehlgreifen durch meine Unwissenheit!"

„Sieh, so soll's sein, mein Mädchen! Und da ich Dich über diesen Gegenstand höre, so mache ich meiner Schwester gewiß keine Vorwürfe, daß sie geplaudert hat: besser ist besser, und am besten ist, wenn Alles klar ist . . . Nun aber, Kind, nun geh und zieh Dich an — wir haben uns so versäumt, daß wir gewiß erst mit dem Boote kommen, das um ein Uhr geht; doch das thut nichts: die gnädige Frau läßt den Tisch nicht vor halb drei Uhr serviren."

Blenda flog hinaus.

XII.

Es war ein lebendiger und entzückender Anblick, der sich dem Auge auf dem ganzen Mälar vor dem Riddarholme darbot; denn um die Mittagszeit war er überall besäet mit seinen zahllosen kleinen Booten und Segeln, welche einander in allen Richtungen durchkreuzten bis an die fernen sonnigen Gestade,

die Lieblingsplätze des seeliebenden Theiles von der Bevölkerung Stockholms.

Blenda — elegant wie eine wirkliche Stockholmerin, und so schön, daß zum geheimen Stolze und zur Zufriedenheit der Tante Regine Sophie die Leute sich umwendeten, um sie betrachten zu können — saß jetzt und schaukelte in dem kleinen Kullboote*) dessen sich stets drehende Räder ihr ein unbeschreibliches Vergnügen machten.

Bald wurde jedoch die Maschinerie des Kullbootes über der Aussicht auf diese zu gleicher Zeit so pittoreske und prachtvolle Natur gelenkt, in welcher die Kunst ihre stattlichen Denkmäler errichtet hat. Hier passirte man die ersten Skinnarwiksberge . . . dort erhob sich die Kungsholmskirche, und weiterhin schimmerte Marieberg hervor . . . hier erblickte man hinter sich von Neuem Strömsborg . . . und bald war das Boot in dem schönen Langholmswik.

„Jetzt bist Du wohl sehr glücklich, meine Blenda?“ sagte die Mutter lächelnd. „Dies ist gerade einer von den schönen Tagen, von denen wir träumten, wenn wir an die Ruhe nach der Arbeit dachten.“

„Ach, dieser ist weit schöner, liebe Mutter! Mir ist so sonderbar zu Muthe; ich bin glücklich und erstaunt, aber dennoch etwas wehmüthig darüber, daß eine solche Fahrt allzu schnell ein Ende nimmt.“

---

*) Nach vielen am Mälar gelegenen Landstellen, so auch nach dem dicht vor der Stadt im Süden gelegenen Liljeholmen, gehen stündlich Boote ab, die nicht mit Rudern, sondern an der Seite wie bei Dampfschiffen angebrachten Schaufelrädern in Bewegung gesetzt werden. Diese Räder werden von vier Personen gedreht, und da man hiezu in Stockholm immer Frauen oder Mädchen aus Dalekarlien (Dalkullen) anwendet, so haben diese Boote den Namen Kullboote erhalten. — Die im Folgenden vorkommenden Orte liegen sämmtlich am Mälar in der allernächsten Umgebung von Stockholm, ja, in der Stadt selbst. Anm. d. Ueb.

„Liebe Blenda," meinte Tante Regine Sophie, „sie dauert ganz hinreichend lange."

„Hinreichend lange?"

„Werde nun nur nicht schwer um's Herz, weil Du Wasser, Bäume und grüne Hügel zu sehen bekommst; denn weißt Du, wie Henriette Dich da nennt?"

„Nein, darf ich hören?"

„Die kleine Einfalt vom Lande!"

„Ist es möglich?"

„Ja, da hast Du den Ehrentitel, den sie Dir vom ersten Augenblick an gab . . . nimm Dich nur in Acht, daß sie kein Wasser auf ihre Mühle erhält! Zwar ist es recht gut, in einigen Stücken einfältig zu sein, doch . . ."

„Fürchten Sie nichts, gute Tante, ich werde ihr keine Gelegenheit geben, mich die Einfalt vom Lande zu nennen!"

„Gut, gut!"

„Aber sie möchte es wohl dennoch thun . . . und da wir doch einmal von ihr reden" — hier neigte sich Blenda an das Ohr der Frau Regine Sophie — „so sagten Sie uns letzthin, wir sollten einander Du nennen, wie Cousinen pflegen; sie sagte jedoch niemals Du zu mir, sondern vermied jede Benennung. Das that mir weh, und jetzt will ich sie lieber „Frau" und „Sie" nennen."

„Nein, Kind, das geht nicht! Erfährt Johann, wenn er nach Hause kommt, daß Henriette so unvernünftig gewesen ist, so wird sie ihr Glück nicht besonders zu rühmen haben."

„Fragt sie denn so viel nach ihrem Schwager?"

„Ob sie nach Johann fragt? — ja das kannst Du glauben! Und er verabscheut Hochmuth und Geldstolz . . . Doch, Henriette ist im Uebrigen gut: sie ist eine kleine artige und gute Schwiegertochter, und Patrik ist sehr zufrieden."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, weil das Boot bei Langholmen Passagiere ans Land setzte und einnahm, und wäh-

rend des noch übrigen Weges war Blenda so sehr mit den Augen beschäftigt — in denen alle ihre übrigen Sinne zusammen zu fließen schienen — daß die andern Frauenzimmer ihr den Genuß gönnten, bis endlich die Sommerstelle der jungen Herrschaften Thorman unter Laubmassen und Blumenparterren sichtbar wurde.

„Sieh dorthin, Blenda!" rief die Tante; „sieh dorthin! — Was meinst Du von diesem Zuckerhause, das oberhalb der Brücke mit den grünen Bänken liegt?"

„Ach, welche schöne Stelle!"

„Das ist Henrikslund, das Henriette von ihren Eltern geerbt hat . . . Hoho! dort kommt Patrik an die Brücke herab — der gute Junge, er sieht seine Mutter gern: die Freude leuchtet ihm aus den Augen."

Und nun legte das Boot an's Land.

Der gute Patrik — recht brillant angezogen, in weißen Unterkleidern, einem grünen Sommerrock und buntem Langhalstuch — kam seiner Mutter mit offenen Armen entgegen, reichte darauf der Tante Emerentia und der kleinen Cousine und zuletzt der Mamsell Debora die Hand.

„Nun, wo haben wir denn die Schwiegertochter?"

Ehe Patrik Zeit zur Antwort hatte, kam Henriette, umflattert von einem weißen Kleide mit fliegendem Haubenbande die Anhöhe herab.

Sie war heute so frisch, anmuthig und lächelnd, die junge Frau, daß man gezwungen war, ihre gewöhnliche Miene voll spöttischem Hochmuth zu vergessen. Da aber dieser spöttische Hochmuth auf ihrem Gesichte naturalisirt zu sein schien, so war ihre heutige sonnenscheinartige Sanftmuth um so mehr zu bewundern.

Doch Henriette hatte gleich allen Uebrigen ihre Tage der liebenswürdigen Laune, und wenn diese zufällig mit einem von diesen zusammentrafen, da sie Gelegenheit hatte, in ihrer kleinen

Societät den Tribut von Artigkeit und Schmeichelei einzuernten, den sie so gerne entgegennahm, so durfte man es hiemit nicht so genau nehmen: die Liebenswürdigkeit kam ja ihrer Umgebung zu Gute.

„Behüte, mein Püppchen, wie sonnenscheinartig Du heute schimmerst!" begann die Schwiegermutter. „Es funkelt ja ordentlich aus Deinen Augen! Mein armer Patrik! ist alles dieses Feuer für ihn, da fürchte ich, daß er verbrannt wird."

„O, ich bin schon gekocht und verbrannt!" erklärte Patrik lachend. „Henriette wollte heute früh nothwendig promeniren; als wir aber an die jungen Tannen kamen, so bat sie mich zu wart . . ."

„Lieber Patrik, wie kannst Du unsere Mutter und ihre Gesellschaft hier in der Hitze aufhalten, da wir auf die Kühlung der Veranda einladen können."

„O, es ist ja hier unter den Bäumen ganz vortrefflich! Deine Veranda — das soll gewiß dieses wacklige lange Schilderhaus sein mit den Zweigen zwischendurch, das ihr vor das Haus gesetzt habt — ist gewiß nicht so kühl . . . Dürfen wir aber nicht Patriks kleine Geschichte hören, da er gekocht und gebrannt wurde?"

„Ich glaubte, Mutter und die andern Frauenzimmer möchten durstig sein. Ueberdies ist das Mittagsessen gleich in Ordnung."

„Du bist allzu artig, allzu artig! ... aber so erzähle doch, Patrik!"

„O, das ist augenblicklich gethan. Es war nur ein Scherz von Henrietten: sie bat mich, zu warten, während sie ging, um zu baden."

„Aha, um zu baden!"

„Als ich aber eine gute Stunde in der Sonnenhitze spazieren gegangen war, wurde mir die Zeit lang, und da wollte ich auch baden."

„Das war ganz billig!"

„Ich dachte: jetzt ist Henriette gewiß fertig. Ja, der Henker auch — sie war nicht dort!"

„Nicht dort?"

„Wo zum Henker ist sie geblieben? sagte ich zu mir selbst. Ich mußte umherlaufen und sie aufsuchen, und dazu hatte ich denn auch wirklich gute Gelegenheit, bis ich endlich umkehrte, um zu Hause nachzusehen."

„Und da," fiel Henriette mit lautem Gelächter ein, „war ich Dir zuvorgekommen! O, ich hörte Dich recht gut auf dem ganzen Wege, wie Du riefest: „Henriette! so antworte doch, Henriette!" . . . aber ein solches Spiel, das, wie ich vermuthe, unter neuvermählten Leuten gar nicht ungewöhnlich ist, darf man Andern nicht erzählen, mein guter Patrik!"

„Ich meines Theils," entgegnete die Schwiegermutter, indem sie einen langen, etwas argwöhnischen Blick auf die Schwiegertochter heftete, „glaube kaum, daß ein solches Spiel unter Neuvermählten so gewöhnlich ist . . . Laßt uns aber nun in die Veranda der jungen Frau gehen!"

Und hiemit stieg die Gesellschaft die Treppe hinauf zu der von feinen, grünen Spalieren aufgeführten Ausbaute, die sich an das kleine weiße Haus schmiegte, das mit seinen nach der Seeseite hin geöffneten Glasthüren, seinen mit Blumen geschmückten Fenstern und seiner schönen Einrichtung unbeschreiblich nett und einladend aussah. Als man hier angekommen war, so befand man sich noch besser durch das Beschauen der herrlichen Aussicht über das tiefblaue Wasser des Mälar.

Frau Emerentia und Blenda blieben voller Erstaunen am Eingange stehen.

Zwischen ihnen war nur der Unterschied, daß die Mutter sich in stummem Entzücken über so viele schöne Möbel und Schmucksachen nach Innen wendete, während Blenda die Augen nach Außen richtete, und die Hände mit dem Ausdrucke der

größten Andacht faltend, stumm bei dem Gemälde, das der See und die Landschaft darboten, dastand.

„Nein, seht doch unsere kleine Unschuld, unsere kleine Einfalt, wie andächtig sie aussieht!" rief Henriette munter aus. „Ich weiß nicht, was ich geben wollte, wenn ich diese Miene aufsetzen könnte!"

„Bin ich Diejenige," antwortete Blenda, indem sie sich schnell umwandte „die den Titel der kleinen Einfalt tragen muß?"

„Ach, mein Gott, das fragt sie in einem Tone, als hätte ich eine Todsünde begangen!" entgegnete Henriette und fiel wiederum in ihr überlautes Gelächter.

Bei diesem Scherz, der mehr durch den Ton, als durch die Worte beleidigte, rollte das Blut in warmen Wogen von Blenda's Herz in ihre Wangen, deren weichen Sammet sie mit einem stärkern Purpur übergossen, als selbst die Kaktusblume darzubieten vermochten. Die sanften, seelenvollen Augen nahmen einen Ausdruck von stolzer Kälte an, und beherrscht von einem ihr fremden Gefühle, nämlich von dem Aerger, gab sie Henrietten eine Antwort, an welche diese sich auch noch späterhin mit nicht geringerem Verdrusse erinnern konnte.

„Ich weiß nicht, ob es eine Todsünde ist, ein armes, unerfahrenes Mädchen zum Gegenstand des Gelächters zu machen, so viel aber weiß ich, daß ich nicht so einfältig bin, um durch Stillschweigen einzuwilligen, daß ich dazu dienen will!"

Bei dieser Aeußerung ihrer engelfrommen Blenda glaubte Frau Emerentia selbst vor Herzweh sterben zu müssen, so erstaunt war sie. Ihr einziger geordneter Gedanke war dieser: „Was wird die Schwester sagen?"

Glücklicher Weise brauchte sie hierüber nicht lange in Unwissenheit zu schweben.

„Nein, hört doch nur das Kind!" sagte Tante Regine Sophie lachend und mit den Augen blinzelnd, ein sicheres Zeichen ihrer Zufriedenheit. „Sie kann sich meiner Treue selbst verthei-

digen — das ist ganz recht, meine Kleine! Setz Du Dich zur Wehr, Du, gegen Henriette, wenn sie Dich in die Enge treibt!"

„Ich wußte nicht," meinte die junge Frau, indem sie mit dem Haupte einen großen Gestus machte, „daß die Damen aus den Provinzen so empfindlich wären — doch werde ich mich wohl ein andermal in Acht nehmen, mit dem Fräulein zu scherzen!"

„Du magst gerne scherzen so viel Du willst!" erwiederte Blenda, die jetzt schnell mit einer freundlichen Geberde Henrietten die Hand reichte, „aber lache nicht über mich — denn das thut so weh, daß ich werde, als wäre ich gar nicht mehr ich selbst."

Es lag in Blenda's Ton und Geberde eine so entwaffnende Anmuth, als sie mit dieser zum ersten Male angewendeten Vertraulichkeit ihrer Cousine entgegen trat, daß Henriette, wenigstens für diesen Augenblick, sich besiegt fühlte. Und, Blenda's Wange küssend, sagte sie lächelnd:

„Du bist mir ein Naseweischen, und so sollst Du heißen, wenn Du es verschmähst, die kleine Einfalt vom Lande zu sein!"

„Mit diesem Tone magst Du mich nennen, was Du willst — o wie liebenswürdig kannst Du doch sein!"

XIII.

Nach einem in einer kühlen Laube eingenommenen vortrefflichen Mittagessen setzte sich die Gesellschaft, um den Zuwachs zu erwarten, der aus der Nachbarschaft ankommen sollte.

Während Blenda den Geruch von den schönen Blumen, mit denen Patrik sie versehen hatte, behaglich einsog und bei sich selbst überlegte, wie sie sich wohl am besten in der Societät schicken sollte, begann Frau Regine Sophie ein Verhör über die Gäste anzustellen.

„Dieser starke Rosenduft mit dem Säuseln in den Bäumen und auf dem See macht mich ein wenig schläfrig — plaudre Du daher, Henriette, Dir wird es ja leicht, und sage mir, wen Du erwartest . . . Aber bist Du schon eingeschlafen, meine liebe Schwester Emerentia?"

„Ich? — nein, ich bin weit entfernt vom Schlafe!"

Und hierin hatte die gute Seele vollkommen Recht.

Gleich Blenda war auch sie beschäftigt mit dem Gedanken an ihr erstes Auftreten, und da es ihr in das Gedächtniß gekommen war, wie sie irgendwo gelesen hätte, daß Stillschweigen und Gedankenvollheit Bildung und Verstand anzeigen, so nahm sie sich vor, in diesen Punkten sich von Niemand übertreffen zu lassen. Ihre Zurückgezogenheit ließe sich überdies durch die Trauerkleidung leicht erklären, und sie hätte den Vortheil, zu observiren und zu lernen, ohne sich Fehlgriffen bloß zu stellen.

„Wir erwarten nur Diejenigen," antwortete Henriette ihrer Schwiegermutter, „welche hier draußen während des Sommers zu unserm gewöhnlichen Gesellschaftskreise gehören."

„Weiß ich, welche das sind?"

„Der Seidenkramhändler Lorens ist ja bekannt . . . Hallberg, glaube ich ebenfalls . . ."

„Ach so, der Höker?"

„Ja, der reiche Höker Hallberg . . . Ferner haben wir den Spiegelfabrikant Lundgrén, den Hofrath Ahlstén und . . . laß mich denken . . . vielleicht kommen auch der Hutstaffirer Cederlund, Schlächter Bruhn — alle mit ihren Familien — und auch wohl die alte Oberstin Wollsmidt, die gleichsam eine Altmutter für uns Alle ist."

„Aber der Kammerjunker, liebe Henriette, Du vergißt ihn!" fiel Patrik ein.

„Wer ist denn das?" fragte die Mutter.

„Der Sohn der Oberstin. Er ist wöchentlich einige Male

draußen, und da kommt er fast immer hieher und singt mit Henriette."

„Vielleicht befiehlt Mutter, daß wir den Kaffee serviren?" fiel die junge Frau ein. „Das ist gewiß das einzige Mittel, Leben in uns zu bringen."

Die aristokratische Frau Emerentia buchstabirte inzwischen bei sich selbst an der sonderbaren Zusammensetzung des Ranges der Gäste.

Sie war gewöhnt an die engen Ansichten der Provinzen und konnte nicht begreifen, wie ein Höker, ein Hutstaffirer — diesen Titel faßte sie buchstäblich auf *) — und sogar ein Schlächter mit Oberstinnen, Kammerjunkern und Hofräthen in Gesellschaft kommen könnten. Die werthe Frau hatte zwar schon von der Macht des Geldes gehört, daß es aber solche Wunderwerke hervorzubringen vermochte, hatte sie sich noch nie eingebildet.

Während Henriette davoneilte, ohne die Erlaubniß ihrer Schwiegermutter zu erwarten, benutzte Frau Emerentia die Gelegenheit, ihre Schwester zu fragen, ob es in Stockholm verschiedene Handwerke wären, Hüte zu machen und sie zu staffiren.

„Bist Du verruckt? Ein Hutstaffirer ist etwas ganz anderes, als ein Hutmacher. Weißt Du nicht, daß mein Sohn Johann ein Hutstaffirer ist?"

„O, ich meine, Du schriebst einmal — doch vielleicht konnte ich das Wort nicht richtig lesen — er hätte einen Gal — Galanteriehandel?"

„Nun ja, Hutstaffirer — und vor allen Johann — haben gewiß einen solchen Handel."

„Was verkaufen sie denn aber?" fragte unsere Frau, sehr zufrieden, diese Aufklärung zu erhalten.

„Alles Mögliche! Du sollst einmal mit mir in den Laden

*) In Schweden nennt man die Galanteriehändler gewöhnlich Hattstofferare, welches hier im Deutschen beibehalten werden mußte. Anm. d. Ueb.

meines Sohnes kommen, so wirst Du Militärzierrathen, Leuchter, Kronleuchter, Parfümerien und dergleichen finden."

Jetzt sagen wir nicht zu viel, wenn wir anzeigen, daß Frau Emerentia's Kopf buchstäblich in Schwindel gerieth.

Sie konnte kaum die Augen von ihrer Schwester abwenden. Galanterie und Hutstaffiren waren also in Stockholm gleichbedeutende Begriffe — und endlich bestand das Hutstaffiren nicht darin, daß man Hüte staffirte, sondern darin, daß man Kronleuchter, Leuchter, Militärzierrathen und Parfümerien verkaufte!

Ehe sie dieses große Chaos ordnen konnte, traf schon ein Trupp von Fremden ein.

Und sieh, diese glänzenden Damen, die sich so gut trugen, wie jemals eine Heldin in Lafontaine's und Kotzebue's Romanen, waren sie nicht eben jene reiche Hökerfrau, jene reiche Schlächterfrau und endlich jene reiche Hutstaffirerfrau, welche letztere sogar an Anmuth und Eleganz alle übrigen, ja selbst Henrietten, übertraf?

* * *

Noch eine Stunde später war die ganze Gesellschaft angekommen, außer der Oberstin, und während der Kaffee eingebracht wurde, begann eine Conversation, welche Blenda nicht weniger wirr im Kopfe machte, als die vorhergehende Entdeckung die Mutter gemacht hatte.

Die arme Blenda kannte keine einzige von den Tagesneuigkeiten, kannte keinen Namen von einem einzigen Schauspieler, Sänger und Sängerin, hatte nur wenige Begriffe von den Badeörtern, und noch wenigere von dem Swea-Orden, Thalia, von der Gesellschaft Dies und von der Gesellschaft Das, von Concerten, Soiréen, Festlichkeiten im Kirstein'schen Garten und mehr dergleichen.

Noch schlimmer ging es ihr, wenn die Damen sie anredeten, denn alle Gegenstände begannen mit: „Haben das Fräulein ge-

sehen . . . haben Sie gehört . . . sind Sie dort oder dort gewesen? . . ." und wenn Blenda verschämt antwortete, daß sie außer der schönen Stadt und einem Theil der schönen Umgegend noch nichts gesehen hätte, so hatten die Damen die Güte, so unverständlich als möglich so viele verschiedene Dinge zu beschreiben, daß sie nicht den vierten Theil davon begreifen konnte. Und bei allem diesem Geplauder gingen sie darauf los mit den Nadeln, daß Blenda meinte, diese und die Fäden gingen von selbst, und das noch obendrein am Sonntage — die ländliche Blenda war verurtheilt, aus der einen Verwunderung in die andere zu fallen.

Inzwischen hatten sich die Herren, welche weit weniger gesprächig waren, als die Damen, in die „Veranda" zurückgezogen, wohin Cigarren und Punsch gebracht worden waren.

Man hatte schon alle Hoffnung aufgegeben, an diesem Nachmittage die Oberstin zu sehen, und die Damen dachten eben an eine Promenade, als Henriette — die wahrscheinlich eine kleine geheime Ungeduld zu bekämpfen hatte, denn sie machte sich immerwährend Etwas im Hause zu schaffen — bei der Rückkehr von einer dieser häuslichen Runden mit der Nachricht erfreut wurde, daß die Oberstin und der Kammerjunker im Parke sichtbar wären.

Es ist unmöglich, zu wissen, welche angenehmen Eigenschaften diese Personen besaßen, gewiß aber mußten dieselben von höherer Art sein, denn keine einzige von den Damen — mit Ausnahme unserer Tante und Blenda — entging einer gewissen Electrisirung.

Die Oberstin war weder mehr noch weniger, als eine alte freundliche Ehrenfrau, die sich gerne ausgezeichnet sah als die Vornehmste in dem kleinen Kreise, in welchem ihr auch sehr viel Weihrauch gestreut wurde.

Ihr Sohn, der Kammerjunker, war dagegen ein junger artiger Mann, der sich damit belustigte, vor den jungen Damen Weihrauch auszustreuen. Er hatte eine Art und Weise zu

schwatzen, daß er sie ganz entzückte, und er plauderte hinlänglich gerne, um nicht daran müde zu werden, sich selbst zu hören.

Doch zur größten Unzufriedenheit seiner Zuhörerinnen und Bewundererinnen machte er sich heute eines gewissen Fehlers schuldig.

Kaum hatte er eine Viertelstunde lang seine Zunge die interessante Bahn durchlaufen lassen, wo er mit so großem Geschmack zu caprioliren pflegte, als er plötzlich abbrach und sich nicht an Henrietten, welche einer noch ausschließlicheren Aufmerksamkeit gewohnt und darauf vorbereitet war, sondern an Blenda wendete, welcher er sich ganz ungekünstelt mit einer Frage über den Eindruck, den die schönen Umgebungen von Stockholm auf sie gemacht hätten, näherte.

„Ich fürchte, daß ich nicht im Stande bin, eine genügende Auskunft zu geben!“ entgegnete sie mit ihrem einnehmenden Lächeln. „Aber ich habe kaum von so etwas Prächtigem geträumt.“

„Nicht einmal geträumt — das heißt, mein Fräulein, Sie meinen, daß der Traum immer die Wirklichkeit übertrifft?“

„Wenigstens bilde ich mir ein, daß dies sehr oft der Fall ist.“

„Und ich prophezeihe, daß Sie in der Zukunft ihre Meinung ändern . . . Darf ich aber nicht die Grashalme halten? . . . Wir Stockholmer verstehen uns ebenfalls darauf, im Grünen Grashalme zusammenzuknüpfen.“

Und zu Henriettens größtem Verdruß, setzte sich nun der Kammerjunker neben Blenda, indem er artig die Hand hinreichte, um die Grashalme zusammenzuhalten, welche sie, sich selbst unbewußt, gepflückt hatte, jetzt aber willig hingab, weil sie ihr Gelegenheit verschafften, beim Zusammenknüpfen daran zu denken, ob sie wohl jemals „den Ritter von der schwarzen Rose“ wiedersehen würde . . . und sieh, der Kammerjunker hatte Glück im Halten: Blenda's Ritter sollte wiederkommen.

„Was meinen die Herrschaften: sollten wir wohl jetzt Ernst machen mit der Promenade?" fragte die Wirthin. „Hier nimmt ja die Wärme wirklich überhand."

Der Vorschlag weckte getheilte Gedanken.

Die Oberstin, Tante Regine Sophie und einige andere Frauen zogen es vor, in Ruhe an der Limonade zu nippen und die übrigen Erfrischungen zu verzehren, wozu die jüngere Abtheilung ihren vollen Beifall gab.

Aber, o Himmel, wer war es, der nicht sah, daß Henriettens Shawl bei ihrem ersten Versuch, denselben über die Schultern zu werfen ihr entflattern wollte, und wer war es, der Blenda's Shawl, welcher nicht flatterte, in Ordnung brachte, wo nicht der Kammerjunker, und wer, wo nicht er, ging hernach treulich an der Seite des jungen Landfräuleins!

Erst bei der Wendung in einer Allee befand er sich ganz in Henriettens Nähe, und ihre funkelnden Augen bewirkten, daß er sich schnell mit ihr einige Schritte vor die übrige Gesellschaft begab.

„Ich bin auf das Aeußerste in Erstaunen gesetzt!" sagte sie kurz.

„Das kommt daher," flüsterte der Kammerjunker mit einer Stimme so sanft und mild, daß sie dem Säuseln des Sommerwindes in einem Blumenbeete glich, „das kommt daher, weil Sie nicht weiter vorgedrungen sind, als bis . . ."

„Als bis?"

„. . . zu Ihrer ersten kleinen Intrigue."

„Was soll denn das bedeuten?"

Die Frage war von einer dunkeln Röthe begleitet.

„Daß die entzückende Henriette späterhin den Nutzen eines Ableiters lernen wird!"

„Eines Ableiters?"

„Die kleine Verlegenheit, die heute Vormittag über uns kam, schenkt uns ja Erfahrung."

„Zugegeben!“

„Nun wohl: lieber zwinge ich mich dazu, mich mit der Unbedeutendsten zu beschäftigen, als daß ich . . .“

„Als daß Sie?“

„. . . Als daß ich der Schönsten eine Blöße gebe.“

„Wenn ich nur wüßte, wenn ich überzeugt wäre . . .“

„Wovon?“

„. . . Daß“ — Henriettens Stimme war jetzt unendlich milder geworden — „daß es nur Zwang wäre.“

„Boshafte! — Können Sie daran zweifeln?“

XIV.

Frau Regine Sophie Thorman an ihren Sohn, Herrn Johann Blücher in Hamburg.

„Mein geliebter Johann!

„Hättest Du nicht selbst damit begonnen, Dich anzuklagen, so hättest Du sehen sollen, daß ich es gethan hätte, und das recht scharf, Du unartiger Geselle, der seine eigene Mutter so lange auf einen Brief von sich warten läßt! Doch mag ich eine Sache, die schon erkannt ist, nicht wiederkäuen — ich weiß ohnedies, daß Du Deiner Mutter gut bist.

„Nun, was sagst Du zu der Neuigkeit, daß Du mich auf ein Haar nicht wiedergesehen hättest, wenn Du nach Hause kommst?

„Ja, ja, das wäre Dir vielleicht durchs Herz gegangen, Du Wicht, der so weich ist, daß ich mich in manchen Stücken wirklich vor Dir schäme! Willst Du denn niemals ein Mann werden? Und ich sage Dir, sollte geschehen, was nun gottlob gewiß

nicht geschieht, da ich hurtiger bin, als ich seit langer Zeit war, so sollst Du Dich nicht benehmen wie ein Narr, denn obgleich Dich wilden Burschen gewiß Niemand in dieser Welt höher lieben kann, als ich, so zweifle ich doch nicht daran, daß Du die erhalten wirst, die da sieht, was Du für Einer bist, und unter uns gesagt, habe ich mir eingebildet, daß es das reine Gold ist.

„Doch, wie gesagt, Johannchen, ich weiß nicht, wie es zugeht, daß mich ein solches Bedürfniß ankommt, Dich hierin zu ermahnen. Versprich mir, daß Du dem Unglück einen steifen Kopf entgegensetzen willst, wenn es kommen sollte, wenn ich Dich auch, behüte Gott, nicht ermahnen will, kein Herz zu haben.

„Es ist sehr gut, daß Du endlich in dem guten gesegneten Hamburg bist, und daß Du glückliche Geschäfte machst.

„Es ist vielleicht am besten, wenn ich Dir rein heraussage, daß ich mit Dir über eine Sache reden will, die Du immer in den Wind geschlagen hast; thust Du es aber auch diesmal, so handelst Du als ein großer Narr.

„Nun ist das so zu verstehen, daß meine Schwester, die ich erwartete, richtig eingetroffen ist mit ihrer kleinen Tochter — und Du kannst glauben, so krank ich auch an dem Tage war, so erstaunte ich dennoch wirklich über einen solchen kleinen Engel Gottes, sanft wie ein Täubchen, und unschuldig, Du, daß Einer wirklich über sie lachen und weinen kann!

„Henriette zeigte sich gleich auf dem gespannten Seile — die Henriette, die Henriette! — jenes Mal hattest Du gute Augen . . . Nun, lieber Johann, Du, ich habe das Mädchen geprüft, sowohl was die Arbeit betrifft, als auch den Charakter, und Du kannst meinen Worten glauben: sie ist eine echte Perle. Die Armuth thut gar nichts, denn ich sage: es ist ein Segen, so ein frommes und freundliches Kind ins Haus zu führen; und die große Dankbarkeit, welche sie ganz gewiß nicht allein fühlen,

sondern auch an den Tag legen wird, ist ein besseres Heiraths=gut, als Henriettens fünfzigtausend Reichsthaler Banco.

„Und wenn ich von ihrer Sanftmuth rede, so darfst Du darum noch nicht glauben, daß sie ein Schäfchen ist — nein, behüte Du, anders sieht es aus! Henriette nannte sie gestern vor acht Tagen, als wir draußen im Zuckerhause zu Mittage waren, unsere „kleine Unschuld," unsere „kleine Einfalt," aber ich wünschte, Du hättest gesehen, welche Miene unsere kleine Einfalt da machte, und welche Antwort sie in Bereitschaft hatte — ich entsinne mich jetzt der Worte nicht mehr, doch Henriette erfuhr, daß sie fehlgegriffen hatte, und obgleich sie hernach, wenigstens zu einem Anfange, sich ein wenig herzlich gegen das Kind stellte, so kam dennoch die Herzlichkeit aus keinem guten Gemüthe, das konnte man später am Abende sehr wohl merken.

„Du weißt, daß sie draußen auf ihrem Sommersitze mit einer ganzen Masse von Leuten, die zusammengekommen, um zu plaudern, Umgang pflegen, und die beste Gans im Gänsehaus ist ein Kammerjunker, den ich — wenn ich nach Henriettens Mienen und Erröthen schließen darf — sehr stark in Verdacht habe, daß er seinen Angelhaken nach ihr ausgelegt hat; an jenem Nachmittage aber lavirte er um die kleine Blenda herum, welche glücklicher Weise keine verzagte Blödigkeit, aber auch kein besonderes Vergnügen über die Ehre an den Tag legte.

„Nun aber kam es so, daß bei unserer Nachhausefahrt der Kammerjunker sich in Ordnung machte, um mit in die Stadt zu fahren, anstatt — wie er des Sonntags gewohnt sein soll — bei seiner Mutter, einer Oberstin zu bleiben. Er hatte, so hieß es, am folgenden Tage so viele Geschäfte. Und hatte ich bis dahin noch an Henriettens Ungunst gegen das Kind gezweifelt, so wurde ich nun davon überzeugt, daß sie plötzlich die größte Lust bekam, ihre liebe Blenda einige Tage bei sich zu behalten. Ich aber sagte Nein, und damit war es aus.

„Eine verheirathete Frau . . . hm, hm! — Gott helfe mir,

ich würde ihr den Text lesen, wenn ich glauben könnte, daß es etwas Anderes wäre, als bloße Kinderei. Dennoch will ich aber die Augen offen haben, denn da war etwas von einer Promenade, das mir nicht ganz richtig vorkam, obgleich der arme Patrik gar Nichts verstand . . . auf jeden Fall will ich Blenda nicht in diese Schule schicken.

„Während der Nachhausefahrt machte der Kammerjunker sich auf mancherlei Weise artig, versteht sich in aller Ehrbarkeit.

„Unter Anderem erbot er sich, den Neuangekommenen das königliche Schloß, die Kleiderkammern und einen Ritterschlag, der in der Woche sein sollte, zu zeigen. Ich sah, wie in den Augen des armen Kindes bald Freude, bald Angst leuchtete, und wie sie mich mit so innig bittendem Blicke betrachtete, daß ich kein Herz dazu hatte, nein zu sagen, sondern das Versprechen für uns alle Drei annahm.

„O, Herr Gott, welche Lust habe ich von den beiden Frauenzimmern gehabt, vor, an und nach diesem Tage!

„Meine Schwester, das Gänschen, war gerade wie ein Kreisel, und Blenda ging nicht auf der Erde, sondern in der Luft. Ich glaubte, das Kind sollte in Ohnmacht fallen, als sie den König, die neuen Ritter und die ganze Herrlichkeit sah, und ich mußte sie tüchtig in den Arm kneipen, während der Kammerjunker den Propf aus einem Riechfläschchen zog — Alles, um sie wieder zu sich selbst zu bringen. „Diese Kleine," hörte ich da einen Herrn dem Kammerjunker ganz laut ins Ohr flüstern, „sieht aus wie Rafael's Madonna." — Ich meines Theils habe zwar diese Madonna nicht gesehen, aber das Kind sah gewiß nett aus, denn das weiß ich: die meisten Männer hatten ihre Augen eben so viel auf sie gerichtet, als auf den König und den Ritterschlag.

„Was meine Schwester betrifft, so war sie am entzücktesten in der Kleiderkammer: ich meinte fast, sie wäre festgewachsen vor dem Glasschranke, worin das Brautkleid der Königin hängt,

und sie schrie so, daß ich mich schämte, über einen königlichen Kinderrock, ich weiß nicht, wer ihn getragen hatte.

„Seit dieser Zeit haben wir den Kammerjunker nicht gesehen, aber ich merke, daß er seine Capriolen vor dem Fenster macht, und darum muß Debora dort sitzen.

„Haben wir jedoch den Kammerjunker nicht gesehen, welcher betrogen wurde in seiner Hoffnung, uns gestern wieder bei Patrik zu treffen, so ist statt seiner Henriette hier gewesen, und als sie am Tage nach dem Ritterschlage kam und erfuhr, wo wir gewesen waren und wer uns hingeführt hatte, so glaubte ich, sie hätte meinen alten Krampf bekommen.

„Anfänglich machte sie ihrem Harme dadurch Luft, daß sie verächtlich herausfuhr gegen „kleine intriguante Koketten, die nicht so einfältig wären, wie sie gerne aussehen möchten.“ Doch sieh — das Kind war nicht im Zimmer — da fand ich für gut, der gnädigen Frau den Mund zu stopfen, indem ich ihr zu verstehen gab, es sähe verdächtig aus, daß sie sich so sehr für den Kammerjunker interessirte. Sie verschluckte ihre Pillen und schwieg.

„Es thut mir leid, lieber Sohn, daß Du nicht vor Ende November zurückkommen kannst, denn ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich den Schatz bewachen soll, den ich Dir zugedacht habe. Ich sehe sehr wohl, daß weder der Kammerjunker noch irgend ein Anderer Theil an ihrem Herzen hat, doch so sehr sie auch noch Kind ist, so könnte es sich dennoch ereignen, daß sie zuletzt an einen der Suchenden ihr Herz verlöre.

„Es war, sollst Du wissen, ein ganzer Schwarm von jungen Herren auf der Reise um sie her. Nachher haben sie mir die Thür beinahe eingelaufen und Billette geschrieben; diese aber habe ich beantwortet, und nun bin ich sie los. Aber Einer, es war ein recht netter Handelsexpedient — hat ordentlich um ihre Hand angehalten, und zu meinem größten Erstaunen (denn das mußte ich dem Kinde und meiner Schwester mittheilen) waren beide der Partie abgeneigt: ich konnte unmöglich etwas Anderes

glauben, als daß Emerentia, so leicht wie sie Pläne fertig bekommen kann, an den ersten Angelhaken beißen würde; aber denke, sie war völlig gleichgiltig; so erhielt er denn ein förmliches Nein, und ich sah deutlich, daß ihn dies eben so sehr verdroß als schmerzte.

„Ich glaube nicht, daß die Kleine eigentlich auf irgend eine Weise gefallsüchtig ist, aber sie ist fröhlich und kindlich und plaudert gerne mit den Herren," was sie auch selbst eingesteht.

„Könnte ich ihr doch nur einen kleinen, kleinen Wink von meinem Wunsche geben! Aber ich weiß wohl, was Du einwenden wirst, da Du sie nicht gesehen hast. Auf der andern Seite kann ich sie unmöglich bis zu Deiner Rückkehr eingesperrt halten; und fliegt einmal das Herz davon, so ist es aus mit der ganzen Freude, obgleich sie, versteht sich, stets mit demüthigem Sinne ein Anerbieten annehmen wird, von welchem weder sie, noch auch die Mutter träumen konnten.

„Nun lebe wohl, mein zärtlich geliebtes Johannchen! Ich sage nur noch: wärest Du klug, so vertrautest Du dem Urtheile Deiner Mutter, denn eine schönere, liebenswürdigere und holdere Lebensgefährtin kannst Du nicht bekommen. Ich möchte so gerne wissen, ehe ich in mein Grab hinabsteige, wer meinen Johann lieben wird, und dem Kinde bin ich so gut, daß es mich selbst Wunder nimmt.

„Noch einmal: lebe wohl! Schreibe so, daß ich Freude davon habe!

Deine holde Mutter
Regine Sophie Thorman."

XV.

Es ist jetzt Zeit, nachzusehen, wie unsere Heldin sich nach den großen Genüssen befindet, deren Frau Regine Sophie Thorman in ihrem Briefe erwähnt.

„Gleich einem Stern" überglänzte der unvergeßliche Ritterschlag alles Andere.

Er verwirklichte ja gewissermaßen Blenda's hohe Träume, und für ihre lebhafte Phantasie war es eine geringe Kleinigkeit, die Schloßkapelle in Turnierschranken zu verwandeln — Chöre für Damen waren hier ja ebenfalls — und sich zu denken, wie die neugeschlagenen Ritter, angefeuert von tapferem Helden- und Mannesmuth, zu Pferde stiegen, um mit einem außerhalb der Schranken stehenden Ritter zu kämpfen, welcher eben seinen Handschuh hereingeschickt und durch den Herold hatte ausrufen lassen, er wäre bereit, zu Pferd und zu Fuß, mit Lanze und mit Schwert, mit so Vielen zu kämpfen, welche geneigt wären, sich in einem ehrlichen Kampfe mit ihm zu messen, und auf Leben und Tod mit Jedem, der zu bestreiten wagte, daß die Dame seines Herzens die Schönste unter den Schönen wäre.

Unglücklicher Weise war in der Kapelle Alles zu Ende, ehe Blenda ihren glänzenden Traum fertig bekam.

Sie kam nur so weit, daß sie sah — und das sah sie ganz deutlich — wie er jeden der Neugeschlagenen aus dem Sattel hob: jetzt aber kniff Tante Regine Sophie sie zum zweiten Male in den Arm, und das, o weh! — gerade in dem Augenblicke, da der Unbekannte, auf dessen Schild eine schwarze Rose gemalt war, nach seinem glänzenden Siege das Visir zu lüften im Begriffe stand. Ein Glück im Unglücke war wenigstens, daß trotz des Abstandes, ihre guten Augen ihr gestatteten, die Devise des Schildes zu lesen: „Ein Augenblick, eine Ewigkeit!" Und darum, wenn sie auch in der Luft ging, wie

die Tante sagte, so ging sie dennoch willig, denn sie trug in ihrem Innern eine überschwängliche Glückseligkeit.

„Von Allem, was der entzückte Kammerjunker ihr auf dem Rückwege sagte — und das war in der That eine ganze Masse — hörte sie gar Nichts. Sie lächelte jedoch so anmuthig, daß er überzeugt war, sie hätte Alles gehört; und ihre ungekünstelte Versicherung beim Abschiede, daß sie ihm das größte Vergnügen, welches sie in ihrem ganzen Leben gehabt hätte, verdankte, schien ihm ein hinlänglicher Ersatz zu sein für die Pein, die Frau Emerentia ihm zugefügt hatte durch ihre ewigen Fragen nach Allem, was sie sah und nicht sah.

Unter solchen Umständen konnte natürlicher Weise das Anerbieten des Handelsexpedienten keine Aufmerksamkeit wecken wenigstens keine interessante.

Frau Emerentia fand es sogar wunderlich, daß gewisse Leute solche Eitelkeit haben und sich einbilden können, ein Mädchen, das nur ihren Finger auszustrecken braucht, um ein ganzes Netz voll vornehmer Anbeter einzuziehen, wollte zwei, drei Jahre, ja vielleicht noch länger gehen, um auf ein so mäßiges oder, richtiger, unbedeutendes Glück zu warten.

Doch war sie zu klug, um sich auf diese Art vor ihrer Schwester auszudrücken.

Von ihr hieß es: Blenda wäre noch so jung und hätte überdies noch keine Neigung zu Jemand gezeigt; daher wäre es das Beste, die Zeit abzuwarten — eine Gesinnung, welche Tante Regine Sophie, wie man weiß, auf das Höchste billigte.

Ach, wie weit entfernt war die gute Tante, den wahren Beweggrund zu ahnen!

Nach diesen wichtigen Ereignissen — dem Mittagessen in der Sommerwohnung, dem Korb für den Handelsexpedienten und der großen Runde im Schlosse, nebst dem Ritterschlage oder dem improvisirten Turnierspiele in der Schloßkapelle — kam Alles wieder in seinen ordentlichen Gang; denn die Tante hatte

ihre Pläne, und daher wurde Blenda, wie sie lächelnd zu ihrer Mutter sagte, „wieder in den Thurm gesetzt,“ wenn auch, wie man zugeben mußte, nicht ganz in solcher strengen Einsamkeit wie früher.

Während der beiden folgenden Wochen bekam sie zweimal den Thiergarten zu sehen; dieser aber, so schön er auch war, entsprach bei Weitem nicht den Hoffnungen, welche sie sich gemacht hatte; denn dort war ja keine Musik, dort sah man ja nicht die königliche Familie vor offenen Fenstern essen, auch ging dort kein wogendes Meer von Menschen auf und ab — die listige Tante hatte ein paar Altagsvormittage gewählt. Jetzt war aber Blenda wenigstens dort gewesen und hatte nicht länger das Recht zu seufzen:

„Ach, wer doch den Thiergarten zu sehen bekäme!“

Sie seufzte auch nicht, aber sie sehnte sich wie der Vogel im Käfig.

* * *

Als Unterbrechung in der Einsamkeit kam doch endlich von Patrik eine Einladung, mit ihm und Henrietten in Gauthiers Reitbahn zu gehen.

Und sieh, das war wieder ein Abend, aus dem sich eine Erinnerung machen ließ!

In der Nacht, die auf dieses Ereigniß folgte, sah Blenda nur reitende Araber, tanzende Beduinen und Nymphen mit Flügeln von Flor auf bezaubernden Pferden dahineilen.

Die großen, von bengalischen Feuern beleuchteten Gefechte hatten — während der wirklichen Vorstellung — bewirkt, daß sie laut aufschrie und klatschte, bis Henriette erklärte, sie ihres Theils wäre gezwungen, hinauszugehen, wenn sie genöthigt wäre, noch ferner solche wahnsinnige und gesuchte Ausrufungen zu hören.

„O, lassen Sie die Kleine — sie ist göttlich, auf meine Ehre, sie ist besser, als das ganze Spektakel!“ flüsterte der Kam=

merjunker, welcher von Henrietten einen Wink erhalten hatte, wo sie (Henriette) zu treffen war.

Als Henriette diesen Wink gab, wußte sie inzwischen Nichts davon, daß Patrik seine Tante und Cousine auch eingeladen hatte.

„Ach so, sie ist göttlich?" erwiederte die junge Frau spöttisch.

„Ja, in dem Sinne, worin ich's verstehe."

„Und worin auch ich es verstehe! Ich bewundere den Geschmack des Herrn Kammerjunkers und schätze mich glücklich, daß ich die Gelegenheit zu einem solchen ausgesuchten Vergnügen bereitet habe!"

Ein Blick, der vorwurfsvoll sein **wollte**, begegnete jetzt Henriettens funkelndem Auge.

Henriette aber war ungnädig — sie spielte die Stolze, die Verächtliche — und wendete ihre ganze äußere Aufmerksamkeit hinweg von dem Gegenstande ihrer Gedanken . . . . . .

„Du siehst so böse aus, meine Liebe!" flüsterte beim Hinausgehen der Ehemann seiner Hälfte zu. „Du hast gewiß wieder zu enge Schuhe?" (Es war nämlich ein- für allemal gewöhnlich, wenn Henriettens Laune sich in Unordnung befand, ohne daß sie einen Grund dazu anzugeben wußte, daß sie die Schuld immer auf ihre Schuhe zu werfen pflegte, welche drückten.)

Diesmal aber begnügte sie sich nicht damit, die Schuld auf die armen unschuldigen Schuhe zu werfen, sondern sie antwortete ihrem noch unschuldigeren Manne:

„Gewiß drücken sie, das muß ich wahrhaft empfinden, und diese Pein verdank ich dem, der immer so dumm kauft!"

„Liebe Henriette . . ."

„Ach, Ach!"

„Du gabst ja selbst das Maß!"

„O, so schwatze doch nur nicht von Maß!"

„Henriette!"

„Sollte man wohl nicht das Gänsespiel spielen mit dieser

interessanten Gesellschaft, die Du mir aufgebürdet hast? Ohne sie könnte ich die Droschke gehabt haben — doch ein andermal . . . ein andermal!"

„Liebe Henriette, es könnte uns Jemand hören!"

„Was da?"

„Was da?"

Der gute, geduldige Patrik nahm sich die Freiheit, durch eine begreifliche Pantomime mit dem Kopfe die wiederholten beiden Worte zu vervollständigen.

„Ich möchte wohl wissen, wer uns hören könnte? Dieser süßliche, unausstehliche Kammerjunker — den Kerl nehme ich auf keinen Fall mehr entgegen — schlägt ja seine Pirouetten der Närrin vor, mit der ich nie wieder in Gesellschaft gehe, wornach Du Dich richten magst . . . und Ihro Gnaden — o mein Gott, man kann sich krank lachen über eine solche Gnade!"

Hier wurde Henriette von der „Gnade" selbst unterbrochen, welche in ihrer Unschuld erklärte, sie wäre entzückt und dankbar über die große, innige Freundschaft, welche die liebe, artige Henriette ihr bewiese — eine Aeußerung, in welche Blenda lebhaft mit einstimmte, indem sie sich mit einer gewissen Heftigkeit an Henriettens Seite setzte und der Mutter den Kammerjunker ganz überließ.

Aber was Blenda auch immer thun mochte, so war jede Bemühung vergeblich, eine Gunst wieder zu gewinnen, die sie zuvor schon in dem möglichst geringen Grade besaß.

Auf dem ganzen Rückwege bekam man kein sterbendes Wort aus Henriettens Munde.

XVI.

Der Tag nach dieser kleinen Ausfahrt war in dem Leben unserer Heldin von großer Bedeutung und hatte die ernsthaftesten Folgen.

Sie war eben aufgestanden und wollte sich gerade hinsetzen, um einen Brief an den alten Comminister in der Heimath zu schreiben, in welchen Brief die erste Ersparniß für die lahme Brita eingeschlossen werden sollte, als Mamsell Debora mit dem Kaffee in der Hand hereintrat.

Diese kleinen schönen Klatschstunden waren eine große Wohlthat sowohl für Frau Emerentia, als auch für Mamsell Debora selbst, denn beide waren längst einig geworden — versteht sich ganz im Geheimen — daß es gewiß sehr nothwendig sein konnte, von der drückenden Herrschaft der Frau Regine Sophie bisweilen einige Augenblicke abzustehlen.

„Wie steht's heute mit meiner Schwester, liebe Mamsell Debora? Wir kamen so spät nach Hause, daß wir ihr nicht einmal gute Nacht sagen konnten."

„Danke für die Nachfrage: sie war gestern Abend bei der allervortrefflichsten Laune."

„Gott sei dafür gelobt und gedankt."

„Gleich nachdem die Herrschaften gegangen waren, kam der Briefträger . . . Aber es war wohl angenehm bei Gauthier?"

„Angenehm und lustig — ja, du mein Himmlischer, das ist gewiß das Wenigste, das man sagen kann! Und ich behaupte will man ein wenig vom Leben erfahren, so muß man nach Stockholm reisen . . . Was war es denn aber mit dem Briefträger?"

„Er brachte einen Brief von Herrn Johann, und da wird die Frau immer so froh. Diesmal aber war sie mehr denn

froh, und ich kann sagen, daß ich sie noch nie so gesehen habe, so lange ich bei ihr gewesen bin."

„Ach, man soll sehen," fiel Blenda lebhaft ein, „daß Cousin Johann im Auslande ein recht großes Glück gemacht hat — vielleicht bringt er der Tante ein reiches Hamburger Mädchen als Schwiegertochter mit."

„Ja, ja, das wäre nicht so unmöglich — er ist ein wirklich hübscher Herr, ganz anders, als Herr Patrik: er spielt auch Fortepiano wie ein Engel und ist mit in der harmonischen Gesellschaft . . . Aber, liebes Fräulein, was ich sagen wollte, gehen Sie heute recht früh hinunter, denn die Frau sagte gestern Abend wohl drei- oder viermal, sie wäre neugierig zu hören, ob das Fräulein gestern Abend vergnügt gewesen wäre."

„Ach, wie freut es mich, daß meine vortreffliche Tante mir so gut ist! Und dann bin auch ich eben so angelegen, zu erzählen, als sie, zu hören." . . . .

Noch war seit dem Morgenbesuche der Mamsell Debora keine volle Stunde vergangen, als Blenda schon bei ihrer Tante saß, welche ihr lächelnd in der Beschreibung aller ihrer Eindrücke folgte.

„Ach, liebe Tante, ich weiß nicht, was ich thun wollte — ja — ich arbeitete gerne vierzehn Stunden des Tages — wenn ich noch einmal den großen Sturm auf Missolunghi sehen könnte! O, mein Gott, Tante, wenn Sie nur gesehen hätten, wie sie ritten, wie sie flogen, wie sie fochten, so daß die Funken um die Schwerter tanzten, wie Erschlagene und Verwundete haufenweise durch einander lagen, wie die Kanonen krachten und die Gewehre schmetterten — ich lachte und weinte zu gleicher Zeit, es war mir, als wäre ich gar nicht im Schauspiele . . . ach, ach, ach, welche göttliche Pferde, welche göttliche Menschen!"

„Behüte, Kind, welche erhitzte Phantasie! Ich fürchte, Du kleine Schlampe, ich muß Dir einen verständigen Führer geben,

denn auf den Kammerjunker, den Ihr bei Euch hattet, kann man sich gewiß nicht viel verlassen."

„Wissen Sie was, Tante?" — Blenda's Gesicht, welches eben das lebhafteste und abwechselndste Spiel wiedergegeben hatte, wurde plötzlich ganz nachdenkend — „gegen diesen Herrn habe ich ein ganz besonderes Gefühl!"

„Was nun? — Er gefällt Dir doch wohl nicht allzu gut?"

„O nein, liebe Tante, ich bin gewiß im Gegentheil sehr undankbar gegen ihn."

„Warum denn das?"

„Ich habe es ihm doch zu danken, daß ich den Ritterschlag zu sehen bekam . . . aber es ist mir gerade so, als ob mir etwas Böses nahte, wenn er lächelt und mich ansieht."

„Er hat Dich doch wohl nicht auf die eine oder die andere Art beleidigt?

„Nein, behüte, er hat mir niemals ein Wort gesagt, das nicht artig gewesen wäre!"

„Nun, was das betrifft . . . so braucht eine Beleidigung eben nicht in Worten zu bestehen — er könnte zum Beispiel . . ."

„Was, liebe Tante?"

„O, wie kann ich so genau wissen? . . . Er könnte Deine Hand haben nehmen wollen, könnte es sogar gewagt haben, sie zu drücken, oder . . ."

„Ja, gerade so! . . . Wenn das eine wirkliche Beleidigung ist, so hat er sie gewagt, denn gestern Abend, da wir im ärgsten Gedränge beim Ausgange waren, nahm er meine Hand, um mir, wie er vorgab, behülflich zu sein, und da drückte er meiner Seel' nicht nur die Hand, sondern auch den Arm — den er in den seinigen legen wollte — so hart, daß ich bestimmt geschrieen hätte, wenn mir nicht bange gewesen wäre, daß Henriette mich schelten möchte."

„Henriette Dich schelten?"

„Ja, sie war schon einmal böse geworden, weil ich einen Ausruf nicht zurückhalten konnte, das war aber für die Erschlagenen."

„Höre zu, mein Herz! Wenn Du künftig diesen Mann triffst — inzwischen will ich Patrik darauf aufmerksam machen, daß er ihn nicht länger annimmt — so zeige Dich sehr kalt!"

„Ja, liebe Tante, das will ich gern thun! Noch dazu hat er niemals etwas Angenehmes zu sagen; immer sagt er ein und dasselbe."

„Was ist denn das?"

„Immer spricht er von mir selbst — und ich denke so viel an mein kleines Ich, wenn ich allein bin, daß ich an etwas Anderes denken will, wenn ich bei Anderen bin."

„Armes Kind, Du bist schon sehr vielen Verführungen ausgesetzt gewesen! Alle diese Dampfschiffsherren würden ohne mich wie Habichte auf meine kleine Taube herabgestoßen haben."

„Glauben Sie das, Tante?"

„Ja, den jungen, schönen, aber schutzlosen Mädchen lauert man immer als einem leichten Raub auf — es ist daher das größte Glück, das sie treffen kann, wenn sie durch eine ehrliche Heirath gut versorgt werden."

„Das glaube ich auch."

„So? Du glaubst das? — Vielleicht hättest Du also nichts dagegen?"

„Nein, ich würde sehr gern heirathen, wenn ein angenehmer junger Mann käme, der mir gefiele."

„... und auf den Du nicht, wie auf den Handelsexpedienten, Jahre lang zu warten brauchtest! Lange Verlobungen sind bisweilen schlimmer als die Freiheit."

„Das weiß ich nicht, Tante, da ich nicht verlobt gewesen bin . . . Aber wie angenehm muß es sein, wenn man eine junge Frau ist, wenn man eine Haube tragen darf, und wenn man eine hübsche Wohnung mit prächtigen Möbeln, Gemälden

und vielen, vielen Blumen hat, und einen Mann, der einem sehr schmeichelt — ja, er muß mir ganz ungeheuer viel schmeicheln: er muß mich auf den Händen tragen."

„Ja, ja, wenn Du es verdienst, Kind; doch darfst Du keine Romanschlösser bauen, sondern Dir ein genügsames, wenn auch gutes Leben an der Seite eines ehrlichen Mannes denken; und hast Du das Glück erreicht, so muß Dein ganzes Dichten und Trachten darauf hinausgehen, ihm Glück und Seligkeit zu bereiten."

„Nun ja, versteht sich, wir wollen wohl Beide daran arbeiten, unser Glück zu bereiten."

„Und ferner mußt Du recht arbeitsam und häuslich und vor allen Dingen dankbar sein, denn Du mußt bedenken, daß wenige wohlhabende Männer ein armes Mädchen nehmen."

„Fürchten Sie nichts, Tante, das vergesse ich gewiß nicht — Glauben Sie aber wirklich, daß . . . daß ein solcher Mann kommt?"

„Kind!" antwortete Frau Regine Sophie mit feierlicher Prophetenstimme, „er kommt!"

„O!"

„Ich kann beinahe sagen: er ist gekommen, obgleich Du ihn noch nicht persönlich sehen darfst."

Bei diesen Worten färbten sich Blenda's Wangen mit hohen, rubinrothen Flammen.

O Himmel, wäre es möglich, daß ihr Ritter sich schriftlich an ihre Tante gewendet hätte?

„Ahnst Du Einen, meine kleine Blenda, weil Du so verwirrt bist?"

„Ja . . . nein . . . ich weiß nicht!"

„Nun, willst Du denn wissen?"

Blenda entsann sich sehr wohl, daß sie hundertmal gelesen hatte, ein verschämtes Mädchen stellte sich, als verstände sie weder eine so schwierige Frage, noch sagte sie augenblicklich Ja;

aber Blenda war allzu natürlich, um aus diesen Lehren Nutzen zu ziehen. Daher antwortete sie ganz natürlich:

„Gute Tante, das will ich gewiß sehr gerne!"

„Wohlan denn! — Er, den ich Dir zu Deinem Gatten bestimmt habe . . ."

„Den Sie mir zu meinem Gatten bestimmt haben?'

„. . . und der Deiner würdiger ist, als irgend jemand . . ."

Hier machte die Mutter wieder eine kleine Pause, um den Schlußworten um so größeres Gewicht zu geben.

„. . . Ist?" stotterte Blenda.

„. . . ist mein Sohn Johann!"

„Cou . . . Cou . . . Cousin Johann?" wiederholte das junge Mädchen in einem so schleppenden und erschrockenen Tone, daß die Tante Regine Sophie mit einem ermunternden Blick hinzufügen zu müssen glaubte:

„Beruhige Dich, mein Herz! Ich sehe sehr gut ein, daß Du auf ein so unerwartetes Glück nicht anders als unvorbereitet sein kannst; doch, siehst Du, Du hast mein Herz gewonnen, und darum habe ich Dich schon meinem geliebtesten Sohn zur Frau empfohlen, und er ist ein Mann, meine Liebe, der an jedem Finger drei Frauen bekommen könnte, reiche Erbinnen, wenn er wollte, denn Du kannst glauben, er ist ein Kerl den ganzen Tag! — Unter uns gesagt, Henriette wäre beinahe um den Verstand gekommen, weil sie ihn nicht bekam anstatt Patriks . . . Aber so komm doch endlich einmal zu Dir selbst, Kind . . . Du kannst mir glauben, es ist die reine Wahrheit!"

„Aber . . . aber . . . Herr Gott . . . er hat mich ja noch gar nicht gesehen! . . . und . . ."

„Tausend! Du hast eine sonderbare Weise, Deine Dankbarkeit auszudrücken, auch siehst Du nicht so aus, wie ich hoffte, als ich Dir zu verstehen gab, daß ich Dir eine wirkliche Mutter werden könnte! Doch will ich glauben, was Dich verwirrt, ist

Blödigkeit und vielleicht auch ein kleines Mißtrauen an der ganzen Sache."

Blenda wollte versuchen zu antworten, diesen Irrthum zu bestreiten, doch vergebens.

„Wisse, ich habe an Johann geschrieben und Dich ihm zärtlich ans Herz gelegt. Ich habe ihm gesagt — ja Kind, das habe ich wirklich gethan! — ich würde mich unendlich glücklich fühlen, wenn ich vor meinem Tode Dich mit ihm verheirathet sähe . . . Und sieh hier, was er antwortet!"

Die Tante entfaltete den Brief ihres Sohnes und las aus demselben folgendes Bruchstück:

„In Betreff Deiner Sorge, mir eine Lebensgefährtin zu verschaffen, gute Mutter, sage ich diesmal vielleicht nicht Nein; denn die Beschreibung, welche Du mir von meiner jungen Cousine entwirfst, ist verführerisch genug, um mich geneigt dazu zu machen. Was mir am meisten gefällt, ist der Umstand, daß sie ohne Vermögen und ohne Prätensionen gut und kunstlos ist; — es ist stets meine Absicht gewesen, keinen andern Reichthum zu heirathen, als den ich in dem Herzen meiner Gattin erhalten kann.

„Doch um Alles in der Welt" . . . Hier brach Frau Regine Sophie ab — es war unnöthig, die folgenden Zeilen zu lesen. (. . . „doch um Alles in der Welt sage kein Wort, bis ich nach Hause komme; und mußt Du nothwendig einen Wink geben, so gib ihn wenigstens unter der Form Deines *eigenen* Wunsches, denn wer kann wissen, wie es sich künftig gestaltet.")

Aber aus Furcht, die kleine ersehnte Schwiegertochter könnte ihr und ihrem Johann aus den Händen gehen, war ein solches Fieber über unsere Frau gekommen, diese Heirath zu stiften, daß sie in Betreff des Aufschubes unmöglich dem Wunsche des Sohnes nachkommen konnte — eine Versäumniß, an der auch dieser ihr Lieblingsplan scheiterte; denn so voller Eigenliebe sie auch in dieser Beziehung war, so überzeugt sie auch von Blenda's dankbarer Freude sein wollte, so mußte dennoch ihre niedergeschlagene

Miene und ihre gesenkten Augenlider die gute Tante aus dem angenehmen Irrthum reißen.

„Warum antwortest Du nicht, mein Kind? Fasse Muth und sei aufrichtig!"

„Darf ich das?"

„Natürlich!"

„Ist es gewiß, daß Sie . . ."

Sie schwieg von Neuem.

„Närrchen! Du verstehst ja wohl, daß Alles, was ich Dir gesagt habe, nur ein vorläufiges Wort ist! . . . Nicht hat Johann mich gebeten, für ihn zu freien — das übernimmt er schon selbst, wenn er Dich billigt, und dann kommt es darauf an welchen Eindruck er auf Dich macht, wenn Du ihn zu sehen bekommst."

„O, das weiß ich schon vorher!"

„Weißt Du das?" entgegnete die Tante erröthend. „Aber ich glaube im Gegentheil, daß Du es nicht weißt, und daß Du so verliebt in ihn wirst, daß Du Deinen einen kleinen Finger geben möchtest, um ihn zu bekommen."

„Nein, nein, Tante, es ist ganz gewiß, daß ich dies nicht werde!" wagte Blenda zu antworten, und auch auf ihrer Wange entsprang jetzt eine kleine Blume des Verdrusses.

„Nimm Dich in Acht vor Dir selbst, Kind! Es ist schwer zu begreifen, welche Art von Gefühlen sich in Deinem Innern bewegen, da Du trotz der Neigung Dich zu verheirathen, die Du eben an den Tag legtest, Dich jetzt widerspenstig in einer Sache zeigen kannst, die für Dich von so unschätzbarem Vortheil ist; denn Johann ist — wenn auch nicht eben reich — wenigstens sehr wohlhabend, und mehr erhält er, wenn ich die Welt verlasse. Und ich selbst war so freundlich gegen Dich gestimmt, daß ich Dir diesen ganzen Plan mittheilen wollte, damit Du gleichsam ein Schutzmittel gegen alle Lockungen und alle Eitelkeit haben möchtest."

„Ich bin so dankbar, geliebte Tante . . . so . . . so dankbar!“ schluchzte Blenda, bei diesen letzten zärtlichen Worten tief betrübt, weil sie gezwungen war, ihre Tante zu betrüben „Aber . . .“

„Aber was?“

„Ach!“

„Ist etwas vorhanden, das sich meinem Vorschlage entgegensetzt?“

„Ich weiß nicht!“

„Ha, ha!“

„Ich weiß wenigstens nicht mehr, als Eins“ . . .

„Und das ist?“

„Daß . . . ich den Cousin Johann nicht haben will!“

„So geh denn, Unverständige! — Du sollst ihn auch nicht! Von diesem Augenblicke an hast Du es Dir aber selbst zu danken, wenn sich gleichsam eine kalte Hand zwischen mein und Dein Herz legt . . . Adieu!“

„Nicht so, geliebte Tante! Um Gottes Willen sein Sie mir nicht böse! Mir wird so bange . . . ach, ach, was soll ich thun?“

„Geh . . . verlaß mich! Ich will keine Schmeicheltöne hören, nachdem Du Dich so gezeigt hast! . . . Schicke Debora herein!“

Blenda wagte nicht länger zu bleiben. Als sie aber hinaus ging, hatte sie ein Gefühl, als ob die kalte Hand ihr Herz schon ergriffen hätte.

XVII.

Es waren mehrere Stunden verflossen.

Gleich zwei erschreckten Vögeln, welche jeden Augenblick fürchten, daß der Schuß des Schützen sie treffen wird, saßen Frau Emerentia und ihre Tochter bei einander.

Ihre stumme Verzweiflung nahm zu mit jeder Minute, welche sie der Stunde des Mittags, der Zeit ihres Zusammentreffens mit ihrer beleidigten Wirthin, näher brachte.

„Ich versichere, Kind," sagte die Mutter ganz leise, „daß ich bei Gott nicht begreife, wie Du es wagen konntest, Nein zu sagen — Nein zu meiner Schwester! Doch gepriesen sei der Himmel, daß Du diesen Muth hattest, denn ich muß gestehen, es wäre ein jämmerliches Ende unseres Herzuges und unserer Hoffnungen gewesen, wenn Du in den Brautstuhl getreten wärest mit einem — Hutstaffirer!"

„Cousin Johann hätte sein mögen, was er wollte, so hätte ich dennoch Nein gesagt, denn . . ."

„Ganz richtig, Kleine; denn er wäre dennoch immer Cousin Johann gewesen!"

Blenda seufzte nur.

„Nein etwas Geringeres als einen Grafen, zum Allerwenigsten einen Baron, nehme ich nicht als Schwiegersohn an . . . Sonst ist der Kammerjunker ein recht hübscher junger Mann."

„Rede nicht von ihm, Mutter! Er — o, es ist recht schändlich! — er hat nicht viel Achtung gegen mich."

„Nicht viel Achtung? Du irrst Dich gewiß, Kleine!"

„Aber er mag es nur noch einmal versuchen, meine Hand zu nehmen; Tante Regine Sophie hat mich über so Vieles belehrt, und Gott sei mir gnädig, daß ich ihre Güte mit so großem Undank gelohnt habe! . . . Doch wie spät ist es jetzt?"

„Bald halb Eins — in einer Stunde gilt es! Ich glaube

doch kaum, daß ich mich hinunter wage . . . wenn sie anfinge, mir zuzusetzen . . ."

„Das thut sie nicht! die Tante ist zu stolz, um sich durch Ueberredung eine Schwiegertochter zu schaffen."

„O, wenn es so gut wäre!"

„Sie hoffte ja — und darüber mag sich kein Mensch wundern — im Gegentheil unsere größte Dankbarkeit zu gewinnen ... Aber was ist das für ein Gelaufe auf der Treppe? . . wer kommt so heftig? Ach, mein Gott! sollte etwas vorgefallen sein?"

Wirklich war etwas vorgefallen, und noch dazu etwas sehr Unglückliches.

Frau Regine Sophie hatte einen neuen, heftigen und diesmal unheilbaren Krankheitsanfall bekommen . . . .

Am Abende dieses Tages, an welchem Blenda die entscheidende Unterredung mit ihrer Tante gehabt hatte, war diese strenge, aber rechtliche und ehrenhafte Frau nicht mehr.

Sie hatte keine Zeit bekommen zu weltlichen Anordnungen: der Tod hatte sie, so zu sagen, überrumpelt; aber man sah deutlich daß sie von dem Augenblicke an, da sie dieses einsah, sich nicht länger sträubte, sondern die Ruhe und Festigkeit zeigte, welche man ihrem festen und im Grunde gottesfürchtigen Gemüthe zutrauen konnte.

Ihre letzten Worte enthielten einen zärtlichen und warmen Gruß an ihren Johann. Kurz zuvor hatte sie Blenda, die schluchzend vor dem Bette auf den Knien lag, mit liebevoller Stimme zugeflüstert: „Möge Gott Dir Armen helfen — ich kann es nicht mehr!"

Und sehr bald mußten die armen verlassenen Frauenzimmer begreifen lernen, daß ihre vortreffliche Beschützerin auf immer dahin war.

* *
*

Einige Tage nach dem Begräbnisse — Frau Emerentia und Blenda waren noch halb bewußtlos von dem harten Schlage —

erhielten sie einen Besuch von Henrietten, die von dem Sterbetage an im Hause ihrer verstorbenen Schwiegermutter nach ihrem Belieben regiert hatte.

Sie kam, um (wie sie sich sehr theilnehmend äußerte) sich zu erkundigen, wie die Herrschaften sich nun einzurichten gedächten.

„Uns einzurichten? — Mein Gott, mein Gott, wir haben nicht daran gedacht, etwas einzurichten!" rief Frau Emerentia mit schlecht verhaltenem Schrecken aus. „Es war Regine Sophie — Gott segne und belohne sie für alle ihre Güte! — auf die wir Arme bauten."

„Ja; doch da sie jetzt nicht mehr ist, so müssen die Herrschaften doch wohl einen Entschluß fassen?"

„Vielleicht," stotterte Blenda, „ist die Meinung, daß wir jetzt gleich ausziehen sollen?"

„O nein, behüte — wir haben ja noch einen Monat bis zur Umzugszeit, und bis dahin mögen die Herrschaften gerne das Zimmer behalten. Zu dieser Zeit aber wird das ganze Haus vermiethet und vielleicht auch bald verkauft — das kommt aber darauf an, welche Uebereinkunft die Brüder treffen, wenn erst Johann zurückkommt."

„Ein Monat," entgegnete Frau Emerentia mit neu erwachter Hoffnung — „haben wir nur so lange Zeit, so kommt wohl Rath, wenn ich auch in diesem Augenblicke keinen sehe."

„Wenn die Herrschaften nur nicht übel nehmen wollten, so möchte ich gerne nach bestem Gewissen einen Rath geben — und dieser Rath ist auch der Rath meines Mannes."

„O, darf ich um diesen Rath bitten! — ich befolge ihn sogleich, wenn er gut ist."

„Wenigstens," entgegnete Henriette nicht ohne eine gewisse nachdrückliche Betonung, „wenigstens ist es der klügste, ja vielleicht sogar der einzige, der sich ausführen läßt."

Mit verwunderten und forschenden Blicken betrachteten unsere armen Frauenzimmer diejenige, welche es mit so vieler Zuversicht übernahm, ihr Schicksal zu leiten.

„Ich halte dafür, die Herrschaften müßten . . ."

„Was müssen wir?"

„Nach Ihrem Heimathsorte zurückkehren!"

In der Bestürzung waren unsere Damen für einen Augenblick nicht im Stande zu antworten.

„Wo man bekannt ist," fuhr Henriette, von diesem Schweigen aufgemuntert fort, „wo man viele Jahre gelebt hat, dort ist es natürlicher Weise weit leichter, sich durchzuschlagen, als in einer großen, fremden Stadt. Und ich will noch hinzufügen, daß die Reise auf unsere Kosten geschieht, und daß wir schon einige Kleinigkeiten aus dem Nachlasse der seligen Schwiegermutter zusammensuchen wollen."

„Nein," fiel jetzt Frau Emerentia mit völlig widererlangter Fassung ein, „wenn dies der Rath ist, so danke ich herzlich dafür, sowie auch für das Anerbieten des Reisegeldes, nehme aber doch keins von beiden an!

„Nun, ich muß gestehen!"

„Der Himmel bewahre mich davor, so mit Schimpf und Schanden an einen Ort zurückzukehren, wo wir jetzt nichts haben, wohin wir das Haupt legen können!"

„Nun gut, wenn die Herrschaften hier bessere Aussichten haben, die ich nicht kenne, so ist es am besten, diese zu benutzen."

„Unser Herr zeigt uns gewiß eine."

„Das ist wohl möglich: doch sage ich aufrichtig: die Herrschaften dürfen nicht erwarten, daß wir, die sowohl von bedürftigen Verwandten, als auch von Gemeindearmen so überhäuft sind, Aufopferungen machen können. Es ist für mich gewiß nicht angenehm, dieses zu erwähnen, aber es ist meine Pflicht, Sie nicht in einer Täuschung zu lassen, welche nicht dienlich sein würde."

„Wir würden auf keinen Fall eine solche gehegt haben," entgegnete Blenda mit unterdrücktem Aerger und einer hohen Röthe auf den Wangen, „denn wir verstehen sehr gut, daß wir

uns nur auf Gott verlassen können, seitdem unsere geliebte Beschützerin nicht mehr ist."

„Und dieser Trost ist um so werthvoller, als das Glück nicht noch einmal kommen dürfte, noch einen Antrag oder mehrere zu verwerfen!" meinte Henriette spitzig.

Blenda's Auge blitzte, aber sie verschmähte, etwas zu antworten — was hätte sie auch wohl sagen können?

„Der Handelsexpedient, nach welchem die Schwiegermutter sich näher erkundigen ließ, ist ein sehr ehrenwerther und achtungswürdiger Mann, jetzt aber ist er auf der Reise — also von dieser Seite keine Hoffnung, falls eine Reue kommen sollte. Und noch weniger, fürchte ich, verlohnt es sich der Mühe, den Glauben festzuhalten, daß ein solcher Mann, wie Johann, die Brautwerbung erneuern sollte, die seine Mutter ohne sein Mitwissen vorgebracht und worauf er eine abschlägige Antwort erhalten hat ... Ja, ja, seht nur erstaunt und beleidigt aus: hier im Hause ist nichts vorgefallen, das ich nicht weiß!"

„Ich lasse es dahin gestellt sein," ließ sich jetzt Frau Emerentia vernehmen und zwar mit all jener feierlichen Würde, die ihres Dafürhaltens die selige Großmutter, „sie, die die Welt gesehen hatte," bei einer solchen Gelegenheit angenommen haben würde, „ich lasse es dahin gestellt sein, ob es delicat, oder noch weniger, ob es artig ist, mit uns armen Frauenzimmern in diesem Tone zu reden; doch kann ich versichern, daß wir weder bereuen, was geschehen ist, noch daß wir darnach streben, es zu ändern — der Beschützer der Wittwen und Waisen hat sicherlich Etwas für uns ersehen!"

„Ach so!" fiel Henriette ein; „auf diese Weise also nehmen die Herrschaften meine gute Absicht auf! Da will ich also gewiß in Zukunft weder mit Besuchen, noch auch mit Rathschlägen belästigen — nur noch den letzten will ich geben, obgleich ich es kaum sollte, und dieser ist, daß das Fräulein sich hüten muß, den Kammerjunker allzu sehr aufzumuntern! Mit einiger Erfah-

rung kann man wohl verstehen, welche Absicht ein solcher Herr mit seinen kleinen Artigkeiten hat . . . ich betheure, daß er bisweilen nahe daran gewesen ist, sich über unsere kleine Unschuld krank zu lachen!"

„Still, Kind!" sagte Frau Emerentia, da sie sah daß Blenda, deren Geduld jetzt zu Ende war, im Begriff stand, zu antworten, „still, Kind! es paßt einem ehrbaren Mädchen gar nicht einmal, dergleichen Winke verstehen zu wollen! Ich als Mutter aber kann sagen: so arm wir auch sind, so haben wir dennoch unsere Ehre und ich kann nicht darauf eingehen, zu hören, wenn diese rücksichtslos angegriffen wird!"

Jetzt erhob sich Henriette mit einem eiskalten und vornehmen Lächeln.

„Man merkt," sagte sie nachlässig, „daß die Schwiegermutter nicht mehr ist: ich glaube wirklich, es wäre nicht gegangen, zu ihren Zeiten einen solchen Ton anzuschlagen!"

„Das sage ich auch!" fiel unsere Frau ein, noch unter dem Einflusse ihrer starken Gemüthsbewegung.

Als jedoch Henriette die Thür erreicht hatte, da sank schnell der Muth des armen Weibes.

Mit Henrietten verschwand ihre letzte Hoffnung auf Hülfe in den Bekümmernissen — Henriette war diejenige, welche auf Patrik einwirkte, und Patrik war jetzt der Einzige, an den man sich wenden konnte.

„Liebe Henriette, so gehen Sie doch nicht mit bitterm Herzen hinweg von uns!" Und Frau Emerentia erfaßte angstvoll die Kante der mit Spitzen garnirten Mantille.

„Ich kam — das weiß ich selbst am besten — mit den besten Absichten," erwiederte Henriette; „doch meine Bemühung ist so belohnt worden, daß mir eben nichts Lust machen kann, meine wohlgemeinten Rathschläge zu erneuern."

„Verzeihung! Verzeihung, wenn wir etwas Unangenehmes

gesagt haben! diese Trauer" — und jetzt begann Frau Emerentia laut zu weinen — „diese schreckliche und herzzerreißende Trauer hat uns ganz verwirrt! Wir sind arm und haben gewiß nicht das Recht, uns denen zu widersetzen, die uns wohlwollen."

„Nun, so etwas läßt sich hören! Und wenn Sie fertig sind zu reisen — ich betheure, daß eine nette Provinzstadt weit passender für Sie ist, als Stockholm — so steht mein Anerbieten des Reisegeldes noch fest, und eben so erneure ich das Versprechen der einen und der andern kleinen Hülfe von anderer Art."

Doch sieh, Stockholm zu verlassen — wohin die Phantasie unserer Frau so viele Jahre lang gestrebt hatte, und woselbst (darauf wollte sie leben und sterben) irgend ein ausländischer Herzog, Graf oder Lord binnen Kurzem Blenda sehen und zu einer vornehmen Dame machen sollte — das war radical unmöglich.

Hatte man nicht zu Hause oftmals von Häringen und Kartoffeln und Haferbrei gelebt — und wenn man jetzt auch verwöhnt war, so war es doch weit besser, zu den alten Gewohnheiten zurückzukehren, ja eine noch knappere Diät einzuführen, als die glänzenden Hoffnungen, die ihr schon siebenzehn Jahre vorgeschwebt hatten, aufzugeben.

„Ich kann nicht, theuerste, beste Henriette — auf Ehre und Glauben, ich kann nicht! . . . oder was sagst Du, Blenda?"

„Ich gehorche Deinen Vorschriften, liebe Mutter!" antwortete diese ausweichend; aber man merkte es wohl an ihrem Tone und ihrer Miene, daß sie lieber von Luft und Wasser leben, als Stockholm verlassen wollte — wo, wenn nicht hier, konnte sie wohl den treffen, auf dessen Wiedersehen sie noch immer hoffte?"

„Was ist denn aber wohl für Reizendes in der Aussicht, hier zu sitzen und zu hungern?"

„Zu hungern? — hm!"

„Ja, denn wollten wir auch fortfahren, diejenigen der

Arbeit für den Laden zu berauben, welche sie früher gehabt haben, so kann dieser Verdienst wohl nicht zu Allem hinreichen?"

„Liebe Henriette, lassen Sie uns wenigstens die Arbeit behalten, bis wir mehrere Kunden bekommen! Wir wollen annonciren und so miethen wir uns ein kleines möblirtes Zimmer."

Nachdem Henriette diesen bestimmten Entschluß gehört hatte, konnte nichts sie länger zurückhalten.

Sie verschwand mit der Miene einer erzürnten Königin, welche vergeblich zu aufrührerischen Unterthanen geredet hat.

* * *

Zu ihrem Glück bekamen unsere bedrängten Damen am Abende noch einen Besuch, nämlich von Patrik, welcher ihnen erklärte, sie könnten, wenn sie wollten, den Winter über das Zimmer gerne behalten.

Als sie aber Anstand nahmen, von dieser Güte Gebrauch zu machen, nicht um Patriks, sondern um Johanns willen (konnten sie wohl seine Wohlthaten genießen, nachdem sie ihn durch ihre Weigerung beleidigt hatten?), so widersetzte sich Patrik ihrem Vorsatze zu ziehen, nicht länger, erleichterte denselben jedoch bedeutend durch die Versicherung, daß sie Alles behalten sollten, was in ihrem jetzigen Zimmer wäre, denn er wäre fest überzeugt, daß seine selige Mutter die Absicht gehabt hätte, dieses der Tante Emerentia zu schenken. In Betreff der Arbeit für seinen Laden würde es jedoch herzlich angenehm sein, wenn sie mehrere anderswo bekommen könnten, denn . . .

Mutter und Tochter verstanden beide ein halbgesungenes Lied, und als sie die Verlegenheit des guten Patrik zwischen den Vorschriften seines guten Herzens und dem Commando seiner Frau sahen, so beeilten sie sich, ihn zu versichern, daß sie hofften, Arbeitsverdienst zu finden, weil sie sich auf vielerlei Arbeiten verständen.

„Und fehlt es auf irgend eine Weise," sagte er beim Abschiede, „so geben Sie mir unvermerkt einen Wink!"

„Edle Seele!" seufzte Emerentia.

XVIII.

Von diesem Tage an studirten die Damen das Tageblatt und liefen an jedem Vormittage den Annoncen ein paar Stunden nach. Und da die Haushaltung der Tante Regine Sophie erst zur Umzugszeit aufgelöst werden sollte, so konnten sie sich diese Freiheit von ihrer Arbeit gestatten.

Aber obgleich die selige Großmutter, welche die Welt gesehen, versichert hatte: „wer da suchet, der findet," so wurde dennoch dieses Sprüchwort höchst problematisch befunden.

Erstlich in Betreff des Zimmers war das eine zu theuer, das andere zu klein, in dem dritten rauchte es, und das vierte, welches einen ziemlich billigen Preis hatte, war mit dem Fehler behaftet, daß man, um dahin zu gelangen, fünf hohe Treppen hinaufklimmen mußte, auf denen man den Hals brechen konnte, so oft man hinauf und hinab wollte.

„Dort aber wohnt man doch für sechzig Reichsthaler des Jahres," sagte Blenda, „während dagegen alle Zimmer, die eine angenehme Lage und eine Küche haben, neunzig, ja hundert Reichsthaler kosten."

„Das ist wohl wahr, Du Kleine!" entgegnete die Mutter mit nachdenklicher Miene. „Wenn wir aber bedenken . . ."

Frau Emerentia besann sich sichtbarlich ein wenig über die Fortsetzung — diese war sicherlich etwas schwierig.

„Was sollen wir bedenken?"

„Das, liebes Kind; wenn nicht der gute Gott uns ein

ganz besonderes Glück zuschickt, wir doch wohl nicht einmal im Stande sein möchten, diese sechzig Reichsthaler nebst Nahrung, Licht und dergleichen mehr mit unserer Handarbeit anzuschaffen: und darum . . ."

„Darum?"

„. . . Darum meine ich, wir können uns eben so gut für hundert Reichsthaler in Verlegenheit setzen, als für sechzig — da wohnen wir doch wenigstens als anständige Leute!"

„Aber, mein Gott, wenn wir nicht im Stande sind zu bezahlen — bedenke das, liebe Mutter! — so könnten sie uns ja ganz einfach ins Gefängniß setzen ... o, mein Gott, wie schrecklich!"

„Ganz im Gegentheil: um so besser, sage ich — Du solltest sehen!"

„Nun denn?"

„O, wir bekämen gewiß eine gefällige Person zu fassen, die in den Zeitungen eine lange rührende Geschichte schriebe über zwei schutzlose, adelige Damen, welche in die allerunverschuldetste Verlegenheit gerathen sind, und ferner glaube ich auch, es würden ein paar Worte mit einfließen über die makellose Schönheit der einen und über den festen Charakter der andern . . . und darauf sollte man sehen, daß die Kammer zu enge würde für alle Besuchenden, welche die Neugierde zu uns lockte."

„Fi, das wäre ja erniedrigend!"

„Ganz und gar nicht — und das wäre meiner Seel' keine so üble Gelegenheit, von allerlei Leuten gesehen zu werden!"

„Aber auf jeden Fall wäre es unwürdig, liebe Mutter! Ich fühle, daß wir nicht das Recht haben, so zu handeln, denn wir hätten uns ja absichtlich unnöthige Ausgaben geschaffen."

„Geschwätz!"

„Laß mir dieses eine Mal meinen Willen: laß uns das kleine Zimmer für sechzig Reichsthaler nehmen!"

„Bestimmt nicht, liebes Kind!"

„Doch, liebe Mutter!"

„So! — laß uns einig werden! Kein Mensch würde alle diese Treppen hinaufklettern wollen, Du Kleine! Wir müssen ein ordentliches Zimmer haben . . . Und höre nun: jetzt haben wir fünfundzwanzig Reichsthaler erspart: das ist so viel, daß wir das erste Quartal bezahlen können. Wenn man nun aber drei Monate vor sich hat — zweiundneunzig Tage, Du Kleine! — so müßte man sehr dumm sein, wenn man nicht irgend einen Rath in der Noth finden könnte."

„Wenn es nun aber dennoch nicht so glücklich ginge?"

„Da wäre es, behüte Gott, immer noch nicht ärger, als daß ich die Ohrenringe und den Sommermantel, die ich von der seligen Regine Sophie geerbt habe, auf die Assistance brächte — im Winter brauche ich sie ja doch nicht, und diese Assistance ist eine recht wohlthätige Einrichtung: was man dort hat, braucht man zu Hause nicht vor Dieben zu bewahren."

Blenda lächelte und widersprach nicht länger.

* *
*

Ein nettes Zimmer mit Küche wurde für hundert Reichsthaler an der Ritterstraße drei Treppen hoch gemiethet, und dieses hatte Aussicht nach der Seeseite hin.

Als man sich einmal entschlossen hatte, „reell" zu wohnen, so mußte man eine Straße mit einem reputirlichen Namen wählen, und welcher Name konnte wohl reputirlicher und noch dazu bedeutungsvoller sein, als die Ritterstraße? Blenda war lauter Entzücken darüber, daß es eine solche Straße wirklich gab.

Nun aber galt es, sich Arbeit zu verschaffen, und das war noch schwieriger.

Die Galanteriehändlerinnen waren von Suchenden überhäuft — das einzige, welches bei ihnen zu bekommen war, nämlich Hutnähterei, verstand Blenda nicht. In den Leinenläden war man ebenso überhäuft, denn jeder hatte seine Arbeiterinnen. Also war nur übrig zu annonciren von der Annahme von „allerlei

Nähtereien," und nun kamen zwar einige Personen, die Kleider „gut und modern und für guten Preis genäht" haben wollten, aber dies war wiederum etwas, das unsere Provinzdamen nicht übernehmen konnten. Sie wollten Leinenähterei und Stickerei haben — und man antwortete ihnen; jene erhielte man im Correctionshaus für die Hälfte des Preises, und was die Stickerei beträfe, so kaufe man diese fertig im Laden.

„Nun nun, nun nun," sagte Frau Emerentia in den Tagen, vor dem Umzuge von der ruhigen Wohnung, in welcher sie jetzt fast drei Monate zugebracht hatten, „nun nun, man darf nicht gleich bei den ersten Widerwärtigkeiten verzweifeln!"

„Bei den ersten?" — entgegnete Blenda — „wir haben jetzt eher zwanzig als eine gehabt!"

„Wenn dem auch so ist, mein Kind, so bleiben uns dagegen wenigstens zwanzig Ressourcen übrig!"

„Aber die Unannehmlichkeit, so auf der Straße umherzulaufen!"

„Beruhige Dich, Du Kleine!"

„Es ist nicht so leicht, ruhig zu sein! Der abscheuliche Kammerjunker begegnet mir überall, ich mag kommen, woher ich will, und immer redet er mich so artig an, daß ich nicht die Contenance habe, ihm zu sagen, wie langweilig er ist."

„Aber, liebes Kind, das wirst Du wohl dennoch thun müssen, denn er ist kein Mann für uns — und dann, wie Du wohl weißt, konnte die selige Regine Sophie nicht das Mindeste leiden, das einen Anstrich von so und so hatte."

„Ach, meine gute, gute Tante! Hätte sie gelebt — sie hätte uns nimmermehr verlassen!"

„Nun, mein Kind, weine nur nicht! Morgen gehen wir aus zu Regine Sophie's Grab: wir wollen dies Haus nicht verlassen, ohne von derjenigen, die uns geschützt hat, Abschied genommen und ihr gedankt zu haben . . . doch höre, Du Kleine! Wenn

ich Buttergebäcksel backte, worauf ich mich so gut verstehe? Gott gesegne die Buttergebäcksel, die sie hier haben!"

„Liebe Mutter, wie kannst Du an Buttergebäcksel denken, da wir eben die selige Tante beweinen und an eine Wallfahrt nach ihrem Grabe denken!"

„Behüte, Du Kleine! Das Eine Gute verdirbt das Andere nicht — man muß wohl troß der Betrübniß auch an das Irdische denken, und ohne Zweifel war das eine glückliche Idee, besonders da die Vorlagen nicht so sehr kostspielig sind."

„Was soll ich denn aber thun, wenn es so unglücklich geht, daß keine Näharbeit zu bekommen ist?"

„Weißt Du was? Für diesen Fall habe ich schon einen andern Plan fertig."

„Welchen?"

„Es fällt mir ein, Du könntest mit Deinem Talente im Zeichnen — denn darin hat Vater Dir einen gründlichen Unterricht ertheilt — Du könntest, sage ich, annonciren, daß Du kleinere Kinder annähmest."

„Meinst Du das?"

„Das meine ich gewiß: auf diese Art erhält man Bekanntschaft mit den Eltern, und Bekanntschaften, mein Kind, das ist und bleibt immer die Hauptsache."

„Aber . . ."

„Still, still mit Deinen Aber's! Solche Gemälde, wie Du zeichnest, mit den schönsten See'n, Bäumen und kleinen Hunden darauf, sind für Kinder wohl gut genug zum Nachzeichnen — also ist das abgemacht!"

Blenda wollte noch einige kleine Einwendungen versuchen: doch war es unmöglich, der Frau Emerentia ihre Ueberzeugung und ihren Muth zu rauben, welcher letztere noch bedeutend unterstützt wurde durch die Gewißheit, daß man mit dem Besitze des Schinkens, der Butter und der Käse — was noch Alles

unberührt war — einer ganzen Masse von widrigen Schicksalen trotzen könnte.

Blenda's Muth ließ sich mit dem ihrer Mutter auf keine Weise vergleichen. Aber dennoch hatte die Macht des Beispieles eine gute Wirkung.

* * *

Auf dem Wege von dem neuen Kirchhofe gingen am folgenden Abende zwei Damen in Trauerkleidern mit den Schnupftüchern vor den mit Thränen erfüllten Augen. Dies waren Frau Emerentia und ihre Tochter.

Mit blutenden Herzen, die verlassene Lage, in welche sie durch den Tod der Tante Regine Sophie versetzt worden waren, tief empfindend, hatten sie ihr jetzt das letzte zärtliche Lebewohl gesagt, und Blenda's Gefühl war nicht am wenigsten erregt worden durch den Gedanken, daß sie der guten Tante wenige Stunden vor ihrem Hintritte so vielen Schmerz zugefügt hatte.

Noch hatten Mutter und Tochter sich ihre Gedanken nicht in Worten mitgetheilt — was hätten sie einander auch wohl zu sagen gehabt außer dem schon so oft wiederholten: „Morgen müssen wir unsere Freistätte verlassen, morgen ist es gleichsam, als träten wir erst hinaus in diese fremde Welt."

Ein hastiges Gehen hinter ihnen, darauf ein kühner Seitenblick, und endlich ein lautes: „O, ergebenster Diener! . . . sieh, das war eine Begegnung, die man angenehm nennen kann!" riß die Damen aus ihrer schmerzhaften Betäubung.

Sie erhoben zu gleicher Zeit ihre Augen, und vor ihnen stand einer von ihren Dampfschiffbekannten, der königliche Sekretär Born.

„Wir kommen von dem Grabe meiner Schwester, unserer einzigen Beschützerin!" antwortete Frau Emerentia auf die Anrede des jungen Mannes, und dies sagte sie in einem so ernsten

und betrübten Tone, daß der Sekretär augenblicklich das Lächeln von seinen Lippen und Augen verschwinden ließ.

Mit einem Ausdruck des Feingefühls sagte er, indem er Blenda's sanftes schwermüthiges Gesicht mit Theilnahme betrachtete:

„Das ist wahrlich ein harter Schlag, den ich herzlich beklage! — Doch will ich mich entsinnen, daß ein anderer Anverwandter die Herrschaften vom Dampfschiffe abholte?"

„Ja, das war mein Schwestersohn, der Leinenkramhändler, ein so ehrenwerther Mann; doch, Herr Gott, er hat so Viele, denen er Schutz und Arbeit geben muß und auch wir sind ihm nicht gerne zur Last, wenn wir umhin kommen können."

„Darf ich fragen, ob die Herrschaften noch an der Steuermannsstraße wohnen, oder ob sie umgezogen sind?".

Frau Emerentia sah ihre Tochter forschend an. Das Betragen des königlichen Sekretärs war ja so ausnehmend artig und voller Achtung, als man nur begehren konnte, und es mußte gewiß ein Gefühl einer himmlischen Erleichterung in der Betrübniß sein, einen Augenblick mit Jemanden reden zu können, der sich so theilnehmend bewies. Aber die Warnungen der Schwester Regine Sophie klangen noch in dem Ohre der Frau Emerentia, und da Blenda mit einem leichten Kopfschütteln ihre Meinung zu erkennen gab, so entgegnete unsere Frau mit einer kleinen Verlegenheit:

„Haben Sie die Güte, Herr Sekretär und . . . und fragen Sie uns nicht!"

„Wie?"

„Ich zweifle zwar nicht an der freundlichen Absicht, nein nein, auf keine Weise; aber wir sind zwei schutzlose Frauenzimmer und dürfen nicht länger so zugänglich sein, wie auf dem Dampfschiffe — und ich kann Ihnen sagen: es hat uns sehr betrübt, daß diese Zugänglichkeit übel gedeutet werden konnte."

„In des Himmels Namen, was meinen Ihre Gnaden? —

es sieht wahrhaftig aus, als hätte ich mich sehr in Mißkredit gesetzt!"

„O, das eben nicht; doch . . . das Billet und . . ."

„Meine beste Frau von Kühlen! es würde mir unbeschreiblich wehe thun, wenn die Herrschaften ihrer Seit meinem Eifer die Bekanntschaft zu erneuern, eine schlechte Deutung gegeben hätten. Wenn inzwischen mein Billet das Interesse, welches ich von dem Vergnügen, das ich vorzuschlagen die Ehre hatte, gehabt haben würde, allzuoffen an den Tag legte, so möchte wenigstens mein Schutz dabei nicht im Geringsten gegen das Schickliche gestritten haben, denn auf eben dem Dampfboote befanden sich meine Mutter und meine Schwestern, die damals in der Stadt waren."

„Dieses Umstandes war aber in der Einladung nicht erwähnt!" fiel Blenda ein.

„Ich gestehe, daß diese Vergeßlichkeit ein Fehler war. Doch wäre es hart, wenn die Strafe, welche die Antwort der Frau Thorman enthielt, nicht als hinreichend gelten, sondern noch geschärft werden sollte durch ein Mißtrauen, das mich auf's Höchste verletzt!"

„Wenn wir aber doch auf keinen Fall Ihre Besuche entgegen nehmen können, wozu dient es da, zu sagen, wo wir wohnen?" wendete Frau Emerentia ein. „Da würden die andern Herren es gewiß ebenfalls bald erfahren."

„Keiner von denen, Frau von Kühlen, welche Sie die andern nennen, ist in diesem Augenblicke in der Stadt. Der Lieutenant — welcher wirklich über sein Unglück, die Herrschaften nicht wieder sehen zu dürfen, untröstlich war — hatte nur einen kurzen Urlaub; der Baron, welcher wegen derselben Ursache Himmel und Erde bewegen wollte, wurde unmittelbar darauf in einer wichtigen Familienangelegenheit nach Hause gerufen, und Herr A., der Handelsexpedient, ist wie ich gehört habe, gegenwärtig in Frankreich. Von unserer ganzen kleinen Dampfschiff-Coterie bin

ich also allein übrig, um die Schuld für alle unsere Sünden zu tragen."

„Ich glaube," entgegnete Blenda, „unsere gute Tante würde es nicht billigen, wenn wir dieses Gespräch verlängerten, und Sie, Herr Sekretär, verstehen leicht unsere Furcht, die guten Rathschläge zu versäumen, die wir leider nicht mehr hören können."

„Einen so deutlichen Befehl kann ich nicht anders als verstehen. Doch betheure ich selbst bei den strengen Grundsätzen dieser Tante: wenn es so unglücklich ist, daß die Herrschaften hier keinen Beschützer und Helfer haben, so heißt es das Zartgefühl zu weit getrieben, wenn Sie meine wohlgemeinte Absicht zurückweisen. Ich verlange die Herrschaften weder zu Vergnügungen noch auf Promenaden zu führen — denn meine Mutter und meine Schwestern sind schon aufs Land zurückgekehrt — dagegen aber bitte ich mir aus, während des Monats, über den ich noch disponiren kann (hernach muß ich hinweg und zu Ting reisen) den Herrschaften mit Rath und That nützlich werden zu dürfen, denn, bei Gott, ich kenne keine bessere Art meine vorige Zudringlichkeit wieder gut zu machen!"

„In welchem Falle sollten Sie uns denn wohl nützlich werden können?" erdreistete sich Frau Emerentia zu fragen.

„In demjenigen, womit ich beehrt werde, hoffe ich! Haben Sie eine Wohnung? Haben Sie Holz eingekauft? Der Winter steht vor der Thür. Und bedenken Sie: wird mein Dienst angenommen, so verlange ich als ein wirklicher Freund angesehen zu werden! Wer mich kennt, der weiß, daß unter meinem Leichtsinne auch ein wenig von einem ehrlichen Kerl verborgen liegt."

„Das meine ich auch sehen zu können, Blenda, mein Kind! Und ich sehe nicht ein, warum wir nicht in unserer verlassenen Lage mit dem guten Herrn Sekretär aufrichtig reden sollten."

„Wie zu einem Sohne, einem Bruder — auf meine Ehre,

ich bin jetzt so ernsthaft, daß das Fräulein mich gerne Onkel nennen könnte . . . Also beginnen wir mit der Wohnung . . ."

„Eine Wohnung haben wir, eine recht freundliche und angenehme an der Ritterstraße Numero . . ."

„Und Holz?"

„Holz hat uns Patrik — Gott segne ihn! — schon geschafft, und ihm haben wir es auch zu danken, daß wir aus dem Nachlasse meiner seligen Schwester nette Möbeln zu dem Zimmer erhielten."

„Nun, Gott sei gedankt, die Aussichten erhellen sich ja immer mehr und mehr!" sagte der Königliche Sekretär mit so inniger Theilnahme, daß der letzte Funke von Mißtrauen aus den Herzen der Mutter und Tochter verschwand.

„Aber," fiel Blenda mit einem leichten Seufzer ein, „das Allernothwendigste fehlt uns dennoch!"

„Und was ist denn das Nothwendigste?"

„Arbeit!"

„Sieh, da haben wir endlich ein Feld für meine Thätigkeit!"

„Wirklich? — Sollte es sich so glücklich treffen, daß Sie einen Vorschlag hätten?"

„Ich kenne ein paar ehrenwerthe alte Frauen, gute Seelen und im Allgemeinen sehr thätig: sie sollen mir dabei helfen. Wollen die Herrschaften mich entgegennehmen wenn ich mit der Antwort komme?"

„Ja, Herr Gott, wenn Sie in einem so dringenden Geschäfte kommen, mein guter Herr Sekretär, so ist das wohl natürlich!"

Und da sie nun einmal mit ihren Ergießungen in der Fahrt war, so gab die Frau Emerentia dem Königlichen Sekretär einen so vollständigen Bericht über Alles, was seit der Ankunft in Stockholm vorgefallen war, daß er selbst ein Zeuge dabei gewesen zu sein meinte — und man versteht wohl, daß es

für unsere Frau kein kleiner Triumph war, als sie im Stillen ihrem neuen Vertrauten mittheilen konnte, daß ihre Tochter zwei ehrenvolle Heirathsanträge erhalten hätte.

„Wenn ich es wagte," entgegnete der Sekretär und neigte sich zu Frau Emerentia — Blenda, welche ein wenig abseits war, hörte dieses Gespräch nicht — „wenn ich es wagte, so wollte ich fragen, warum denn das Fräulein keinen von diesen ehrenvollen Anträgen ihrer Aufmerksamkeit werth erachtete!"

„O, mein guter Herr Sekretär, dazu hatte sie ihre triftigen Gründe, die in der Zukunft liegen . . . Genug, wir wären aller dieser Bekümmernisse, mit denen wir uns jetzt schleppen müssen, überhoben gewesen, wenn wir hätten annehmen wollen, was man uns bot. Doch, kommt Zeit, so kommt auch wohl Rath, sagte immer meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen hatte. Das Mädchen ist jung und zieht jede Art von Mühseligkeit dem Verluste ihrer Freiheit vor."

„Nun, da denkt sie ganz so wie ich! . . . Um Ihr Vertrauen mit einem andern zu vergelten, Frau von Kühlen, so will ich Ihnen gestehen, daß meine Familie in diesem Augenblicke recht eifrig gegen meine Freiheit conspirirt, welche man einer jungen reichen Pastortochter in die Hände spielen will. Zu einem Anfange retirire ich jetzt in die Provinzen; doch dürfte es sich wohl ereignen, daß ich, wenn ich erst meine Vollmacht als Vice-Häradshöfding in der Tasche habe, zurückkomme, um diese und mich selbst ganz ernsthaft zu den Füßen der Fraglichen zu legen."

Nach diesem Bekenntnisse, das sichtbarlich abgelegt war, um die Besorgnisse der Damen gänzlich zu beschwichtigen, kam auch Blenda näher. Und im besten Einverständnisse kam man in die Stadt, woselbst der Königliche Sekretär ihnen Lebewohl sagte mit dem erneuerten Versprechen, sich als einen würdigen Onkel gegen das Fräulein Blenda zu bezeigen . . . . . .

. . . .

Am folgenden Tage bezogen Mutter und Tochter ihre neue Wohnung — und welche Gefühle ließen sich vergleichen mit denen der Frau Emerentia, als Patrik ihnen mit diesen Worten entgegen kam:

„Die Miethe für das erste Quartal ist bezahlt, liebe Tante . . . Verdamm' mich, wenn ich nicht eine ganze Masse dazu thun wollte; doch ist es nicht so leicht, Alles zu thun, was man will!“

Etwas später fand sich der Königliche Sekretär ein und theilte auch seinerseits gute Neuigkeiten mit.

„Siehst Du nun, Du Kleine?“ sagte die Mutter triumphirend, „siehst Du, wie der gute Gott Alles für uns ebnet? Patrik ist so gut, wie eine kleine Vorsehung, und der Königliche Sekretär unser guter Engel.“

„Ach ja, ich hatte Unrecht, als ich fürchtete!“

XIX.

Zwei Monate waren verflossen.

An einem kalten und regnigten Abende gegen das Ende des November finden wir unsere Heldin wieder in der neuen Wohnung vor dem sparsamen Feuer.

Mit einer Mischung von Freude und zärtlicher Unruhe betrachtete sie die bleichen eingefallenen Wangen ihrer Mutter, welche nach einem mehrere Wochen lang anhaltenden kalten Fieber, jetzt wieder einen Anstrich von Farbe und Genesung zu bekommen anfingen.

Frau Emerentia lag zur Hälfte in einem Lehnstuhle; doch selbst noch in ihrem kraftlosen Zustande ruhte sie nicht von der Arbeit, sondern strickte an einem Kinderstrumpfe.

„Ach, Mutter! wie können wir Gott genugsam dafür preisen, daß diese so düstere und traurige Zeit endlich wieder hell zu werden beginnt — denn wirst Du nur gesund, so ist Alles gut!“

„Dank, mein geliebtes, armes Kind! Du hast mehr gelitten als ich . . .“

„Vor Schmerzen so unendlich wenig thun zu können — ja, das glaube ich beinahe.“

„Und weder Henriette noch auch Patrik sind in der ganzen langen Zeit hier gewesen. Anfangs kam wenigstens er bisweilen . . . nun, nun, die Männer haben an so Vieles zu denken — und dann, da er Nichts von uns gehört hat, so wird er vermuthlich geglaubt haben, wir befänden uns wohl.“

„Vermuthlich!“

„Hättest Du ihn besucht, so wäre er gewiß augenblicklich gekommen, davon bin ich vollkommen überzeugt.“

„Ich habe es nicht über mich gewinnen können, zu ihm zu gehen . . . und dann war ich in Angst, ich möchte den Cousin Johann treffen — wahrscheinlich ist er jetzt angekommen.“

„Ach,“ seufzte Frau Emerentia, „denke, wenn wir nicht so ganz klug gehandelt hätten — denke, wenn dieser Graf aus Schonen sich nie wieder sehen ließe!“

Wie man sieht, hatte die Krankheit unsere Frau ein wenig vernünftig gemacht.

Blenda antwortete nicht — sie drehte sich schnell um, damit ihre Mutter die Thränen nicht sehen möchte, welche ihre jetzt so lange getäuschten Hoffnungen hervorgepreßt hatten.

„Und diese theure, gesegnete China, liebe Blenda . . . ja ja, die kommt auch noch hinzu — aber so verdienen wir auch so sehr wenig.“

„Und doch hatten wir in dem ersten Monate, da noch der gute Herr Sekretär uns mit seinen Empfehlungen an die Hand ging, so guten Verdienst.“

„Aber leider ist er jetzt nicht mehr hier, und obgleich die Frauen versprachen, sie wollten ihre Hand nicht von uns nehmen, so fürchte ich, diese langwierige Krankheit hat sie ungeduldig gemacht: mit der letzten Decke ging es auch wirklich sehr langsam."

„Gestern, als ich bei der Frau C. war, sagte sie mir auch etwas recht Unangenehmes."

„Was denn, Kind?"

„Sie wäre gezwungen, die Arbeiten zu theilen, welche sie und ihre Bekannten zu machen hätten, weil es so viele Dürftige gäbe, denen sie unmöglich ihre Hülfe weigern könnte."

„Da hat sie gewiß Recht, Du Kleine, und obgleich das ein Verlust für uns ist, so ist es um so besser für andere Unglückliche, daß sie so denkt . . . Doch laß uns sehen — uns bleibt immer noch eine große Phantasie."

„Welche, liebe Mutter?"

„O, weißt Du nicht mehr? die Buttergebäcksel! Sobald ich gesund bin, führe ich diesen Plan aus, und es ist Etwas in mir, das da sagt, es wird gelingen."

„Ach, es dauert noch lange, beste Mutter, bis Du wieder in die Küche gehen kannst, und bis dahin . . ."

„Ich verstehe recht gut Dein Bis dahin, Kind; aber meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen hatte, pflegte immer zu sagen: nach sieben Betrübnissen . . ."

„Ach, ich weiß, Mutter, ich weiß!"

„Wenn Du weißt, so mußt Du auch überzeugt sein, daß unsere Sonne wieder aufgehen wird . . . Laß sehen, wie viel Geld wir noch im Ganzen haben!"

„Im Ganzen," antwortete Blenda mit einem Lächeln, welches der Kummer nicht zu unterdrücken vermochte, „sind wir noch im Besitz von drei Reichsthalern in Zetteln und zwölf Schillingen in Kupfergeld!"

„Nun nun, liebe Blenda, schlechter könnte es aussehen, be=

sonders da wir noch von unserem Proviant übrig haben — von dem Schinken ist ja noch über die Hälfte da . . .“

„Aber der letzte Käse ist dahin — ich hatte kein Geld für die Aufwärterin in der letzten Woche. Und noch dazu paßt solche Speise jetzt nicht für Dich: der Doktor spricht von Bouillon, und der Portwein ist zu Ende!“

„Tröste Dich, mein Engel! Ich will von dem Gelde, das wir haben, noch eine Flasche kaufen und einige Pfund Fleisch zu einer kräftigen Bouillon kaufen wir ebenfalls — werde ich dann aber nicht wieder Mensch, so mag die Katze sich solche theuren Dinge besehen! Vielleicht ist es das Allerbeste, wenn ich wieder zu meiner alten Diät zurückkehre.“

„Aber zu jeder Art von Diät gehört immer Etwas, und zu diesem Etwas müssen wir auf die eine oder die andere Weise Auswege finden. Ich glaube . . .“

„Was?“

„Ich glaube, der einzig mögliche Ausweg ist, daß ich bekannt mache, ich will außer dem Hause nähen.“

Dieser Vorschlag stimmte gar nicht überein mit dem kleinen Stolze der Frau Emerentia, und es kostete ihr keine geringe Anstrengung, ihn damit in Einklang zu bringen.

Endlich aber gab sie nach, aber nur unter der Bedingung, daß Blenda, welche den Zeichenunterricht ganz verworfen hatte, zugleich mit obiger Annonce anzeigen sollte, ein junges Frauenzimmer wünsche für billigen Preis kleinere Kinder im Fortepianospielen zu unterrichten.

„Ja, liebe Mutter, ich glaube, das kann ich wagen! Die Noten kenne ich vollkommen, und kann auch wohl genug, um solchen, die noch gar nichts können, zu helfen.“

„Nun, siehst Du jetzt, was eine vernünftige Ueberlegung taugt? Schon morgen lieferst Du die Anzeigen in das Tageblatt!“

* * *

Einige Tage später standen wirklich beide Anzeigen im Tageblatte zu lesen.

„Wir bekommen auf jede wenigstens zwanzig Antworten!“ prophezeite Frau Emerentia.

Trotz dieser glänzenden Hoffnung verlor sie gleichwohl den Muth nicht ganz, als die vierzig Antworten sich auf zwei beschränkten, das heißt ein Billet auf jede Anzeige.

Die Antwort in Betreff des Nähens zeigte an, das junge Frauenzimmer, welches ab- und angehen wollte, könnte sich zu mündlicher Uebereinkunft in dem angegebenen Hause an der Oesterlanggata (langen östlichen Straße) einfinden, wogegen die Antwort an „die billige Musiklehrerin“ nach der Glasbruksgata Nr.... hinwies. *)

„O, mein Gott, wie soll ich einen so schrecklich langen Weg finden!“

„Das Schlimmste ist,“ bemerkte ein wenig herabgestimmt unsere Frau, „daß Du wahrscheinlich Deine Schuhe verdirbst, ehe Du Bezahlung erhältst. Wäre es wenigstens Sommer, so könntest Du mit Ruderbooten für einen halben Schilling Banco hinüberkommen!“ **)

„Das betrüge auf jeden Fall, da ich an zwei Stellen überfahren müßte, jedesmal einen Schilling Banco, und für den Rückweg eben so viel, also täglich drei Schillinge Reichsschulden ... Aber ich will so vorsichtig gehen, daß meine Schnürstiefel

---

*) Die erstgenannte Straße ist in der eigentlichen Stadt und die andere in der südlichen Vorstadt (Södermalm).

Anm. d. Ueb.

**) Zur Bequemlichkeit der Communication zwischen den verschiedenen Stadttheilen in diesem überall von Wasser durchflossenen nordischen Venedig sind an vielen Orten Ruderboote stationirt, die den ganzen Tag hindurch hin und her gehen, und auf denen man sich für den angegebenen geringen Preis (ungefähr zwei Pfennige preuß. Cour.) übersetzen lassen kann. Anm. d. Ueb.

diesen Winter aushalten. Und unsere Aufwärterin ist gewiß so gut und begleitet mich." . . . .
. . . .

Am folgenden Vormittage, nachdem sie sich sorgfältig gekleidet — dies war ganz nothwendig, da sie einen angenehmen Eindruck machen wollte — und nachdem sie den wärmsten Glückwunsch ihrer Mutter erhalten hatte, begab sich Blenda auf den Weg, um das Glück zu suchen.

An dem ersten Orte wurde sie von zwei alten, sehr sauertöpfigen und geizigen Mamsellen empfangen, welche eine Person haben wollten, die den ganzen Tag bei ihnen für acht Schillinge *) sitzen und nähen sollte.

„O nein, das ist mir nicht möglich — da verdiene ich allzu wenig!" antwortete Blenda höflich, aber fest.

„Zu wenig . . . wie zu wenig, meine kleine Mamsell, da Sie auch zu essen bekommen?"

„Ich komme nicht damit aus!"

„Wir können Ihnen aber sagen, daß es über hundert arme Mädchen gibt, die ein solches Anerbieten als übertrieben freigebig ansehen würden, und wollten wir kleinlich sein, so könnten wir viele für sechs Schillinge . . . für vier . . . ja für das bloße Essen bekommen, und noch Segenswünsche obendrein — Gott sei Lob und Dank, wir haben den Segen der Armen, diese wissen, wer wir sind!"

„Ich muß aber nothwendig sechszehn Schillinge haben! Ich nähe so fleißig, und meine Mutter, die neulich krank gelegen hat, bedarf des Geringen, das ich verdienen kann, nothwendig."

„O, dergleichen kennt man sehr wohl, meine kleine Mamsell: diese Geschichte ist alt! . . . Wie heißt übrigens Ihre Mutter?"

„Von Kühlen."

„Wie? Ein Fräulein? Bieten Sie da Ihre Dienste aus,

*) Nicht volle zwei Silbergroschen preußisch. Anm. d. Ueb.

wo Sie wollen, meine feine Gnade! Wir wollen gewiß keine so vornehme Nähterin haben . . . Fräulein — behüte Gott! Gewiß aus der Provinz? Nach Stockholm wollen sie alle, es mag tragen oder brechen: dort schneidet man Gold mit Taschenmessern. Aber gewiß ist es ganz anders!"

Blenda's Herz schwoll vor Aerger: sie fühlte, wie die Thränen ihr in die Augen stiegen: doch war sie glücklich genug, sie zurückhalten zu können.

Eilfertig wendete sie den alten Mamsellen, die so viele Segnungen der Armen hatten, den Rücken, und begab sich nach dem Hause, welches ihr für den Musikunterricht angewiesen war.

Als sie in dem stattlichen Hause die erste Treppe hinaufkam und den eleganten Glockenzug, das Visitenkästchen und das blankpolirte Schloß erblickte, betete sie ein warmes Gebet, daß diejenige, welche hinter einer so glänzenden Außenseite wohnte, eine mildere Gesinnung haben möchte, als die Mamsellen, zu denen sie durch eine Hausflur und Treppen gekommen war, eben so düster und unangenehm, wie diese selbst.

* *
*

Nachdem sie eine Weile gewartet und ihr Herzklopfen sich gelegt hatte, wurde die Thür von einem Mädchen geöffnet, und ehe unser Fräulein Zeit zu einem Wort gehabt hatte, fragte diese ganz leichthin:

„Sind Sie die Mamsell, welche das Billet der gnädigen Frau erhalten hat?"

Blenda bejahte die Frage.

„Haben Sie die Güte, in den Saal zu treten — die gnädige Frau kommt gleich heraus."

Blenda setzte sich, um zu warten.

Sie betrachtete mit großer Aufmerksamkeit die vielen Gemälde, welche die Wände zierten, ein Vergnügen, das sie gleichwohl nicht abhielt, den Laut von zwei lebhaften Stimmen zu

hören, welcher je zuweilen aus einem andern Zimmer in den Saal hereindrang. Endlich ging die Thür auf und eine junge Dame von einem eben so angenehmen, als freundlichen Aeußern trat herein.

„Ach so, das ist die kleine Mamsell, welche Unterricht zu geben wünscht?“ Die junge Dame, deren ausgesuchte Morgentoilette Blenda grell in die Augen fiel, betrachtete die Suchende mit einem aufmunternden Blicke . . . „Welche Lehrer haben Sie denn hier gehabt?“

„Ach, ich habe hier in Stockholm gar keinen Lehrer gehabt! Das Wenige, welches ich kann, das aber dennoch, wie ich glaube, für Anfänger hinreichend sein möchte, habe ich theils von meiner Mutter, theils von dem Organisten unseres Kirchspieles gelernt. Er aber hatte einen gründlichen Unterricht von einem Musikdirector beim Westgöthischen Regimente erhalten.“

Diese unschuldigen Nachrichten über die eigene musikalische Bildung der Musiklehrerin, welche gewiß nicht sehr empfehlend sein konnten, schienen im Gegentheile die Frau des Hauses ganz zu befriedigen; ein Blitz der Zufriedenheit leuchtete in ihren Augen, und mit noch mehr Güte sagte sie:

„Das ist vollkommen hinreichend für meine Prätentionen, denn meine kleine Tochter ist erst fünf Jahre alt. Aber ich will, daß sie bei Zeiten beginnt. Ueberdies werde ich selbst beim Unterrichte zugegen sein.“

Blenda wollte ihre Dankbarkeit ausdrücken, als die junge Dame fortfuhr:

„Ich hoffe, Mamsell, Sie gehören nicht zu jenen verzagten und langweiligen Leuten, die ihre Arbeit nicht fortsetzen können, wenn sie um sich her reden hören? Da die Unterrichtsstunde, welche ich zwischen eilf und zwölf wünsche, meine erste Visitenstunde ist, so kann es sich wohl ereignen, daß Jemand während der Zeit herkommt.“

Bei den letzten Worten heftete sich der Blick der schönen

Frau forschend und durchdringend auf Blenda. Blenda jedoch erröthete und blinzelte nicht, sondern antwortete ganz ungekünstelt, sie wäre gewiß nicht so blöde, daß sie nicht den Unterricht fortsetzen könnte, wenn auch andere Personen im Zimmer wären.

„Gut! — Nun aber muß ich der Ordnung wegen ein wenig von Ihnen hören, liebe Mamsell! . . . Setzen Sie sich an das Piano, und seien Sie nur ja nicht ängstlich!"

„Ich fürchte aber, daß ich Nichts kann, das sich der Mühe verlohnt, zu hören!"

„O ja, versuchen Sie nur!"

„Eigentlich habe ich nur gespielt, um mich zum Gesange zu accompagniren."

„Superb! Sie singen! — Da ersuche ich Sie, Mamsell Ihr Amt sogleich damit zu beginnen, daß Sie mir ein Liedchen vorsingen! Und bin ich zufrieden — und ich bin gewiß nicht schwer zu befriedigen — so können Sie auf ein weit höheres Honorar rechnen, als Sie selbst begehren würden."

Entzückt über so viele Güte, setzte sich Blenda ganz glücklich an das Instrument.

Doch, was sollte sie spielen — was? Sagten ihr das nicht tausend Stimmen in ihrer Seele? Konnte es wohl etwas Anderes sein, als der Gesang der stolzen Bertha auf der Burg der Agnes?

Und begeistert von ihrer schönsten Erinnerung, von der Erinnerung an das selige Klavier und den Ritter Egbert Montabor, stimmte Blenda an:

„Von Tapferkeit und Männermuth
Erglüht des deutschen Ritters Blut.
Von Meer zu Meer, von Strand zu Strand
Stürmt er hinaus in's fernste Land.
Doch Ritter Egbert Montabor,
Gleich einem Stern,
Glänzt allen Helden Deutschlands vor."

Ehe sie jedoch den zweiten Vers begonnen hatte, als eben ihre Seele auf den Fittichen des Gesanges und der Phantasie, mit Vergessen des Zweckes, wozu sie hier war, von der Erde entschwebte, wurde sie von einem so grellen, schallenden Gelächter unterbrochen, daß sie, ihrem Himmel entrissen, sich plötzlich umwendete.

Und was erblickte sie jetzt in der Thür zu dem innern Zimmer? Niemand anders als die liebenswürdige Dame, und hinter ihr den Kammerjunker — Blenda's eigenen verschmähten Anbeter — welcher wahrscheinlich in seiner Persönlichkeit die sämmtlichen Visiten zusammenfaßte, welche während der „ersten Visitenstunde" entgegengenommen werden sollten!

Mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke verletzter Würde stand Blenda auf.

Die junge Frau, welche ihr so herzlich gut geschienen, hatte also auf diese herzlose Art entweder über ihre Stimme oder über ihren Vortrag lachen können, und Beides — davon war unsere Heldin völlig überzeugt — verdiente kein Gelächter. Und dann der infame Kammerjunker, er, der sie jetzt aus einer besondern Ursache nicht ausstehen konnte . . . auch er! — O, das war zu viel, allzu viel!

„Mein bestes Mamsellchen, bitte, werden Sie um Gotteswillen nicht böse!" sagte die muntere Frau, fuhr aber immer noch fort, so heftig zu lachen, daß sie sich auf den Sopha werfen mußte. „Werden Sie nicht traurig — ich versichere, es ist nicht meine Absicht, zu beleidigen, denn die Stimme ist wirklich schön, aber das Mamsellchen singt diese alte Ritterromanze mit einer so unvergleichlichen heroischen Sentimentalität und einem so inspirirten Gefühl, daß ich in meinem Leben nichts Lustigeres gehört habe."

Jetzt hielt es der Kammerjunker für passend, dazwischen zu treten.

„Ei," sagte er nachlässig, „das ist ja das kleine Fräulein

von Kühlen, die ich schon früher bei ihrem Verwandten, dem Leinenkramhändler Thorman, gesehen habe! . . . Ein schneller und geheimnißvoller Blick auf die Wirthin schien daneben sagen zu wollen: „Um Gotteswillen, nicht diese!"

„O!" begann die Frau mit etwas schleppender Stimme, „ein Fräulein? — ich wußte nicht . . ."

Blenda aber wollte ihre zweite Verabschiedung, die sie schon im Anzuge sah, nicht abwarten.

„Ich begreife nicht," sagte sie, „warum der Umstand, daß ich aus einer armen adeligen Familie bin, hinderlich für mich sein soll, durch Arbeit mich zu ernähren — auf jeden Fall aber würde es für eine Lehrerin, so unbedeutend sie auch sein mag, ein unpassender Eintritt sein, wenn sie ausgelacht wird, ehe sie noch begonnen hat!"

Sie nahm ihre Handschuhe und ihr Schnupftuch von dem Piano, verneigte sich und war schon zur Thür hinaus, ehe man, wenn man es je gewünscht hätte, daran denken konnte, sie zurückzuhalten.

In dem Vorzimmer kam ihr aber die Frau nach und sagte mit eilfertiger Stimme:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein! — ich wollte Sie gewiß nicht beleidigen, seien Sie davon überzeugt — und obgleich es sich mit dem Musikunterrichte vielleicht nicht passen möchte, so erlauben Sie mir, daß ich Sie nicht umsonst herbemüht habe! Wenn man in einer großen Stadt fremd ist, und vielleicht (entschuldigen Sie meine Offenherzigkeit!) in Verlegenheit sein möchte, so . . ."

Sie wollte eine Banknote in Blenda's Hand drücken; diese aber schob sie zurück und entgegnete tief beleidigt:

„Gewiß arbeite ich für Geld, doch nehme ich es nicht als ein Almosen!"

Sie stieß die Thür auf und eilte, so schnell sie vermochte, die Treppe hinunter. . . . .

„Jesus! wie roth und betrübt sehen Sie nun wieder aus, liebes Fräulein!“ sagte die gute Aufwärterin, welche die arme Blenda auf ihrer peinigenden Wanderung begleitet hatte.

„O, es ist Nichts, liebe Madame!“

„Nichts? — ja, das sieht man wohl!“

„Gleich viel . . . es wird bald gut — und, liebe Madame, halte Sie sich nun nicht länger auf . . . jetzt weiß ich den Weg und komme bald nach; zuvor aber will ich noch in einige Läden gehen.“

Die Madame ließ sich das nicht zweimal sagen — sie hatte immer Eile.

Als sie verschwunden war, eilte Blenda in den ersten dunkeln Hausflur, den sie erblickte, um auszuweinen, denn die Thränen erstickten sie bei dem Gedanken an dasjenige, was sie ausgestanden hatte, und an dasjenige, was ihrer zu Hause wartete, wenn sie genöthigt sein würde, ihrer Mutter alle Hoffnungen zu rauben.

XX.

Es war ein unaussprechlich trostloses Gefühl, das die Seele des jungen Mädchens erschütterte.

Allein, verlassen, ohne Freunde, ohne Rath, ohne Mittel zurückgestoßen, gedemüthigt, beleidigt, der Müdigkeit durch den langen Weg und der starken Spannung fast unterliegend, war sie nahe daran, in dem kalten, schwarzen Hausflur umzufallen — und um das nicht zu thun, mußte sie den Pfeiler der Treppe umfassen.

Der Gesang von dem Ritter Egbert Montabor, dieses ihrem Herzen so theure Kleinod, war höhnisch ausgelacht und sie selbst wie eine Närrin behandelt worden! — War es denn schon narren=

haft, wenn man Gefühle besaß, weil diese Gefühle nicht mit den Gefühlen anderer Leute übereinstimmten?

Hätte Blenda in diesem Augenblicke harter Prüfung etwas erwägen können, so ist es fast glaublich, daß sie eingestanden hätte, nicht das doppelte Unglück, keinen Arbeitsverdienst zu erhalten, schmerzte sie so, als daß man schonungslos den Gesang der hochherzigen Bertha von dem tapfern Ritter Montabor gekränkt hatte.

Indessen war es ihr, als ob die hervorstürzenden Thränen ihre Qual etwas erleichterten.

Es begannen auch andere Gefühle Eingang bei ihr zu finden, denn sie empfand den peinigenden Schmerz der Kälte, der ihre Glieder durchrieselte; daher athmete sie schnell auf das Schnupftuch — um, ehe sie auf die Straße hinausginge, ihre Augen von den Spuren der Thränen zu befreien — und war nun fertig, den Ort zu verlassen, welcher ihr vor der Neugierde Schutz gewährt hatte, als sie zwei Personen die Treppe herabkommen hörte.

Instinktmäßig zog sie sich jetzt noch tiefer zurück in die Schatten der Hausflur.

Plötzlich aber — als eine nie vergessene Stimme ihr Ohr erreichte, und das Profil einer Person, der sie tausendmal den Vorwurf gemacht hatte, daß sie nur in ihren Träumen zurückkäme, in der Dunkelheit sichtbar wurde — stürzte sie hervor mit dem einzigen Ausrufe:

„Endlich!“

Die beiden Gehenden, welche jetzt die Schwelle der Hausthür erreicht hatten, blieben plötzlich stehen.

Der Eine, welcher ohne Kopfbedeckung war, weil er hier wohnte und nur im Gespräch seinen Gast die Treppe hinunter begleitet hatte, warf einen Blick voller Bestürzung auf die unvermuthete Erscheinung. Der Gast dagegen, Blenda's Ritter, rief augenblicklich aus:

„O, mein Cousinchen!“ und ergriff dabei so freundschaftlich und einfach ihre Hand, daß der Herr von Oben nur sagte: „Nun, Glück zu der frohen Begegnung!“ und dann an seinen bloßen Kopf denkend, zurückeilte.

Blenda war ganz erschrocken sowohl über ihr eigenes unvorsichtiges und unpassendes Betragen, als auch über die Fassung des Grafen, ihrer sonderbaren Vertraulichkeit diese Farbe zu geben. Ach, dies arme Mädchen wollte vergehen vor Freude, Bestürzung und Scham: sie wußte nicht, wohin sie sehen sollte — wenigstens hatte sie nicht den Muth, ihre Augen auf den Grafen zu heften.

Nach einem sehr beredten Stillschweigen, das wohl einige Minuten währte, vernahm man von Neuem die Stimme des Fremdlings — diesmal jedoch in einem weit weniger vertraulichen Tone:

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, wenn ich ihnen eine Verwandtschaft aufbürdete, die Sie vielleicht nicht anerkennen wollen; aber ich wußte wirklich keine bessere Partie zu ergreifen, um uns beide von aller Neugierde zu befreien!“

„Im Gegentheil sollte ich . . . ich um Verzeihung bitten, weil meine Zudringlichkeit Sie zu einer Unwahrheit zwang!“ entgegnete Blenda zitternd. „Aber ich war in diesem Augenblicke so unglücklich, so aufgeregt, daß ich Alles vergaß, außer daß Sie sich einmal als ein wirklicher Freund gezeigt haben.“

„Und hege ich auch jetzt wohl einen bessern Wunsch, als daß Sie mich so ansehen? . . .“ Der Blick bekräftigte deutlich die Worte . . . Doch erlauben Sie mir, unser Gespräch unterwegs fortzusetzen! Wohin mein Fräulein, darf ich Sie begleiten?

„Wir wohnen auf der Ritterstraße.“

„Um so besser: da haben wir einen weiten Weg! . . . Doch Sie werden so blaß! — Mein Gott, sind Sie krank?“

Und Blenda, erschüttert von so vielen verschiedenen Gemüthsbewegungen, fühlte sich wirklich von einem Schwindel ergriffen.

Es war ihr, als müßte sie sterben bei dem angstvollen, peinigenden Gedanken, der Graf könnte vielleicht schlechte Gedanken von ihr hegen — die Art, wie er sie gefunden hatte, war ja so sonderbar, zeugte ja gegen sie!

„Bestes Fräulein, nehmen Sie meinen Arm ... und sehen Sie mich um Gotteswillen als einen wirklichen Verwandten an. — Seien Sie überzeugt, kein solcher kann es besser mit Ihnen meinen!"

„Doch," wendete sie stotternd und mit einer unbeschreiblichen Traurigkeit ein, „diese Ueberzeugung, welche ich hege, hindert mich nicht, verzweifelt darüber zu sein, daß ich nicht immer richtig zu unterscheiden weiß, was passend und was unpassend ist. Ich möchte das Anerbieten gerne annehmen — ich vermag mich kaum aufrecht zu erhalten. So sagen Sie denn selbst, Sie, der mich gewiß nicht mißleiten will, ob das passend ist!" *)

Die Antwort, welche Blenda auf ihre offene Frage erhielt, war, so zu sagen, ganz ausweichend.

Sie bestand darin, daß ihr Ritter, nachdem er sie mit einem zärtlichen und aufmunternden Blick betrachtet hatte, schnell einen Wagen, der ihnen geschickt entgegenkam, anrief; und ehe noch das junge Mädchen daran gedacht, geschweige denn gefragt hatte, ob dieses besser paßte, saß sie in der Kutsche, und an ihrer Seite er, den sie bei sich selbst immer noch „den Grafen" nannte.

Ehe er jedoch eingestiegen war, hatte er dem Kutscher einige Worte gesagt. Blenda hörte sie nicht; doch nach der Zeit zu urtheilen, welche während der Fahrt verfloß, glaubte sie zu verstehen, daß der Befehl nicht den kürzesten Weg enthalten hatte.

---

*) Der deutsche Leser wolle sich erinnern, daß diese Erzählung eine schwedische ist; in Schweden erlaubt nämlich die Convenienz einer Dame nur, ihren Gatten, Bräutigam oder ganz nahen Verwandten auf der Straße unter dem Arme zu halten.

Anm. d. Ueb.

* *
*

Mit der dienstwilligsten und eifrigsten Sorgfalt erkundigte sich nun der Begleiter unseres Fräuleins nach ihrem Befinden, und da sie versicherte, daß sie jetzt anfinge, sich „viel besser" zu befinden, fuhr er in einem Tone so freundlicher Güte fort, daß ein mehr gestähltes Herz, als unsere junge Blenda hatte, dazu gehört haben würde, ihm zu widerstehen:

„So erzählen Sie mir denn Ihre Schicksale seit unserer Trennung! Ich habe mich in Gedanken so oft damit beschäftigt, daß ich vor Sehnsucht brenne, zu hören, wie es Ihnen in Stockholm gegangen ist!"

„Das will ich!" versicherte Blenda, und ihre Augen begannen vor kindlicher Freude zu strahlen.

Ach, wie glücklich war sie jetzt!

„Und wollen sie auch aufrichtig sein, mein Fräulein?"

„Versteht sich; ich will Alles erzählen! Sie können glauben, es hat nicht an Ereignissen gefehlt, und jetzt heute . . . wenn Sie nur wüßten, was ich heute gelitten habe! Es verdrießt mich am meisten, daß der garstige Kammerjunker es war, er, den mein Onkel, der Sekretär, einmal so prächtig abführte . . . Doch das Alles verstehen Sie ja nicht! . . . Sagen Sie aber doch erst, ob es wirklich gewiß ist, daß Sie sich bisweilen des armen Landfräuleins erinnert haben, das Ihrer Empfehlung bei dem Capitän so . . . so vieles Gute zu danken hatte?"

„Das ist so gewiß, daß, wenn uns nicht der Zufall zu einander geführt hätte, ich ganz Stockholm durchsucht haben würde, um Sie zu finden . . . Doch, um Alles in der Welt, sagen Sie mir, wen Sie mit dem garstigen Kammerjunker und Ihrem Onkel, dem Sekretär, meinen?"

Der Ernst in dem ersten Theile der Antwort und die Ungeduld in dem zweiten befriedigte Blenda in gleichem Grade.

Sie nickte sich selbstgefällig zu, betrachtete mit einem schelmischen Lächeln den neben ihr sitzenden jungen Mann, der in seinem eleganten Pelzrock und mit seinem feinen, dunkeln Ge-

fichte sehr gut aussah, und sagte heiter — denn jetzt fühlte sie sich munter wie die Lerche:

„Das ist ganz einfach: der Kammerjunker hat eben so wie der Sekretär und alle Andern, außer Ihnen, der kleinen Einfalt vom Lande die Kur machen wollen. Aber meine vortreffliche Tante — ach, wenn Sie wüßten, wie ich sie betrauere!... sie ist jetzt todt; aber ich verspreche Ihnen, Sie sollen in meinen Schicksalen Bekanntschaft mit ihr machen — sie lehrte mich den Werth ihrer inhaltlosen Schmeicheleien so gut kennen, daß ich mich zu hüten gewußt habe, mich davon fangen zu lassen."

Blenda hielt hier inne. Die Erinnerung an die Tante Regine Sophie erwachte von Neuem in ihrer Seele.

Auch der Fremdling versank auf einige Augenblicke in Schweigen. Darauf sagte er: Verzeihen Sie, daß ich Sie auf ein Wort zurückführe, über welches ich Ihr Versprechen einer Erklärung erhielt, auf das Wort: „prächtig abführte!"

„Ja, damit ging es so zu . . . Doch um das zu verstehen, müssen Sie zuvor wissen, daß der Sekretär nach dem Tode der Tante aus einem Kurmacher und Tändler sich in einen ehrlichen, dienstfertigen und vortrefflichen Freund verwandelte, der mir und meiner Mutter hinreichende Arbeit verschaffte. Er betheuerte, daß er es nunmehr so ernsthaft und ehrlich meinte, daß er ganz gut als mein Onkel passiren könnte, ein Titel, den ich ihm auch fortwährend bis zu seiner Abreise gegeben habe . . ."

„Also ist er abgereist?"

„Vor einem ganzen Monat schon, und es ist unsicher, wann oder ob er wiederkommt."

„Und der Kammerjunker?"

„Wenn Sie mich nicht so oft unterbrächen, so wäre ich schon zu ihm gekommen."

„Verzeihnng, Verzeihung — jetzt schweige ich!"

„Es war an einem Sonntage, und ich war, wie ich bisweilen pflege, allein in den Nachmittagsgottesdienst gegangen...

Nun, als ich hinauskam, so hatte der unverschämte Kammerjunker, der mich wohl einige Monate mit seiner langweiligen Aufmerksamkeit verfolgt hatte, sich an die Kirchthür gestellt, und wollte mich mit aller Gewalt — er ist ein sehr naseweiser Mensch — nach Hause begleiten. Nein, ich danke, mein Herr, sagte ich, ich finde den Weg wohl selbst! . . . O, erlauben Sie, liebes gnädiges Fräulein, antwortete er, daß ich eigensinnig bin! . . . Keineswegs: weder eigensinnig, noch auch naseweis, denn wenn ich nicht irre, so ist es wirklich recht naseweis, einem armen Mädchen so seine Gesellschaft aufzuzwingen . . . Ja, Sie können glauben, daß ich mich zu vertheidigen weiß!" Und mit entzückender Lebhaftigkeit wiegte Blenda ihr Köpfchen hin und her.

Diese Bewegung ging keineswegs bei ihrem Zuhörer verloren. „Man merkt sehr wohl," sagte er lächelnd, „wie heldenmüthig Sie sind, bestes Fräulein! Doch fahren Sie fort, fahren Sie fort!"

„Ich muß mit Ihnen reden, Fräulein!" betheuerte er jetzt schnell und heftig. „Wenn Sie wüßten, wie diese schreckliche Kälte mich plagt und schmerzt, so würden Sie weniger hart sein! Jetzt wurde ich ängstlich und ungeduldig, mir kamen die Thränen in die Augen, und ich war gewiß keine muthige Heldin, als ich sagte: Haben Sie die Güte, Ihres Weges zu gehen, mein Herr, denn Sie erschrecken mich, wenn sie mich auf diese Weise ansehen! Doch, denken Sie, er war so unverschämt, daß er mir dennoch seinen Arm bieten wollte!"

„Der Elende!" murmelte der Fremdling, und eine hohe Röthe flammte auf seiner Wange.

„Glücklicher Weise kam in diesem Augenblicke mein Onkel, der Sekretär, welcher mich ebenfalls abholen wollte; und da ich ihn erblickte, schrie ich vor Freude laut auf und sagte ihm, daß es mir sehr schlimm ergangen wäre . . . Sie verstehen wohl, daß ich dabei einen düstern Blick auf den Kammerjunker warf — da Sie es aber nicht gesehen haben, so können Sie sich auch

nimmermehr eine Vorstellung davon machen, welche hohe und patriarchalische Miene der Sekretär annahm, da er, nachdem er einige scharfe Worte geäußert hatte über die Unverschämtheit, einem Frauenzimmer seine Gesellschaft aufzuzwingen, mir den Arm bot und mich hinwegführte. Der Kammerjunker stand ganz verdutzt da, und seitdem habe ich ihn erst heute wieder gesehen."

„Heute? — o, wann Sie vielleicht, um seiner Verfolgung zu entgehen, in den dunkeln Gang geflohen? Armes junges Mädchen, Sie hatten geweint! — Ich will mit dem Kerl sprechen, wenn er derjenige ist, der Ihnen diese Thränen ausgepreßt hat."

„O nein, nein, verfolgt hat er mich nicht, aber er hat mich ausgelacht in der Gesellschaft einer Dame, zu welcher ich gerufen war, weil . . . weil . . . ach, das war wirklich sehr unrecht von ihnen!"

„Ich bitte Sie, sprechen Sie deutlicher! Welche Dame?"

„Ich weiß nicht, wie sie heißt. Aber sehen Sie, als wir nach einem langwierigen kalten Fieber, das meine Mutter hatte, sehr übel daran waren — die ehrenwerthen alten Frauen des Sekretärs hatten so Viele, denen sie Arbeit geben mußten — so wollte die Mutter bestimmt . . ."

„Was?"

„. . . Wir sollten annonciren über . . . Doch können Sie mir sagen," unterbrach sie sich plötzlich, „wie es kommt, daß ich Ihnen das Alles erzähle, als hätte ich einen alten Bekannten getroffen? — und dennoch haben wir einander ja nur ein einziges Mal gesehen, und vielleicht handle ich unrecht, daß ich so offenherzig bin; Sie haben mir ja nicht einmal gesagt, wer Sie sind!"

„Ich will den Anfang damit machen, die Frage zu beantworten, ehe ich auf den Einwand übergehe."

„Das ist gut — lassen Sie hören!"

„Die Ursache, mein Fräulein, daß Sie bei unserem Zusam=

mentreffen in Wenersborg Vertrauen zu mir faßten, war, wie ich zu hoffen wage, diejenige, daß Sie sahen und begriffen, daß, wenn ich auch, hingerissen von der Macht des Augenblickes, mir eine augenblickliche Galanterie erlaubte, dennoch in meinen Worten der aufrichtige und tiefe Sinn eines ernsten Freundes lag — Sie sahen mit einem Worte, daß ich es ehrlich meinte."

„O! faßt man zu Leuten blos darum Vertrauen, weil sie es ehrlich meinen, so begreife ich nicht, warum ich kein solches gegen den artigen Handelsexpedienten empfand, der mich heirathen wollte!"

„Er hielt also um ihre Hand an?"

„Bei meiner Tante! Doch, sehen Sie, ich hatte kein Vertrauen zu ihm. Späterhin, da es uns so unglücklich ging, habe ich gedacht, ich hätte vielleicht hierin, wie noch in einer andern Sache, unrecht gehandelt."

„Bereuen Sie denn ihre Weigerung?"

„O nein, weder diese, noch die andere, denn ich handelte gewiß wieder so, wenn es noch einmal so käme."

„Aha, Sie sind also mehr als einmal in der Wahl und in der Qual gewesen?"

„Warum nicht? Stellen Sie sich vor, meine Tante — ich will mich hier eines wirklich tantlichen Ausdruckes bedienen — wollte mich mit ihrem Sohne, dem Hutstaffirer — fi, welch ein abscheulicher Titel! — nein, ehe ich einen Menschen lieben könnte, der so genannt würde, wollte ich . . ."

„Unmöglich," bemerkte ihr Nachbar, „kann dieser kindische Einfall Ihr Ernst sein, daß das Gewerbe des Mannes Ihren Gefühlen entgegenarbeiten würde, wenn nämlich der Mann selbst dieselben gewonnen hätte?"

„Ich habe ihn gar nicht gesehen!" rief sie lachend aus. „Hätte ich ihn aber auch tausendmal, ja millionenmal gesehen . . . fi, das klingt so simpel!"

„Ich fürchte," entgegnete der Fremdling, und es lag in der

Fröhlichkeit, die er seinem Tone geben wollte, ein gewisser Zwang, „ich fürchte, mein Fräulein, Sie sind mit einigen kleinen Sünden behaftet!"

„Mit Sünden — wie so?"

„Ja, entweder sind Sie hochmüthig oder auch romantisch, und Beides arbeitet der einfachsten Art, glücklich zu werden, entgegen."

„Es ist vielleicht am besten, daß ich mich der letztgenannten Anklage für schuldig erkläre . . . Aber sagen Sie mir doch, welches ist denn die einfachste Art, glücklich zu werden?"

„Wenn wir uns keine höheren Bedürfnisse schaffen, als wir erfüllt zu sehen erwarten können."

„Sie scheinen mir ein Philosoph zu sein! . . . . Doch mit dem allem haben Sie jetzt ihren Namen weggeplaudert. Ich muß ja, um nicht die Anzahl meiner romantischen Sünden zu mehren, nothwendig wissen, mit wem ich gefahren bin und wem ich gebeichtet habe!"

„Nichts in der Welt kann gerechter und dabei billiger sein, als diese Forderung . . ."

„Ach so — Sie gestehen das selbst ein!"

Blenda spitzte ihr Ohr — in ihren Augen strahlten Neugierde, Triumph und Glückseligkeit.

„Aber bestes Fräulein, so billig auch Ihre Forderung ist, so kann ich dieselbe dennoch nicht befriedigen. Denn obgleich ich meine, daß ich gewiß der Letzte bin, an den bei der Rolle eines Romanhelden gedacht werden kann, so sehe ich mich dennoch genöthigt, Sie zu ersuchen, daß Sie mir erlauben, mein Incognito beizubehalten."

„O, wirklich? . . . das erwartete ich nicht! Also darf ich Sie nicht wiedersehen?"

„Meine Hoffnung ist im Gegentheil, daß ich bisweilen das Vergnügen haben werde, Sie zu sehen . . . und da der königliche Sekretär die Gunst genossen hat, sich Onkel nennen zu hören,

so dürfte es mir vielleicht gestattet sein, den schon angenommenen Cousintitel beibehalten zu dürfen? Gewiß haben Sie irgend einen Verwandten, dessen Namen und Rolle ich so gelegentlich übernehmen könnte?"

Niemand wird wohl glauben, daß Blenda in einem solchen Vorschlage etwas Sonderbares fand.

„Meiner Treu," rief sie aus, „das war vortrefflich! — Mein Cousin Patrik, der Leinenkramhändler, ist ein so seelenguter Mensch, daß er uns gewiß diese kleine Mystification verziehe; aber ich fürchte, Henriette, seine Frau kratzte mir die Augen aus, wenn ich etwas nähme, das ihr gehörte!"

„Aber der zweite?"

„Immer besser und besser! Sie sollen als mein Cousin Johann, der Hutstaffirer, passiren .... göttlich!" .... Sie lachte wie eine kleine Närrin .... „Wohl mein Cousin, dieser Vorschlag ist nicht so übel, besonders da der wirkliche Cousin Johann keinen von uns kennt, und Stockholm so groß ist, daß nicht die Hälfte ihn kennen kann."

„Das ist also abgemacht?"

„Warten Sie noch einen Augenblick und lassen Sie mich denken. Ich muß noch eine Bedingung dabei machen."

„O! welche denn?"

„Der Name Johann ist so trivial und unpoetisch, daß ich mich nicht daran gewöhnen kann ... also müssen Sie ihn auf irgend eine Weise verbessern!"

„Gefällt Ihnen denn Jean besser?"

„Ja, das ist vortrefflich .... Jean Blücher — denken Sie nur! .... Mein Gott, ich hätte mich ja in meinen Cousin verlieben können, wenn er so geheißen hätte .... Doch, ernsthaft geredet, ich habe einen andern Grund, Sie nicht Johann zu nennen."

„Darf ich es wagen, darnach zu fragen?"

„Recht gerne — meine vortreffliche Tante sprach den Namen

ihres Lieblings stets mit so vieler Liebe aus, daß ich es mir nimmermehr erlauben könnte, mit demjenigen Scherz zu treiben, das ihre Lippen so ausgesprochen haben."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für dieses Zartgefühl, welches das beste Herz beurkundet . . . doch erzählen Sie mir mehr von Ihren Ereignissen; ich bin eher verwirrt als aufgeklärt durch dasjenige, was Sie berührt haben."

„Ach, wir werden nicht mit der Hälfte fertig!"

„Sagen Sie das nicht! Ich kann Sie erst in einigen Wochen wiedersehen . . . Auch ich habe gelitten!" fuhr er gleich darauf mit tiefer Betrübniß fort. „Und so viele Geschäfte fordern gegenwärtig meine Aufmerksamkeit, daß ich mir selbst nicht mehr als diesen Augenblick widmen kann. Urtheilen Sie also, wie es mich beunruhigen würde, wenn dieser einzige Augenblick — da wir ungestört von aller Neugierde plaudern können — unterbrochen werden sollte, ohne daß ich Alles erfahre, was Sie betrifft und wie ich Ihnen nützlich sein kann . . . denn das kann ich, wenn wir uns auch nicht so bald sehen sollten."

„Doch . . . doch . . ." stotterte Blenda, gleichsam aus einem lieblichen Taumel erwachend: „der Weg muß wohl ein Ende nehmen?"

„Sie sehen meine Unruhe und weichen dennoch aus? Haben Sie denn nicht mehr Vertrauen zu mir?"

„Ach ja! ich will auch versuchen, in aller Kürze meine kleine Geschichte zu erzählen!"

Jetzt begann sie mit dem Dampfboote und durchlief ihr ganzes Leben — denn wunderbar genug nahm der Weg immer noch kein Ende — und in diesem Geständnisse kam ihr selbst unbewußt so oft der Eindruck ihrer ersten Bekanntschaft vor, daß diese „erste Bekanntschaft" ihrer ganzen Selbstbeherrschung bedurfte, um nicht die kleine Hand zu ergreifen, mit welcher sie während ihrer Rede so fleißig gesticulirte.

Nun war aber ihre Betrübniß an dem heutigen Morgen

auch ihrem Zuhörer bekannt, und sein erstes Wort, nachdem sie geendigt, war nicht ein Dank, sondern eine eifrige Bitte, sie möchte sich nicht eher zu etwas entschließen, als wenn sie von ihm Nachricht erhalten hätte. „Diese soll morgen Abend bei Ihnen sein!“ fügte er hinzu.

„Das verspreche ich bestimmt!“ versicherte Blenda . . . „Wäre aber der Kammerjunker nicht gewesen, so hätte ich heute nicht nöthig gehabt, zu weinen. Den alten wohlthuenden Mamsellen konnte ich verzeihen; doch die schöne junge Frau war so zufrieden mit mir, daß sie mich gewiß angenommen hätte, wenn nicht der schlechte Mensch — das verzeihe ich niemals — sie zum Lachen verführt hätte!“

„Glauben Sie das nicht! da der Kammerjunker Sie erkannte, so ließ die kleine Intrigue, welche berechnet war, unter dem Schleier der Gegenwart einer unbedeutenden Musiklehrerin gespielt zu werden, sich nicht ausführen.“

„Mein Gott! Sie glauben also, es wäre möglich . . .“

„Nicht nur möglich, sondern sogar ganz gewiß . . . Jetzt aber setzen Sie sich dergleichen nicht mehr aus?“

„O, daß ich es nicht nöthig hätte! Ach . . . . wenn ich nach Hause komme — meine arme Mutter!“

„Wenn Sie nach Hause kommen, so sollen Sie Ihrer Mutter sagen, daß sie morgen einen Brief erhält, und dieser Brief wird Ihnen Beiden eine Arbeit zusichern, die Ihnen in gar nichts schaden kann.“

* * *

Gleich darauf hielt der Wagen ein wenig entfernt von Blenda's Wohnung stille, und sie stieg aus.

„Hören Sie,“ sagte sie umkehrend, nachdem sie schon einige Schritte gegangen war, „Cousin Jean, ich habe *nicht vergessen*, Ihnen für die Bücher und für die Blumen zu danken, aber ich wollte das zu allerletzt thun!“

Und indem sie ihrem im Wagen sich tief bückenden Ritter ein unbeschreiblich einnehmendes Lächeln schenkte, eilte sie dahin wie der Hauch eines Windes.

„Nach der Königinstraße!" sagte der Herr zu dem Kutscher, der die Wagenthür zumachte. Und sich in dem Wagen bequem zurechtsetzend, murmelte er nur diese zwei Worte vor sich hin: „Armer Engel!"

XXI.

Es ist ganz unmöglich, von Blenda's Auftreten in dem Zimmer der Mutter eine Beschreibung zu liefern.

Sie ging nicht, sie tanzte, sie flog herein — sie wollte das große Ereigniß erzählen: aber sie brach in Thränen aus und zeigte sich in einem so überspannten Zustande, daß Frau Emerentia ganz ängstlich wurde.

„Du bist allzu heftig gegangen, mein armes Kind! das Blut ist Dir zu Kopf oder vielleicht zu Herzen gestiegen . . . trinke Wasser, Mädchen, in des Himmels Namen, trinke Wasser!"

Doch Blenda hätte so viel Wasser trinken können, als sie nur immer wollte, und dennoch würde ihr Blut nicht abgekühlt worden sein, denn es war nicht allein ihre Phantasie, welche in diese gefährliche Bewegung gerathen war und nicht zufrieden mit der Gegenwart die Zukunft durchbrach: auch ihr Herz durchbrach plötzlich die Verdämmungen, welche die Verschämtheit und das Vermögen, sich selbst zu begreifen, bisher seinen Bewegungen entgegengesetzt hatten.

„Willst Du denn gar kein vernünftiges Wort sagen, Kind? . . . So lege doch wenigstens ab! . . . Rase doch nicht und schone Deinen einzigen Hut! . . . Erhältst Du den Unterricht?"

„Der Graf!" rief Blenda aus. Und durch dieses einzige magische Wort war es, als hätte sie die Gabe der Rede wieder erhalten.

Mit einer ausdrucksvollen Pantomime schlug Frau Emerentia die Hände zusammen.

Jetzt erfolgte eine vollständige Beschreibung des ganzen Vormittages bis zu dem Augenblicke, da Blenda von ihrem Helden schied.

Und dies Alles versetzte die Mutter in nicht viel weniger rosenfarbene Träume, als die Tochter.

Die ersten Ereignisse des Morgens, welche so demüthigend für ihre Blenda gewesen waren, wurden von der guten Frau nur als poetische Schatten betrachtet, die unentbehrlich waren, um den Effect des großen und glänzenden Augenblickes zu erheben, an welchem der Graf die Bühne wieder betrat.

„Nun wohl, mein Kind, meine kleine Gräfin!" sagte sie feierlich. „Hatte ich Recht in meiner Behauptung, daß der Name der seligen Großmutter Glück brächte? An dem Concordientage kam ja der Brief Deiner Tante, und darauf hatten wir noch gerade Zeit, um nach dem unerforschlichen Beschlusse des Schicksals in Wenersborg zugleich mit dem glänzenden Abkömmling einer Schonen'schen ahnenreichen Familie einzutreffen . . . Und dieser Sohn von Heldenvätern, diese vorzüglichste Blume der Aristokratie und des Reichthums, war — o Göttermächte! — der Erste, der Dich sah und den Du sahst, Alles zu der himmlischen Besiegelung Eurer lieblichen Zukunft."

„Ja, das war wunderbar!" seufzte Blenda.

„Nichts kann aber dennoch weniger wunderbar sein, Du Kleine — das sind eben die verschleierten Geheimnisse der Natur! Und obgleich ich mir auf einen russischen oder deutschen Fürsten, englischen Lord oder spanischen Grand Rechnung gemacht habe, so will ich gewiß nicht — denn das könnte sündhaft sein — gegen die Naturkräfte, die von Gott selbst ausgehen, ankämpfen,

sondern gebe zu Deiner Vereinigung mit dem edlen Grafen meinen vollen mütterlichen Segen!"

„O, so weit sind wir bei Weitem noch nicht gekommen, liebe Mutter!"

„Noch nicht so weit gekommen? — Nun das wird wohl nicht lange dauern, meine ich!"

„Wer weiß?"

„Ich habe viel von dem Luxus und dem Reichthum der Schonen'schen Magnaten gehört," fuhr Frau Emerentia fort, ohne auf die verschämte Einwendung ihrer Tochter zu achten, „und ich denke, er wird an dem Tage, da er Dich am Hofe präsentirt, weder Kosten noch Geschmack sparen, um Dein Auftreten so glänzend als möglich zu machen — man kann auch einen verliebten Mann nicht tadeln, Du Kleine, wenn er mit dem Schönsten, das er besitzt, prahlen will!"

„O, möchte er Ehre von mir haben!"

„Nun, was das betrifft, so brauchen wir daran nicht zu zweifeln, und ich bin überzeugt, daß Ihre Majestäten Dich sehr gnädig empfangen werden; vielleicht küßt der König Dich sogar auf die Stirne — von dergleichen hat man wohl schon gehört — oder verehrt Dir auch einen Juwelenschmuck . . . doch ich setze den Kuß über Alles, dieser gibt Deiner Schönheit mehr Huldigung . . . Und die Henriette, Du, die hochmüthige, herrschsüchtige Henriette, die uns in die Dunkelheit der Provinz zurückjagen wollte, sie wird ein wenig verwundert und neidisch sein, wenn sie die Nachricht von Deiner Vermählung mit dem Abkömmling einer der ältesten angesehensten Familien des Reiches erhält!"

„Aber da will ich eine Ehre drein setzen, so einfach, so freundlich zu sein, daß sie ihre ungünstige Stimmung gegen mich vergißt."

„Ja, ich weiß wohl, daß Du ein zu gutes Herz hast, um durch Dein Glück hochmüthig zu werden; hier aber fragt es sich

sehr, ob Deine neue Familie einem solchen Umgange ihre Zustimmung geben wird!"

„Ich hoffe es — das Gegentheil würde mir sehr leid thun."

„Laß uns inzwischen als gute Verwandte auf eine andere Art an sie denken!"

„Auf welche Art denn?"

„Du sollst es Dir von Deinem Geliebten als eine Gunst ausbitten, daß er alle seine feine Leinwand, die zu Eurer Einrichtung nöthig ist, bei Patrik kauft, und ebenso alle Putzsachen bei Johann. Ich hoffe, das wird eine recht artige Bestellung werden und den armen Johann mit seinem Korbe versöhnen... Und dann kauft die kleine Gräfin ihre sämmtlichen Parfümerieen bei Johann und läßt ihren Wagen oft vor seinem Laden halten, damit er zu seinen Kunden sagen kann: O, sieh, da kommt meine Cousine, die schöne Gräfin Blenda C—creutz! . . . Nun Gott sei mir gnädig! jetzt kehrt sie wohl wie gewöhnlich hier Alles um und um — den vornehmen Damen ist nichts gut genug!"

„Und wenn er erfährt," sagte Blenda lachend, „daß der Graf seinen Namen und Cousintitel geliehen hat, um sein Incognito besser bewahren zu können, so wird er das gewiß auch der Mittheilung für würdig erachten . . . Aber was kann den Grafen zu diesem Incognito zwingen und wie lange soll es dauern?"

„Meiner Ansicht nach muß das Geheimniß, welches er bewahrt, in einer Familien- oder Hofintrigue seinen Grund haben; vielleicht will man ihn verheirathen, vielleicht ist sogar seine Ehre auf irgend eine Weise gebunden, oder auch bedarf es der Einwilligung des Königs — das alles müssen wir die Zeit entwickeln lassen. Inzwischen zweifle ich nicht im Mindesten, daß der Brief, den er mir schreiben will, uns alle Aufklärungen geben wird, deren wir in diesem Augenblicke bedürfen."

„Aber er sprach von Arbeit!“

„Verstehst Du denn nicht, Du kleine Närrin, daß dies nur eine delicate Art des Ausdruckes ist? .... Arbeit? Ja, ich dachte! Aber ach, daß ich während Du weg warest, so dumm sein konnte, Weizenmehl und frische Butter zu einem großen Satz Buttergebäcksel aufkaufen zu lassen! Ich wollte Dich mit meiner Thätigkeit überraschen — nach diesem aber sind solche Ueberraschungen überflüssig.“

„Aber, Gott im Himmel, da hast Du ja unser letztes Geld genommen, liebe Mutter! Nun haben wir nichts, um Fleisch zu kaufen, und folglich auch nichts, wovon wir Bouillon kochen können!“

„Das bedeutet gar nichts, liebe Blenda; ich kann bis morgen schon von Hafersuppe leben, und dann wird uns wohl nichts mehr abgehen. Die Neuigkeiten, welche Du nach Hause gebracht hast, stärken mehr, als Bouillon.“

„Ja ... denn nimmermehr,“ sagte Blenda zögernd und erröthend, da sie einen so närrischen Gedanken aussprechen wollte, „können wir uns doch geirrt haben? Nein, nein, er ging ja in das Zimmer des Grafen. Der Graf war von dunkler Farbe. Und der Bediente sagte, da wir dem Lieutenant auf der Treppe begegneten, der Graf wäre zu Hause.“

„Der Tausend, Mädchen, bist Du wahnsinnig? — Zweifelst Du daran, daß der Graf wirklich der Graf ist?“

„Ich dachte nur an seine Verwunderung, als ich bei unserer ersten Unterredung die Vermuthung aussprach, daß er nach Schonen reiste. Wenn ich aber dann wieder an die Thatsache in Betreff der Handschrift denke ...“

„Was war denn das für eine Thatsache?“

„Entsinnst Du Dich denn nicht, was ich erzählt habe, daß der Lieutenant einmal auf dem Dampfschiffe Papiere und Briefe hervornahm und neben sich auf die Bank legte, und daß ich da

die Handschrift einer Adresse erkannte, weil diese ganz war wie die auf meinem Bücherpakete."

„Ja, jetzt entsinne ich mich, und auch, daß er auf Deine Frage, wer die schöne Adresse geschrieben hätte, antwortete, es wäre ein Empfehlungsschreiben eines jungen Grafen C—creutz, der im Gasthofe unser Nachbar gewesen wäre."

„Ja, ja!"

„Nun verlangst Du noch bessere Beweise?"

„Ach nein, ich bin vollkommen überzeugt! Eine so edle Gestalt und ein so edles Gesicht können nur einem Edelmanne angehören!"

* * *

Es ist überflüssig, zu sagen, daß dieser und auch der folgende Tag blos zu solchen kindischen und überschwenglichen Berechnungen verwendet wurde.

Man ließ die Uhr kaum eine Minute aus den Augen, man vergaß sogar die Hafersuppe, so daß im buchstäblichen Sinne des Wortes die Damen von der Luft lebten, daneben aber auch von den improvisirten leckeren Gerüchten, die in dem Programm über die Fêten der zukünftigen Gräfin vorkamen.

Endlich gegen sechs Uhr des Nachmittags ließ sich die Glocke an der Stubenthür hören.

Frau Emerentia hatte zwei Lichter angezündet, damit es von der Straße aus recht erleuchtet aussehen möchte. „Die Bedienten," sagte sie zu Blenda, „sind ärger als die vornehmen Herren selbst, und diese kleinen Unkosten werden uns tausendfältig durch den Brief ersetzt."

„Es schickt sich nicht für Dich, meine kleine Gräfin, daß Du öffnest — ich gehe! der Lakai könnte einige kostbare Präsente mitbringen, die Du nicht selbst entgegen nehmen kannst."

Und zitternd, daß sie kaum auf den Füßen zu stehen vermochte, trat die stolze Frau — nachdem sie sich gleichwohl ge-

hörig in den schwarzen seidenen Shawl der seligen Regine Sophie drapirt hatte — hinaus in den kleinen Tambour und schloß auf.

Doch war sie ein wenig erstaunt, als sie anstatt des erwarteten Lakaien oder Jägers eine alte arme Frau erblickte, die vermuthlich zu der wandernden Art gehörte, denn sie trug einen Korb auf dem Arme.

„Wir brauchen nichts, gute Alte!“ sagte Frau Emerentia in der Meinung, daß der rechte Bote noch nicht gekommen sei.

Als aber die Frau, anstatt sich zu entfernen, den Korb niedersetzte und in der Tasche zu suchen begann, da bekam sie andere Gedanken, besonders als endlich ein Brief zum Vorschein kam. Und sobald die Alte wieder hinausgelassen war, watschelte unsere Frau zurück in das Zimmer mit den Worten:

„Mein Gott, liebe Blenda, in welcher Verlegenheit muß der arme Graf um seiner Liebe willen sein! Er hat den Brief durch eine Laufmadame geschickt, was deutlich beweist, daß die Familie, welche während des Winters vermuthlich in Stockholm ist, auf sein Thun und Lassen spionirt.“

„Brich, liebe Mutter, brich! . . . Mein Herz schlägt so, daß ich todtkrank werde!“

„Beruhige Dich, Du Kleine! — Sei es nun, daß es Eltern, Geschwister oder ein halbes Dutzend eifersüchtige Liebhaberinnen sind, die ihn bewachen, so wird er gewiß trotz aller Hindernisse Mittel finden, der Dame seines Herzens seine Gedanken mitzutheilen . . . Doch, was ist das? . . . was soll das bedeuten?“

Während Ihro Gnaden so redete, hatte sie mit einer gewissen ehrfurchtvollen Hastigkeit den nur mit Mundlack versiegelten Brief erbrochen und wiederholte noch einmal, indem sie auf die Unterschrift blickte:

„Was in des Himmels Namen will dies bedeuten?“

Darauf fuhr sie mit schleppender Stimme fort:

„Eleonora Gyllenhake . . . ich begreife nichts!“

„Also nicht von ihm selbst?“ stotterte Blenda . . . „Doch laß uns sehen!“

Frau Emerentia las:

„Hochgeehrte Frau!

„Auf Verlangen eines Freundes, dessen Namen ich kein Recht habe zu nennen, habe ich hiemit das Vergnügen, da ich höre, Ihre Tochter wünscht sich eine Beschäftigung, ihr bei mir eine solche anzutragen.

„Da meine schwachen Augen mir nicht erlauben selbst zu lesen, und ich dennoch diesen Genuß nicht verlieren möchte, so vermisse ich gar sehr Jemanden, der die Mühe übernehmen will, mir laut vorzulesen, und wenn es Ihnen paßt, so wünschte ich das Fräulein an jedem Nachmittage von drei bis sieben Uhr bei mir zu behalten.

„Morgen, wenn das Fräulein den Anfang zu machen beliebt, werde ich die Ehre haben, vorschußweise das erste Quartal zu überliefern.

„Auch will ich nebenbei erwähnen, daß ich die Besorgung der Aussteuer meiner Schwestertochter übernommen und daher eine Menge von Arbeiten verschiedener Art zu machen habe, worüber wir mündlich näher mit einander reden können.

Mit der größten Hochachtung

Eleonora Gyllenhake.“

Adresse: Königinstraße Nro. . . .

Nachdem sie einige Augenblicke stille gesessen und einander angesehen hatten, rief endlich die Mutter, welche glücklicher Weise für Alles Rath bei der Hand hatte:

„Aha! er hat eine alte reiche Tante, die Dich zu sehen wünscht, auf seine Seite gebracht, und sie nimmt nun diesen Schritt zum Vorwande. Vielleicht ist es auch seine Absicht, Dich zu prüfen und eine Zeitlang im Irrthume zu lassen. Doch, sei nur stark, Du! Wird wirklich Etwas aus diesem Spiele mit

der Arbeit, so laß Dir nichts merken — es kommt der Tag, da er Dich aus der Finsterniß in ein blendendes Licht führt."

„Ja, ja," entgegnete Blenda begeistert, „ich betheure, daß ich klüger sein will, als die einfältige Amy Robsart! Hätte sie geduldig gewartet, wie Graf Leicester sie so warm bat, so wäre sie nicht allen schwarzen Ränken ausgesetzt gewesen, welche ihr zuletzt das Leben kosteten."

„Still! es geht mir ein Licht auf! Um Dir dieses Buch geben zu können, gab er Dir auch die übrigen . . . Siehst Du jetzt Alles recht klar . . . der mächtige Günstling der Elisabeth wagte es nicht, seine Verbindung mit dem armen Fräulein laut zu verkündigen . . . Nun, nun, Du Kleine! es kann Günstlinge geben, die, Gott sei gelobt und gedankt! andere Gründe zu ihrem Schweigen haben! Du befindest Dich glücklicher Weise unter der Obhut Deiner Mutter, und überdies wird er gewiß allzu klug zu Wege gehen, um eine unzuverlässige Person in seinen geheimen Liebeshandel mit einzumischen . . ."

. . . „Dieser geheime Liebeshandel wird aber in kurzer Zeit öffentlich werden!" fiel Blenda mit einem Blick ein, dessen Stolz verrieth, daß sie sich nicht ganz hatte warnen lassen von dem schrecklichen Schicksale, das Leicesters unglückliche Braut traf."

„Potz tausend!" rief Frau Emerentia, „sieh hier eine Nachschrift, die ich nicht sah!"

„Eine vollkommen zuverlässige Person wird an jedem Abende das Fräulein nach Hause begleiten!"

„Ach, das ist er selbst!" rief Blenda aus.

„Ja, das kann man wohl begreifen — und genau erwogen möchte ich wohl dieser kleinen unschuldigen Mystification meinen Beifall schenken."

XXII.

„Ach so!" sagte Henriette und gab ihrem Haupte eine vornehme und gleichgültige Neigung, „er ist also endlich wieder da? ... Wird er uns heute Abend beehren?"

„O, wie kalt redest Du über Johann, mein Engel! ... Ich meinte und habe immer gemeint, er stände schrecklich hoch in Deiner Gunst."

„Lieber Patrik" — Henriette, welche in einem bequemen Lehnstuhl vor dem Ofenfeuer saß, schob den Feuerschirm weiter an die Seite — „lieber Patrik, Du bist so entsetzlich einfältig!"

„Wirklich? — das habe ich noch nicht gewußt!" antwortete lachend der Ehemann. „Da Du aber um so schlauer bist, so kann das Eine dem Andern helfen."

„Kommt Dein Bruder heute Abend hieher?"

„Gewiß zum Henker thut er das! Ich habe ihm die Meinung derb gesagt, weil er nicht schon zum Mittage kam. Aber obgleich es nun schon über drei Monate her ist, da die selige Mutter starb — ach, Herr Gott, wie gut sie war, und wie ich sie liebte! Ja, wahrhaftig, ich sehne mich bisweilen so nach ihren Scheltworten, daß ich laut weinen möchte, weil ich sie nie wieder hören darf! ... Doch ich komme ab von dem, was ich sagen wollte, nämlich: obgleich die Mutter schon über drei Monate todt ist, so begreifst Du doch wohl, daß Johanns Herzwunde von Neuem blutet. Er war ja immer der Goldjunge."

„Und nachdem er nun so lange im Auslande gewesen ist, wird er wohl noch ein wenig vornehmer sein, als vorher!"

„Ich glaube, Du bist wahnsinnig! Ist es denn sein Fehler, daß er ein wenig besser aussieht, als ich? das liegt im Körper, denn meiner Seel, im Geiste ist er nicht größer, als ich! Johann ist ein ehrlicher Kerl, den Alle hochachten, und ich fühle keinen

Neid, obgleich es mir einmal passirte, da ich bei ihm im Laden stand, daß man mich für den Ladendiener hielt."

„Kann man denken — Johanns Ladendiener!" Henriette fing an, höchst verächtlich zu kichern. „Ich sollte doch meinen, Du müßtest mit meinem Gelde eben so weit kommen, wie er!"

„Freilich müßte ich das, was das Geld betrifft, obgleich Johann jetzt beinahe eben so viel hat, als ich; aber, hols der Henker, wenn wir zusammen sind, so geht es doch immer so: Johann ist Johann und Patrik ist Patrik — nun, das ist nicht unser, sondern anderer Leute Fehler."

„O, es ist Dein eigener auch!" rief Henriette immer erzürnter aus.

„Mein eigener?"

„Ja wohl — oder warum mußt Du ihn zu Deinem ewigen Stellvertreter haben? Wer anders war es, als Du, der Johann fast dazu zwang, mich an Deiner Stelle auf den Börsenball zu führen? Wer ist es, der Plätze schaffen muß, wenn die Rede davon ist, Etwas bei großen Feierlichkeiten zu sehen? Wer ist es, der Reden für Dich halten muß, wenn Du einige Freunde bei Dir hast? Du kannst ja nicht einmal die Gesundheit eines armseligen Reisenden ausbringen, sondern Johann muß anfangen: „Meine Herrschaften, der Wirth hat mir den Auftrag gegeben u. s. w. u. s. w." O, das ist ganz unausstehlich! — Ja, ich weiß fast nicht, wie ichs nur noch aushalten kann!"

„Meine allerliebste Henriette, Du wußtest ja recht gut vorher wie ich war, und es ist ganz ungereimt, es mir so ganz ohne Ursache zum Vorwurfe zu machen, daß ich nicht im Stande bin, Reden zu hal—".

„Darf ich der Pein entgehen, noch mehr zu hören?"

„Sehr gerne — dies ist gerade nicht so beneidenswürdig angenehm!"

„Nun aber, damit Du es nur weißt, will ich mit bei dem Festtage der schwedischen Akademie sein, und Du kommst mit!"

„Nein, ich danke; dort würde ich mich zu Tode gähnen! Johann ist wohl so gut . . .“

„Wußte ichs nicht, daß Johann wieder herhalten würde! Weißt Du: gerade solche Einfaltspinsel von Ehemännern zwingen ihre Frauen, andere Männer anzusehen!“

„Was Du sagst! Was meinst Du aber damit? Das kann ich denn doch nicht begreifen! Siehst Du andere Männer an, Du?“

Henriette brach in ein lautes Gelächter aus, so übertrieben lächerlich kam ihr die erstaunte und einfältige Miene vor, welche ihr Mann annahm.

„So, Närrchen! lache Du, so viel wie Du willst, es ist nichts Böses im Lachen: denke aber an keinen Andern, als an mich; denn, so gut ich auch bin, so hol' mich Dieser und Jener, wenn ich nicht dem Arme und Beine entzweischlage, der es wagt, in meinen Blumengarten zu greifen!“

„Fi, welch ein Pöbelausdruck!“

„Ich meinte, es wäre verteufelt fein gesagt . . . Doch ernsthaft gesprochen, liebe Henriette, ich meine, es ist sehr schlecht, daß wir uns nun seit so langer Zeit gar nicht nach der Tante Emerentia umgesehen haben — es sticht mich wirklich ins Gewissen, daß ich sie in der letzten Zeit total vergessen habe. Du sollst sehen, Johann ist unzufrieden.“

„Er mag unzufrieden sein und kritisiren wen er will, ich aber sage mich los, zu hören . . . Der Tausend! ich glaube, er ist schon hier! — Geh hinaus in den Saal, Du, und sieh nach!“ . . . .

. . . .

Und während Patrik hinaus eilte, drückte Henriette die Hand erst an das Herz und darauf an die Augen.

„Ach,“ seufzte sie, „ich fühle es wohl, daß diese Sommerintrigue mit dem Kammerjunker gar nichts bedeutete! Jetzt kann ich ihn vorbeigehen sehen, ohne daß es mich im Mindesten rührt,

aber ich kann nicht einmal die Fußtritte desjenigen hören, der ... der mich verschmähte, ohne daß mir ist, als müßte ich ersticken! ... Doch soll er nicht die Freude haben, diese elende Schwäche zu sehen, welche vielleicht die größte Ursache seiner Reise war!"

* * *

In diesem Augenblicke ging die Saalthür auf, und in das schöne Putzzimmer, in welchem Henriette saß, trat neben Patrik ein stattlicher und schön gewachsener Mann mit einem etwas bleichen, aber doch einnehmenden Gesichte herein. Die ungezwungene und angenehme Würde, welche diesen Mann auszeichnete, bildete einen grellen Gegensatz gegen Patrik's platte, gutmüthige Figur; und ein eben so großer Gegensatz lag in seinem einfachen, aber ausgesuchten Anzuge in Vergleich mit den geschmacklosen Zierrathen in Patrik's Aeußerem; denn nicht einmal der Traueranzug konnte diesen abhalten, blitzende Brustnadeln und eine goldene Kette quer über die Weste zu tragen und die ganze Toilette nach dem Modejournal geschnitten zu haben, ein Futteral, in das gleichwohl sein kurzer und dicker Körper nicht recht passen wollte.

Mit leichter und brüderlicher Vertraulichkeit trat der hier präsentirte wirkliche Cousin Johann ein und umarmte seine Schwägerin, die trotz Allem, was sie zu sagen sich vorgenommen hatte, nicht mehr über ihre Lippen brachte, als das einzige Wort „Willkommen!"

„Dank!" sagte Johann, indem er eilfertig aber innig einen Kuß auf Henrietten's Hand drückte. „Dieser Gruß zum Willkommen ist mir um so theurer, da nunmehr keine Andere ihn ausspricht."

Er schwieg und fuhr mit der Hand über die Augen, deren dunkler Glanz von einer hervorbrechenden Thräne verschleiert wurde.

„Doch das ist ja wahr," fuhr er gleich darauf fort, als Niemand den Muth hatte, auf die traurige Hindeutung zu ant-

worten, „ich habe ja neue Verwandte — vielleicht können sie für mich ein Wort des Willkommens haben."

„Das ist vielleicht nicht so ganz unrichtig!" meinte Patrik, indem er sich die Stirn rieb. „Uebrigens ist es so, daß . . . ja, es ist so, siehst Du, daß wir seit langer Zeit nichts von ihnen gehört haben."

„Wohnen Sie denn nicht mehr im Hause der Mutter?"

„Nein, sie wollten das Zimmer nicht den Winter über haben . . . . Wie kam das, Henriette? Du hast ja zuerst mit ihnen geredet, und mußt nun Bescheid geben! Ich bin von Geschäften so überhäuft gewesen, daß ich nicht viel Zeit zum Laufen gehabt habe."

„Unmöglich aber wirst Du doch wohl zwei schutzlose Frauenzimmer, denen die Mutter ihre Hülfe gelobt hatte, gänzlich sich selbst überlassen haben?" fragte Johann, und auf seine Stirn lagerte sich eine Wolke des Mißvergnügens.

Jetzt hatte sich Henriette ganz gefaßt und fiel ein: „Lieber Schwager! wenn dieser Gegenstand so viel Interesse für Dich hat, daß Du in dem Augenblicke Deiner Ankunft damit anfängst, so bin ich bereit zu antworten!"

„Richtig, denn Du hast ja in allen Stücken Deinen Willen gehabt!" erklärte Patrik (— „ausgenommen in demjenigen, das Du nicht weißt!" setzte er bei sich selbst hinzu, indem er an die Miethe, den Holzeinkauf und dergleichen mehr dachte). „Mache Du es mit Johann ab, während ich Wein besorge!"

„Was meint Patrik mit seinem „in allen Stücken den Willen haben?" Ich bin überzeugt, daß Du, meine gute Henriette, nur Dasjenige gewollt haben kannst, was die Billigkeit und die Achtung vor dem Andenken Deiner Schwiegermutter geheischt hat."

„Es ist mir sehr schwer, die Auslegung von Patriks Meinung zu übernehmen; dagegen aber übernehme ich herzlich gerne meine eigene in Betreff dieser Frauenzimmer, und ich muß ge-

stehen, es macht mir eine herzliche Freude, daß ich nicht nöthig habe, sie meine Verwandten zu nennen!"

„Und ich glaubte, sie müßten auch Deine Verwandten sein, da sie die Verwandten Deines Mannes sind!"

„Nein, darauf gehe ich gewiß nicht ein! Zwar habe ich gehört, wenn man heirathet, so hat man dadurch Gemeinschaft an dem Vermögen; doch wirst Du entschuldigen, wenn ich nicht einsehe, daß man sich Gemeinschaft hinsichtlich der Verwandten erheirathen kann."

„Inzwischen dürfte dieses dennoch der Fall sein. Doch dieses apart! Wodurch haben sich denn diese Frauenzimmer Deine Ungnade zugezogen?"

„Durch unzählige Dinge."

„Nun, so laß doch hören!"

„Ich will kein Wort davon sagen, daß ihre Einfalt und Unbekanntschaft mit dem gebildeten Gesellschaftsleben sie eine Menge von Dummheiten begehen läßt, über die man krank werden könnte, auch will ich mich nicht dabei aufhalten, daß dieser Gelbschnabel, die kleine Blenda, unter ihrer verstellten Unschuld eine erstaunenswürdige Koketterie verbirgt, und daß sie durch affectirte Ausrufungen ihres Entzückens bei Gelegenheiten, da ein Frauenzimmer von der allergeringsten Erziehung ihre Gefühle zu zügeln weiß, die Blicke aller Anwesenden auf sich zieht, wie sie es an einem Abende machte, da wir sie in Gauthier's Reitbahn mitgenommen hatten."

„Das Alles scheint nicht so gefährlich zu sein, wenn man sie nur mit Güte belehrt."

„Ja, den will ich sehen, der sie bessert! Sogar die Schwiegermutter, welche vielleicht noch gegen keinen Menschen eine Schwäche bewiesen hat, war dennoch gegen diese Windfahne so schwach, daß sie nicht im Stande war, ihre vielen Fehler zu entfernen."

„Vielleicht sah sie diese Fehler gar nicht!"

Henriette stellte sich, als hörte sie nicht.

„Was mich am meisten gegen Fräulein Blenda aufreizt, ist der Umstand, daß vielleicht gerade sie, und Niemand anders, durch ihren Eigensinn und ihre Undankbarkeit Schuld war an dem Tode der Schwiegermutter.“

„Wie kannst Du Dir nur eine solche Aeußerung erlauben, Henriette! Das heißt wahrlich dem Gefühl, welches Dich leitet — es mag nun sein, welches es will — allzu großen Spielraum geben!“

„Glaubst Du das?“ rief die junge Frau mit einer verächtlichen Miene aus.

„Ja, wahrhaftig!“

„Das wollen wir gleich sehen! Du läugnest wohl nicht, daß die Mutter sie Dir zur Gattin vorschlug?“

„Das läugne ich keineswegs: ich will sogar gestehen, daß die Beschreibung, welche ich über sie erhielt, mich so sehr interessirte, daß ich der Mutter versprach, nach meiner Rückkehr daran zu denken.“

„O! Du versprachst das?“

„In der vollen Absicht, es zu halten, und Du siehst also wohl ein, daß ich außer dem bloßen Mitleiden und der Verwandtschaft zu dem eben geäußerten Interesse allen möglichen Grund habe?“

„Um so eher wirst Du das Gefühl billigen, als ich erfuhr, daß die Mutter — ich weiß nicht, aus welchem Grunde — Deine Rückkehr nicht abwartete, um ihrer Favorite Dein ehrendes Anerbieten mitzutheilen, sondern es in i h r e m Namen that.“

„Nun?“ fiel Johann ein, und ein leichter Farbenwechsel flog über sein Antlitz.

„Sie gab Dir den Korb, und das so bestimmt, daß die Schwiegermutter im höchsten Grade aufgebracht war.“

Ein Ausdruck des Mißtrauens schwebte über das Gesicht des jungen Mannes . . . „Wer hat denn das gehört?“

„Wenn ich es Dir sagen soll, so hörte Debora, die hernach

in unser Haus gekommen ist, das ganze Gespräch, und sie, die gar nicht im Stande ist zu lügen, hat betheuert, daß Deine Mutter die zärtlichsten Vorstellungen machte; hernach aber, da diese nicht halfen, befahl sie mit Heftigkeit, Blenda soll das Zimmer verlassen. Einige Stunden später . . ."

„Weiter!"

„... bekam sie den Anfall, der . . . der noch an demselben Abende ihrem Leben ein Ende machte."

„Bekam meine Cousine denn die Mutter nicht mehr zu sehen?" fragte er nach einer Pause.

„Ja, das bekam sie; ich will es nicht läugnen. Deine Mutter zeigte sich um ihretwillen noch im letzten Augenblick bekümmert."

„Ach, daran erkenne ich sie so gut wieder, und ich bin überzeugt, wenn sie Deine grausame Aeußerung von vorhin hörte, da Du der Weigerung des armen Mädchens, einen ihr ganz unbekannten Menschen zu heirathen, die letzte Krankheit der Mutter zuschriebst — welche gleichwohl, wie mir der Doctor schon gesagt hat, von ihm längst vorhergesehen war — so würde sie Dir Vorwürfe darüber machen, und dies würde ich ebenfalls, wenn ich nicht glaubte, daß es nur ein unüberlegtes Wort war, hervorgerufen durch die Erinnerung an den Verlust der Mutter."

„Entschuldige und erkläre meine Aeußerung nach Belieben — inzwischen glaubte ich, Du würdest einen Korb mit weit größerem Gefühle annehmen!"

„Du legst dieser Sache eine allzu große Wichtigkeit bei, wenn Du sie so benennest. Ich kann keinen K o r b erhalten haben weil ich weder selbst um Blenda's Hand angehalten, noch einer andern Person die Vollmacht ertheilt habe, es zu thun. Meine, Cousine hat den Vorschlag zurückgewiesen, den meine Mutter als einen Wunsch aussprach — das ist Alles!"

„Wenn es nun aber zufällig nicht Alles wäre?" entgegnete Henriette mit einem höhnischen Lächeln; „wenn ich hernach von den eigenen Lippen beider Frauenzimmer gehört hätte . . ."

„Was?“

„O, nur das Eine, daß sie, in welche Umstände sie auch kommen könnten, die ausgeschlagene Partie nicht bereuen — vergib, wenn ich in Ermangelung eines bestimmten Ausdruckes mich an den natürlichsten halte!“

„Könntest Du es für passend gehalten haben, Dich ebenfalls in eine Sache zu mischen, die höchstens eine Mutter sich erlauben konnte?“

„Nun, mein lieber Schwager, werde nur nicht so ernsthaft. Ich versichere Dich, daß ich mich auf keine Weise für berechtigt hielt, zu Deinem Besten zu reden. Aber ihr ausgesprochener Beschluß rief bei mir den alten Rath hervor, sie müßten in ihre Heimath zurückkehren, und dazu bot ich ihnen Reisegeld an . . . und wahrhaftig, ich begreife nicht, warum sie diesen Rath nicht annahmen!“

„Und dabei bliebst Du stehen? — Du botest ihnen nichts weiter an?“

„Mein Gott, was habe ich denn mit ihnen zu thun? Ich halte mich für berechtigt, Leuten, die so verrückt sind, ehrliche Auswege zur Versorgung abzuschlagen, meine Hand zu entziehen, was ich denn auch wirklich gethan habe: ich wollte nicht, daß sie aus unserm Laden die Näharbeit erhalten sollten, welche Andere nöthig hatten, die es besser verdienten.“

„Und Patrik ließ Dir Deinen Willen?“

„Ja, was meinst Du wohl! — Es ist ja erschrecklich, daß er sich nicht mit seiner Frau erzürnen will wegen zweier Gänse, die mir wenigstens ziemlich zweideutig vorkommen; denn obgleich ich mich nicht eben direct um sie bekümmert habe, seitdem sie ausgezogen sind, so weiß ich dennoch das Eine und das Andere.“

„Was zum Beispiel . . .?“

„ . . . Daß sie einen der ehemaligen Courmacher des Fräuleins, einen gewissen königlichen Sekretär, annehmen . . . und daß ein gewisser Kammerjunker von keineswegs zweideutigem

Ruf in Betreff der Frauenzimmer ganz offen das kleine Fräulein verfolgt hat, was gewiß nicht unmöglich wäre."

„Meine beste Henriette!" erwiederte Herr Johann Blücher mit dem eigenthümlichen Lächeln, das er in seiner Macht hatte „laß uns niemals ein Frauenzimmer nach der Zweideutigkeit des Rufes desjenigen, der ihrer Schönheit seine Huldigung darbringt, beurtheilen — man könnte sonst unverzeihliche Fehlgriffe thun."

„Wirklich?"

„Ganz gewiß! . . . Kannst Du es Dir zum Beispiel wohl vorstellen, daß das Gerücht eben jenen Kammerjunker zu Deinem eigenen Bewunderer gestempelt hat? Ja, ich habe sogar gehört, daß man geflüstert hat: wenn die dunklen Wälder um Henrikslund plaudern könnten, so wären sie im Stande, Dinge zu erzählen, welche, so ruhig unser guter Patrik auch immer ist, sein Blut in stärkere Wallung versetzen würden, als für den Hausfrieden heilsam sein möchte."

„O, das ist höchst schändlich, höchst niederträchtig! Doch — ich brauche mich nicht gegen solche Dummheiten zu vertheidigen."

„Sehr wahr — das hieße Dich unnöthiger Weise herabsetzen, und ich erwähnte der Sache auch aus keiner andern Ursache, als um Dir zu zeigen, wie leicht und vor allen Dingen wie unschuldig ein armes Frauenzimmer verleumdet werden kann."

Jetzt war Henriette so weit getrieben, daß sie stille stehen mußte.

Ihr Herz wollte ersticken, sie haschte nach Luft — noch nie hatte sie so lebhaft wie jetzt gefühlt, daß sie Blenda haßte.

„Meine kleine Schwägerin," begann jetzt in verändertem Tone der ruhige Schwager, „ich habe eine Bitte an Dich!"

„Laß hören! ... Du weißt wohl, ich erfülle Deinen Wunsch, wenn es mir irgend möglich ist."

„Wenn das ist, so schlage es mir nicht ab, ehestens meine Cousine und ihre Mutter hieher zu bitten!"

„Hieher?"

„Ja wohl!“

„Sie sind noch niemals hier gewesen! Nein, guter Johann, das wäre allzu unangenehm. Ihr Hochmuth hat sich während zweier Monate nicht demüthigen wollen, um meinen Schutz anzuhalten, und ich sollte sie einladen?“

„Um meinetwillen, Henriette!“

Er nahm ihre Hand und sah sie mit einem überredenden Blick an.

Mit einer heftigen, fieberhaften Bewegung riß die junge Frau ihre Hand aus der seinigen.

„Nein, nein!“ rief sie aus, „ich will es nicht . . . hörst Du, ich will es nicht!“

„In diesem Falle muß Patrik es wollen! Ich finde wohl einen Ausweg, ihn im Namen der Mutter darum zu bitten. Du weißt, daß ich Etwas über ihn vermag . . . Soll ich gegen Deine Macht ankämpfen, oder gehst Du darauf ein, selbst vorzuschlagen, daß sie zum Sonntag Mittag eingeladen werden? Wähle nach Belieben Eines von Beiden!“

„O — das ist sehr kühn, mir auf diese Weise eine Wahl vorzulegen!“

„Was soll ich dann aber wohl thun? Ich habe beschlossen, sie zu sehen, und nach Demjenigen, was vorgefallen ist, kann ich sie doch wohl nicht gut besuchen?“

„Wohl . . . ich will es überlegen . . . Doch laß es nun genug sein — ich höre, daß Patrik kommt!“

* * *

Während des ganzen noch übrigen Theiles dieses Abends wurde von keinem andern Gegenstand geredet, als von der Mutter, welche beide Söhne so herzlich betrauerten. Als jedoch Patrik seinen Bruder die Treppe hinunter begleitete, sagte er:

„Um des Hausfriedens willen habe ich mich in nichts mischen wollen — denn Du verstehst wohl: Henriette hat ihre

kleinen Prätentionen . . . Aber ich habe für die Tante gethan, was ich konnte; ich habe die Miethe für das erste Vierteljahr bezahlt und den Unglücklichen Holz geschafft. Und wenn Du willst, so bezahlen wir künftig jeder sein Vierteljahr."

„Da bin ich gerne mit dabei, wenn es nur durch Dich geht! . . . Versprich mir nur, daß Du Dich so bald als möglich nach ihnen umsehen willst!"

„Mit Leib und Seele, darauf kannst Du Dich verlassen! Ich sehne mich recht darnach, sie zu sehen."

XXIII.

Am Tage nach den in den vorhergehenden Kapiteln erzählten Ereignissen, begab sich unser Fräulein — voll geheimer aber keineswegs unbedeutender Hoffnungen — auf den Weg zu der alten Dame, die den Brief an ihre Mutter geschrieben hatte.

Die Adresse bezeichnete, wie sich der Leser erinnert, ein Haus in der Königinstraße,*) und Blenda stellte sich vor, daß sie an eines von den palastartigsten kommen würde.

Eine hochadeliche Frau, vermuthlich eine ehemalige Hofdame, eine Großtante des reichen Grafen, konnte nicht schlechter wohnen. Und in sofern fand sie ihre Vermuthung bestätigt, als die Hausnummer über der Thür eines der stattlichsten Gebäude stand.

Blenda, welche in Betreff des Lokales keine nähere Aufklärung erhalten hatte, hielt es für abgemacht, daß sie in der ersten Wohnung nachhören mußte; sie begab sich daher eine

---

*) Die Königinstraße (Drottninggata) in der nördlichen Vorstadt, ist die längste und schönste Straße in Stockholm.
Anm. d. Ueb.

Treppe hinauf und klingelte. Doch hier wohnte ein ausländischer Minister . . . Dort also war es nicht.

„Nun, so wird es wohl zwei Treppen hoch sein! . . .“ Wieder ein Irrthum: hier wohnte ein Oberst.

„Also drei Treppen hoch! . . .“ Noch einmal nein: diese Wohnung hatte ein Banco-Commissarius eingenommen.

Die vierte Treppe führte zu einigen Hutnähterinnen und die fünfte zu einer kleinen Schneiderwerkstätte.

„Das ist doch sonderbar!“ dachte Blenda; und indem sie die eine Treppe nach der andern wieder hinunterstieg, begann sie zu überlegen, ob es wohl möglich sein könnte, daß die vornehme Tante im Erdgeschoß wohnte . . . „Vielleicht leidet sie an irgend einer Krankheit, so daß sie es dort am bequemsten hat.“

Ueber diesen Punkt mit sich einig geworden, versuchte jetzt unsere stets hochstrebende Heldin im Erdgeschoß ihr Glück. Und endlich fand sie dasselbe, denn auf ihr erneuertes Klopfen erschien eine kleine Aufwärterin und öffnete.

„Wohnt die gnädige Frau Gyllenhake hier?“

„Ja, haben Sie die Güte, einzutreten!“

Blenda glaubte anfangs, sie würde in ein feines Domestikenzimmer geführt, denn die einfachen Möbeln und die ergrauten und übel mitgenommenen Tapeten, zeigten keineswegs das Besuchzimmer einer vornehmen Dame an; wie dem aber auch war, so kam sie in kein anderes, sondern wurde direct von einer freundlichen Stimme aus dem inneren Zimmer — einer eben so einfachen Schlafstube — eingeladen, sich dorthin zu begeben.

„Das Fräulein von Kühlen — nicht wahr?“ sagte die einfach gekleidete Wirthin, ein ältliches Frauenzimmer von Ehrfurcht gebietendem Aeußern, die in einem großen Armsessel saß mit einem Tische und Strickzeug vor sich.

„Ach ja, ich bin's, und ich hege keinen höhern Wunsch, als mich Derjenigen würdig machen zu können, die mir die Güte erzeigt hat, mich zu sich zu rufen!“ entgegnete Blenda mit einer

tiefen Verneigung, denn diese Frau hatte, trotz der nicht sehr lockenden Umgebung, etwas so Freundliches und Einnehmendes, daß Blenda sich augenblicklich zu ihr hingezogen fühlte.

„Ich bin überzeugt davon, mein gutes Kind, und eben so überzeugt bin ich auch, wir werden bald so bekannt mit einander werden, daß Sie sehr gerne zu mir kommen."

Bei diesen gütigen Worten nahmen alle Gegenstände rund umher in den Augen des jungen Mädchens ein freundlicheres und angenehmeres Aussehen an; und als nun Licht angezündet war, und sie, die übertriebenen und glänzenden Gedanken abschüttelnd, um sich blickte, fand sie dieses kleine Schlafzimmer so warm und mit ihren alten Möbeln so ruhig und bequem, daß sie, ihre Thorheiten bestrafend, zu sich selbst sagte:

„Noch vor drei Tagen hätte ich diese Zuflucht für das höchste Glück gehalten, und hat er, der sich für mich interessirt, sie allen andern vorgezogen, so geschieht dies ohne Zweifel darum, weil er den Nutzen einsieht, daß ich noch für meinen Lebensunterhalt arbeite. Und ich glaube wirklich, daß der Hochmuth, den ich seit gestern empfunden habe, auf dem Wege war, mir zu schaden."

. . . .

Dieser erste Abend, da Blenda in ihren neuen Dienst trat, verfloß größtentheils in Gesprächen.

Die alte Dame theilte ihrer „Lectrice" mit, sie liebe Abwechslung, und darum wollten sie sich nicht ausschließlich zu der schönen Literatur halten, sondern auch einen Cursus in der Geschichte und anderen bildenden Gegenständen, die ihnen Anlaß geben könnten, über das Gelesene zu reden, durchmachen.

„Denn ich alte Frau," sagte die freundliche Matrone, „komme jetzt nicht mehr hinaus in die Welt, bin aber in früheren Tagen mitgewesen, und finde daher ein großes Vergnügen daran, zu plaudern. Demnächst liebe ich die Musik, und werde mein altes Piano im andern Zimmer stimmen lassen, so können Sie es versuchen."

„Ach," sagte Blenda mit dem Gedanken an ihren letzten Versuch in der Musik, „ich kann so wenig!"

„Vielleicht aber haben Sie Stimme?"

„O ja, ich glaube — wenigstens habe ich es geglaubt."

Und nun halfen keine Einwendungen, die gute Dame wollte selbst urtheilen. Und sie lachte nicht über Blenda's Gesang; im Gegentheil sagte sie (und dabei nickte sie dem etwas aufgeregten Mädchen so gutmüthig zu):

„O, diese Stimme wird ja vortrefflich unter einer guten Anleitung . . . ich kenne einen geschickten Musiklehrer, dem ich ehemals einige kleine Dienste zu leisten das Glück gehabt habe, und hat er, wie ich glaube, diese nicht vergessen, so will ich jetzt eine Wiedervergeltung fordern."

Vor Freuden zitternd, ruhten Blenda's Blicke mit der tiefsten Dankbarkeit auf ihrer wohlwollenden Wirthin. Und unter abwechselndem Gespräch eilten die Stunden so schnell dahin, daß Blenda meinte, sie wären beflügelt.

Um sieben Uhr wurde Thee servirt, und nun war es Zeit, zu gehen.

„Ist der Wachtmeister*) hier, Carolina?" fragte die Herrin das kleine Dienstmädchen, und als diese die Frage mit Ja beantwortete, nahm die alte Frau Abschied von ihrer neuen Bekanntschaft, legte selbst das erste Quartal in ihren Arbeitsbeutel, versicherte, daß sie seit langer Zeit keinen so angenehmen Abend gehabt hätte, und hieß Blenda willkommen zum folgenden Tage.

„Und die Arbeit — darf ich darnach fragen?" sagte Blenda, welche fürchtete, diese wichtige Sache könnte vergessen werden.

„Morgen werde ich einige Stücke Leinwand schicken, und dann können wir über das Zuschneiden, den Hohlsaum und der-

---

*) So nennt man in Schweden die Aufwärter oder Pedelle bei den Collegien, Gerichten u. s. w. Anm. d. Ueb.

gleichen weiter überlegen. Meine Nichte sieht nicht auf die Kosten, wenn nur die Arbeit so schön wie möglich wird."

Jetzt entfernte sich Blenda. . . . .
. . . .

Wie klopfte ihr nicht das Herz, als sie auf die Hausflur hinaustrat!

Ihr selbst kam es ziemlich närrisch vor, zu glauben, der Graf würde sich so verkleiden. Inzwischen war sie nicht eher im Stande, eine große, in den Mantel gehüllte Gestalt aus ihrer Einbildung zu entfernen, als da sie gerade vor sich einen kleinen Mann in grauem Ueberrocke erblickte, dessen helles, schlichtes Haar nicht im Entferntesten an die glänzend schwarzen Locken ihres Ritters erinnerte.

Der kleine gänzlich unpoetische Mann hielt eine Laterne in der Hand.

„Da ist der Wachtmeister, der das Fräulein nach Hause begleiten soll!" sagte das Dienstmädchen.

Und eins, zwei, drei, war Blenda mit ihrem Begleiter auf der Straße.

Hier spähte sie von Neuem rechts und links. Doch zum Unglücke ließ sich gar keine Idee von einem Abenteuer blicken.

Sie kam ganz unangefochten nach Hause, wo Frau Ementia sie mit einer Ungeduld erwartete, welche sich nicht blos von der Neugierde herschrieb, denn auch sie ihrerseits hatte Etwas zu erzählen.

* * *

„Nun, mein Kind, meine Blenda, meine kleine Gräfin, was ist Dir begegnet? Was hat Dir die gnädige Dame gesagt? Und wer war der Mann, der Dich nach Hause begleitete?"

So klangen die durcheinander wimmelnden Fragen der neugierigen Mutter.

Blenda erzählte Alles, und die Miene der Frau Emerentia nahm ein immer größeres und größeres Erstaunen an.

„Wie?“ rief sie aus, da Blenda geendigt hatte, „war von dem Grafen nicht einmal die Rede?“

„Nein, die Frau Gyllenhake erwähnte mit keinem Worte der Person, die mich bei ihr empfohlen hat; aus aller ihrer Güte gegen mich aber sieht man es ja klar, daß ich herzlich empfohlen worden bin, und für mich ist schon die Gesellschaft dieser alten Frau ein großes Glück.“

„Daran zweifle ich nicht, Du Kleine; aber dennoch . . . hm, hm!“

„Sie ist so gebildet, so einnehmend!“ fuhr Blenda fort. „Ich bekomme so Vieles zu lesen, das mir nützlich wird; und dann die Musik und der Gesang — mein Gott, wenn daraus Etwas wird, wie sie versprach!“

„Geht es dahinaus? — Gut, da bin ich schon auf der rechten Spur!“

„Du glaubst . . .“

„Ich glaube, er will, daß Du eine feinere Erziehung durchmachen, mit einem Worte eine Verstärkung in Deinen Talenten erhalten sollst, dieses jedoch so, daß Du gar nicht merkst, wie es von ihm kommt, sondern glaubst, Du habest es Dir selbst und dem Wohlwollen der alten Frau zu verdanken. Das Alles ist in der That für's Erste sehr delikat und im höchsten Grade anständig und vortrefflich. Und je mehr Du Deine Entwickelung beeilst, desto eher hast Du Deine Präsentation vor der Familie zu erwarten . . . Doch erhieltst Du das Quartal?“

Blenda nahm ihren Arbeitsbeutel vor — und man kann sich denken, daß unsere Damen in Erwartung eines Bessern bei dem Anblicke ganzer fünfzig Reichsthaler in nicht geringes Entzücken geriethen.

„Hast Du schon so viel Geld auf einmal gesehen, Mutter?“

„Nein, Kind, nicht mehr als einmal, da ich in die Kommode

der seligen Regine Sophie blickte . . . . Jetzt sollst Du auch einen Wintermantel und einen neuen Hut haben!"

„Nun, meiner Seel', darauf lasse ich mich nicht ein! . . . Erst legen wir die Miethe zurück, und dann kaufen wir zur Haushaltung ein wenig ein. Du bist noch nicht ganz hergestellt."

„Wir werden schon einig. Aber wie ausgezeichnet ästimabel und achtungswerth von dem Grafen, daß er es nicht versucht, uns selbst Geld zu leihen!"

„O, er sieht wohl ein, daß ich von ihm nicht das Geringste eher annehme, als da er mir Alles bietet."

„Richtig, Du Kleine! Und sei Du überzeugt, die Prüfung wird so sehr lange nicht dauern . . . Doch höre nun zu, was ich zu erzählen habe — ich habe einen Besuch gehabt."

„Von wem denn, liebe Mutter? Doch wohl nicht vom Cousin Johann?"

„Nein, Du Kleine; inzwischen ist er jetzt angekommen . . . Mamsell Debora ist hier gewesen."

„Die gute Debora!"

„Die Arme hat auch das kalte Fieber gehabt, sonst hätte sie uns schon längst besucht. Sie sagte zwar, daß sie jetzt aus eigenem Antriebe käme, aber ich verstand nur allzu wohl, daß sie von Henrietten ausgeschickt war."

„O nein, Mutter; Henriette fragt gewiß nicht im Geringsten nach uns!"

„Vielleicht aber, Du Kleine, thut das statt ihrer ein Anderer!"

„Ein Anderer?"

„Meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen hatte, pflegte immer zu sagen: Nur diejenigen, welche selbst einfältig sind, glauben, es sei leicht, Andere zu täuschen. Henriette zeigte wahrlich keine große Klugheit, als sie meinte, ich würde an diese Angel beißen."

„Aber, so sprich doch deutlich, liebe Mutter! Du machst mich wirklich neugierig!“

„Ja, siehst Du, nachdem Mamsell Debora vermeldet hatte, daß Herr Johann Blücher zu Hause wäre, erzählte sie, er würde am Sonntage bei Patrik zu Mittag essen, und gewiß kämen auch noch Andere. Darauf hieß es zufällig: und ich bin überzeugt, Frau von Kühlen und das Fräulein würden ebenfalls eingeladen werden, wenn das Fräulein in der Woche unter irgend einem Vorwande bei meiner Frau einspräche.“

„Nun, das war ja im Ganzen sehr freundlich, wie ich meine!“

„Begreifst Du denn nicht, Kind, daß nur der Einfluß des Schwagers die Bekehrung bewirkt hat? Ich aber sagte — und ich glaube, es war fein geantwortet — o, ein Besuch von Blenda kann wohl Henrietten's Sinn nicht ändern, da sie uns einmal so bestimmt abgewiesen hat — doch, Gott sei gelobt, es gibt andere Menschen hier auf Erden, und geht es auch bisweilen für den Augenblick ein wenig kümmerlich, so fehlt uns der Schutz dennoch nicht.“

„Ich kann ja aber doch zu Henrietten gehen, wenn sie es will — das wäre ganz angenehm für mich.“

„Kleine, woran denkst Du! — Meinst Du, der Graf, Dein Liebhaber, würde es billigen, wenn Du gleich im Augenblicke bei dem ersten Winke bei der Hand wärest, Deinem alten Freier zu begegnen?“

Blenda wurde nachdenkend.

„Das Mittagessen ist — denn zuletzt kam eine Art von wirklicher Einladung heraus — nur ein Vorwand, damit er Dich auf eine natürliche Art treffen kann. Ein solches Zusammentreffen muß Dich nothwendig in die größte Verlegenheit setzen: eine eheliche Verbindung mit Dir war ja der letzte Wunsch der seligen Regine Sophie, und es könnte sehr möglich sein, daß er

es als eine Ehrensache betrachtete, diesen Wunsch seiner Mutter zu erfüllen."

„Ach, das ist wahr — und ich würde in seiner Gesellschaft schrecklich verlegen sein! Es ist wohl das Beste, ich denke gar nicht daran, den Cousin Johann zu treffen, obgleich ich sehr neugierig bin, ihn zu sehen."

„Das bin ich ebenfalls, weil die selige Regine Sophie so viel Aufhebens von ihm machte. Aber es ist noch früh genug, seine Bekanntschaft zu machen, wenn erst Deine Verbindung mit dem Grafen zu Stande gekommen und Du öffentlich von seiner Familie anerkannt worden bist."

„Ja, es ist vielleicht das Passendste, bis dahin zu warten, wenn nämlich kein unvorhergesehener Zufall dazwischen kommt."

XXIV.

Am folgenden Morgen kam Patrik selbst, um die Tante Emerentia und die kleine Cousine zu besuchen.

Er entschuldigte sich auf seine gutmüthige Art, daß er sie eine Zeit lang vergessen hatte. Jetzt aber war er hier, um der Tante zu sagen, sie möchte sich um der Miethe willen keine Sorge machen, diese übernähme er, und er wollte sie noch dazu mit der Neuigkeit beruhigen, daß sie die Schlafröcke wieder nähen sollte.

„Ich versichere Dich, mein lieber Neffe," ließ unsere Frau sich in einem Tone vernehmen, der sonderbar zwischen Dankbarkeit und Stolz schwankte, „ich versichere Dich, daß Du Deine Güte nicht an Undankbare hinwirfst, hoffe aber auch, wir werden es nicht sehr lange mehr nöthig haben, dieselbe anzunehmen, denn es ist immer hart, von der Wohlthätigkeit Anderer zu

leben. Dennoch aber freut es mich herzlich, daß ich Recht hatte, als ich während dieser langen Krankheit, da wir von der ganzen Welt verlassen zu sein schienen — zu Blenda sagte: Patrik ist von Geschäften abgehalten . . . oder von etwas Anderem . . . nicht von seinem guten Willen, denn er hat ein edles Herz."

„Dank, liebe Tante, für diese Gerechtigkeit! Hol' mich der T—, wenn ich nicht Dir und der kleinen Cousine so gut bin, daß ich euch Beide gerne zu mir nähme, wenn . . . es nicht unmöglich wäre! . . . Nun, Cousinchen Blenda, wie stehts mit der Gesundheit und mit der Liebe?"

„Ich bin gesund wie ein Fisch und froh wie ein freier Vogel, denn wir haben das Versprechen, vollauf zu thun und großen Arbeitslohn zu bekommen. Und dann so . . ." Blenda nickte mit dem schönen Köpfchen, wie sie zu thun pflegte, wenn sie ihren Worten Nachdruck geben wollte.

„Und was denn weiter?"

„Ich weiß nicht recht, ob ich erzählen darf, was vorgefallen ist?"

Sie sah ihre Mutter an.

„O, etwas kannst Du wohl sagen! Cousin Patrik meint es gut und nimmt Theil an Deinem Glück . . . sprich, liebes Kind!"

„Für die Katze, ist ein Glück im Fahrwasser? — Da bin ich neugierig, es zu hören!"

„Eine alte ehrenwerthe Frau," entgegnete Blenda, „hat von uns gehört und uns selbst aufgesucht. Sie gibt mir vierteljährlich fünfzig Reichsthaler dafür — und hat mir schon die ersten gegeben — daß ich ihr an jedem Nachmittage einige Stunden laut vorlese. Und ferner — ja, das ist wirklich wahr — hat sie einen guten Freund, der Musik- und Singlehrer ist, und sie will mich bei ihm Unterricht nehmen lassen."

„Alle Wetter! Man muß gestehen, solche Glückstreffer wachsen nicht auf den Bäumen! Aber das war doch nur eine menschliche Sache — ich dachte, es wäre die Rede von einer Partie, ich

. . . Nein, seht nur, wie roth sie wird! . . . Das werden die Mädchen immer, wenn man von Liebe und Hochzeit redet."

Frau Emerentia war nahe daran, ihrem eigenen Bedürfnisse der Mittheilung nachzugeben und Patrik verstehen zu lassen, daß er sich nicht so ganz irrte, als ein unruhiger Blick von Blenda sie daran erinnerte, daß die Interessen und Geheimnisse des Grafen allzu wichtig wären, um sie preiszugeben. Dennoch wurde es ihr äußerst schwer, daß sie nicht einen Zipfel von dem Geheimnisse abheben durfte; doch sie war heldenmüthig, biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Nun, ich soll von Henrietten grüßen!" begann Patrik jetzt. „Sie ladet die Herrschaften auf Sonntag Mittag auf etwas Rares ein."

„Ach, lieber Neffe, Du siehst wohl, daß ich wenigstens in einigen Wochen die Nase noch nicht hinausstecken kann! Nur mit Noth krieche ich im Zimmer umher — das leidige kalte Fieber zehrt so an den Kräften!"

„Ja, liebe Tante, Du siehst recht schlimm aus, das ist wahr; doch ich will Dir einige Flaschen Portwein schicken, damit Du Mark in die Knochen bekommst. Inzwischen hindert Blenda ja Nichts, zu kommen — ich versichere, es ist Henriettens eigene Einladung!"

„Es ist sehr artig von ihr, daß sie auf uns herabsieht; doch, um ganz aufrichtig zu sein, so siehst Du wohl ein, daß es das Kind in Verlegenheit setzen würde!"

„Wodurch denn das?"

„O, Johann ist ja dort!"

„Mit ihm ist gewiß nicht schwer umzugehen; er setzt keinen Menschen in Verlegenheit."

„O, Du verstehst mich nicht!"

„Nein bei meiner Seele!"

„Du weißt ja doch recht gut, was Deine selige Mutter wünschte?"

„Ja, ich habe davon gehört — obgleich sie es mir nie gesagt hat — daß sie Blenda sich zur Schwiegertochter wünschte und ich kann Dir sagen, gute Tante, macht mein Cousinchen ein solches Glück, so hat sie sich nicht verschlafen!"

„Das kann wohl sein — wenn sie nun aber am Sonntage zu euch käme, so sähe es gerade so aus, als käme sie, um ihn zu treffen."

„Was thut denn das?"

„Welche Frage!"

„Die mag mir erlaubt sein. Wäre sie auch so verschämt wie, ich weiß nicht, welche Art von einer Heiligen, so wird sie doch wohl bei ihrem verheiratheten Cousin den unverheiratheten treffen können? Sie werden sich doch wohl einmal sehen müssen?"

„Wozu aber ist das nothwendig?"

„Wozu das nothwendig ist?"

„Blenda hat der seligen Regine Sophie einmal ihre Meinung gesagt; das Mädchen will noch nicht heirathen, und sie soll auch nicht in eine Lage kommen, aus der sie sich nur mit der größten Schwierigkeit herausfinden könnte."

„Hol' mich der T—, meine Damen, wenn Ihr nicht lächerlicher seid, als ich jemals von Leuten gehört habe! Den Johann auszuschlagen, ehe er selbst einmal geworben hat! Doch denke ich, Blenda kann ruhig kommen, denn erfährt er nur die Hälfte von dem, was ich jetzt gehört habe, so legt er gewiß um ihretwillen nicht zwei Strohhalme ins Kreuz, wenn er ja einmal die Gedanken auf sie geworfen hat." — Der gute Patrik war höchlich erbittert.

„Ich vertheidige die Ehre meiner Tochter bis in den Tod!" entgegnete Frau Emerentia, die ebenfalls hitzig zu werden begann. „Und mag es nun lächerlich sein oder nicht, so soll der Cousin Johann nicht nöthig haben, sie zu verschmähen — nein, niemals soll das gesagt werden, nachdem sie ihn einmal verschmäht hat!"

Jetzt mußte Blenda sich vermittelnd zwischen die beiden streitenden Parteien werfen.

„Ach, rede doch um Gottes willen nicht mehr von Johann! Ich bin ja noch ein bloßes Kind, und nur aus Blödigkeit, weil ich so viel über meinen Cousin gehört habe, besitze ich nicht den Muth, ihn zu treffen. Und Du, guter Patrik, werde Du uns nicht böse! . . . Grüße Henrietten! . . . Späterhin, wenn dies Alles vergessen ist, komme ich von Herzen gerne."

Patrik stand auf.

Er fühlte keinen Aerger mehr, fand jedoch die Frauenzimmer so über alle Maßen sonderbar, daß er seine Zeit nicht länger mit ihnen verschwenden wollte. . . . .

. . . .

„Gott sei Lob und Dank, daß er endlich mit allen Lobliedern seines Weges ging!"

Frau Emerentia äußerte diese Worte auf eine Weise, welche den großen Triumph, den sie gewonnen zu haben meinte, verkündigte.

„Aber er war unzufrieden."

„Der Graf würde wahrscheinlich noch unzufriedener sein, ja vielleicht würde er unsinnig vor Eifersucht, wenn er erführe, wie Johann dafür gearbeitet hat, Dich zu sehen . . . . Und das sollte gar Nichts auf sich haben? — Ja, meiner Seele, das hat sehr viel zu bedeuten; hier könnte es zu einem Duell kommen, ehe wir ein Wort davon wüßten!"

„Und zu einer Reise über die Grenze, Gott allein weiß, wie weit!" fügte Blenda hinzu. „Bewahre uns der Himmel!"

* *
*

Der Sonntagmittag kam.

Herr Johann Blücher trat in das Kabinet seiner schönen Schwägerin und warf sogleich einen suchenden Blick im Zimmer umher und einen noch längern auf das Besuchzimmer nebenan.

Henriette saß allein am Fenster und sah mit eifriger Aufmerksamkeit in den Reflexionsspiegel.

„Du siehst wohl nach unsern Damen?“ begann der Schwager freundlich grüßend. „Ich hatte es mir wahrhaftig nicht vorgestellt, daß sie so lange auf sich warten lassen würden.“

„Nein, bester Johann, ich sehe nicht nach ihnen, denn das wäre überflüssig, sie kommen nicht.“

„Nicht?“ fragte Johann, und seine dunkeln Augenbrauen zogen sich leicht zusammen. „Du hattest mir ja doch versprochen, sie einzuladen!“

„Und ich habe sogar noch mehr gethan, als ich versprochen habe!“ sagte Henriette verdrießlich. „Ich habe sie zuerst durch Mamsell Debora bitten lassen . . .“

„Nun?“

„Sie erhielt eine abschlägige Antwort. Dann schickte ich den Patrik hin, sie zu überreden . . . vergebens!“

„Und warum denn!“

„Warum? — Es wäre artiger, Dir die Wahrheit zu verschweigen! Doch, das kann ich nicht.“

„Um so besser!“

„Oder schlimmer — sie wollen unter keiner Bedingung Deine Bekanntschaft machen.“

„Wirklich?“

„Wirklich!“

„Was fürchten sie denn aber? Glauben sie, ich werde mich dem armen Kinde mit Gewalt aufzwingen?“

„Es sieht beinahe so aus . . . Ich meine, es sieht aus, als glaubten sie das. Inzwischen ist so viel gewiß, daß sie von uns mit allen Einladungen verschont zu bleiben wünschen, denn sie glauben, daß diese von Dir ausgehen — und darin wenigstens haben sie Recht.“

„Nun, so mögen sie denn ihren Willen haben!“ entgegnete der junge Mann, nicht in dem Tone eines leicht gereizten Lieb-

habers, sondern eines vernünftigen Mannes, der eine kindische Idee fahren läßt, welche ihn eine Zeitlang beschäftigt hat. „Laß uns nicht weiter von ihnen reden!"

Henriette triumphirte. Sie wünschte nichts Besseres, und es kostete sie gar nichts, zu vergessen, daß es zwei so unbedeutende Wesen, wie Frau von Kühlen und ihre Tochter, in der Welt gab.

* * *

Seit langer Zeit war Henriette nicht so liebenswürdig gewesen, wie an dem heutigen Tage.

Sie durfte ja Johann sehen, er dachte an keine Andere — sie konnte nicht mehr verlangen. Sie hörte auf eifersüchtig zu sein, und in dem bloßen Aufhören einer Pein liegt bisweilen mehr, als in dem Glücke.

Dieser Tag schien überdies zu einem Freudentage für sie bestimmt zu sein.

Unter Patriks Correspondenz war auch ein Brief von seinem Schwager, Henriettens einzigem Bruder, wohnhaft und verheirathet in S., und der Brief enthielt die dringendste Einladung, Patrik und Henriette möchten nebst Johann — wenn es nämlich möglich wäre, ihn zu überreden — zum Weihnachtsfeste zu ihren Verwandten kommen. Man versprach, sie recht tüchtig zu belustigen; man hätte einen angenehmen Umgangskreis, und Henriette könnte — der Bruder kannte den besten Magnet — sich auf wenigstens zehn Bälle gefaßt machen, Schlittenpartieen und kleine Feste ungerechnet.

„Um Alles in der Welt laß uns reisen! Ich habe meine Schwägerin schon so lange zu sehen gewünscht, und ich und Wilhelm haben immer sehr viel auf einander gehalten."

„Aber es ist verteufelt schwer, meine Liebe, ein paar Wochen weg zu sein! Es ist meiner Seel . . ."

„O, lieber Patrik, sei nicht unausstehlich! Die Ladendiener werden doch wohl Leinwand ausmessen können, ohne daß Du

unaufhörlich Deine Nase darüber hängst! . . . Ich bin überzeugt, daß Johann meinen Wunsch, zu reisen, billigt — ich bin ja noch nie weiter von Stockholm gekommen, als bis Upsala."

„Ja, was meinst Du? — Soll Henriette jetzt wie immer ihren Willen haben?"

Diese Frage richtete Patrik in halber Bedrängniß an seinen Bruder, oder richtiger an seinen Onkel: denn obgleich Patrik selbst sich unendlich gern belustigte, so war er dennoch des Tages am liebsten zu Hause in dem Laden.

„Gewiß soll sie das!" antwortete Herr Blücher mit einer Bestimmtheit, die Henrietten entzückte. Du wirst doch wohl nicht am Ende des alten Jahres anfangen wollen, den Herrn zu spielen?"

„O nein," fiel Patrik lachend ein, „es verlohnt sich der Mühe nicht, vor dem neuen Jahre, wenn wir zurückkommen, damit anzufangen. Dann aber, meine „Nymphe", mache Dich gefaßt, nach meiner Pfeife zu tanzen!"

Bei diesem Ausdruck, der sonst das schrecklichste Vorurtheil der jungen Frau war, beliebte sie diesmal kaum die Nase zu rümpfen, sondern sie antwortete fröhlich:

„Dagegen habe ich nichts, notabene, wenn ich mich zuvor nach einer andern Musik recht müde getanzt habe — ich gelobe Dir: Du sollst stets das Kommando führen, wenn ich mich ausruhe!"

„Ja, sie ist gut, sie! . . . Doch höre nun, kommst Du mit, Johann? da nehmen wir uns zusammen eine Kutsche."

Henriettens Herz begann mit verzweifelter Heftigkeit zu klopfen: in einer Kutsche würde Patrik ohne Zweifel den ganzen Weg schlafen. Inzwischen wagte sie kein Wort zu sagen.

„Nun, Henriette! überredest Du Deinen Herrn Schwager nicht, uns Gesellschaft zu leisten?"

„Dazu bedarf es keiner Ueberredung!" fiel Johann ein. „Was für Vergnügen habe ich als Junggeselle hier zu Hause

während des Weihnachtsfestes zu erwarten? Jetzt haben wir ja die Mutter länger, um uns mit ihrer Gegenwart zu erfreuen."

„Topp! Du kommst also mit?"

„Bestimmt!"

„Das war verteufelt schön! Nun, wir wollen tüchtig lustig sein . . . Nimm nur nicht allzu viele Schachteln mit, Henriette! Und mit diesen Worten ging Patrik, um für die übrigen Herren einen Spieltisch zu arrangiren . . . .
. . . .

„Ich weiß nicht," sagte Henriette halblaut, indem sie einen umschleierten Blick zu ihrem Schwager erhob, „ich weiß nicht, ob Paris die eigentliche Schule der Artigkeit ist; doch beinahe sieht es so aus."

„Wie so?"

„Du bist mir so oft entgegen gewesen, und jetzt räthst Du mir nicht nur zu dieser Reise, von welcher Du weißt, daß sie mir Freude machen wird, sondern Du kommst sogar selbst mit."

„Was willst Du denn, daß ich thun soll?" entgegnete Johann, indem er eine Munterkeit annahm, die doch etwas erkünstelt aussah. „Man ergreift gern im Fluge den Vorschlag einer Reise, wenn man in's Herz getroffen ist — habe ich nicht den Korb erhalten?"

„O, das hatte ich ganz vergessen!"

XXV.

Es waren drei Wochen verflossen.

Täglich hatte Blenda ihre alte Frau besucht, und zwar nicht nur des Abends, sondern auch, wegen des Musik- und Gesangunterrichts, an jedem Vormittage auf einige Stunden. Und

unsere junge Heldin machte so große Fortschritte, als man nur irgend von einer brennenden Lernbegierde und einem für die Musik so gefühlvollen Gemüthe erwarten konnte.

Doch mit dem Allem, so angenehm es auch immer war, zu spielen, zu singen, zu lesen und dann über das Gelesene zu plaudern — (die liebenswürdige Alte schien in allen Stücken, welche die Verhältnisse des Lebens betrafen, für Blenda eine natürliche Lehrerin sein zu wollen) — mit dem Allem, sagen wir, war dennoch nichts von dem Grafen zu hören; die alte Frau erwähnte seiner nicht, und jeden Abend war es nur der Wachtmeister, der auf seinem Posten stand.

Auf diese Art, während das Herz voller Sehnsucht und der Kopf voller Pläne ist, die nie zur Verwirklichung gedeihen können, ehe schon andere entstehen, wird zuletzt sogar das Glück einförmig.

Blenda sah ein, daß sie Unrecht thäte, wenn sie ferner hoffen wollte.

Sie war ja jetzt auf dem Wege, sich die angenehmen Talente zu erwerben, welche erforderlich waren zu dem Platze einer Gouvernante, falls sie es nöthig haben sollte, einen solchen zu suchen — auf dem Wege, durch eine vernünftige Lectüre sich selbst beurtheilen zu können, auf dem Wege, ein Muster von Verstand, ja sogar „Elise oder das Weib in ihrer Vollkommenheit“ zu werden (etwas Romanhaftes mußte unbedingt mit dabei sein) . . . Aber obgleich sie auf dem Wege war zu so vielem Guten, so vergoß sie doch im Stillen ihre bitteren Thränen, denn jetzt war ihr gräflicher Liebhaber härter als Leicester — gewiß hätte er niemals sich von Amy Robsart erwarten lassen — und sogar die Geduld eines Engels, ja eines Erzengels konnte bei einer solchen Prüfung brechen.

Blenda hatte es vergessen, daß sie vorher weit länger auf sein Wiedersehen hatte warten müssen.

Endlich hatte der gute Stern unserer Heldin Barmherzigkeit

mit ihr: er schickte ihr einen kleinen Strahl, der hinreichend war, sie zu überzeugen, daß sie Unrecht gehabt hatte, sich für ganz verlassen zu halten.

* * *

Es war an einem Abende, da sie gewöhnlich von ihrer guten Frau ging. Sie war an das Ende der Wittwengasse (Enkhusgränden) gekommen und wollte eben den Packmarkt (Packartorg) passiren, als Jemand, der auf ihre Ankunft zu warten schien, sich vorsichtig näherte, versteht sich, nach echter Romanmanier, mit einem weiten und dunkeln Mantel versehen, mit welchem die genannte Figur sich vollständig drapirt hatte.

„Nun, endlich ereignet sich dennoch etwas!" war Blenda im Begriff auszurufen. „Er ist's! — das ist entschieden! . . . er sieht sich um! . . . ich verstehe: er will erst den Wachtmeister mit der Laterne vorbeilassen . . . Ach, wie heftig schlägt mein Herz — einzig und allein daran könnte ich ihn schon erkennen!"

Der geheimnißvolle Wanderer schien in der That auf die Entfernung des Wachtmeisters gewartet zu haben, denn sobald dieser hinreichenden Vorsprung hatte, trat er ganz nahe und bot Blenda seinen Arm, ohne gleichwohl ein Wort zu sagen.

Ueberrumpelt und glückselig, aber dennoch erstaunt, daß der Graf sich auf diese stille Weise offenbarte, meinte sie, es wäre unpassend, ihn durch eine Weigerung oder eine Frage zu beleidigen. Sie legte also ihren Arm in den seinigen und stotterte nur:

„Wie lange, seitdem ich Sie nicht gesehen habe!"

„Himmlischer Engel; hätte ich es ahnen können, daß Ihr Herz endlich von meinem Schmerze gerührt worden wäre, so hätten Sie mich schon längst zu Ihren Füßen gesehen! Aber ich war himmelweit entfernt von dem seligen Traume eines so unerwarteten Glückes. Dennoch konnte ich meine Sehnsucht nicht

länger zügeln. Ueberall habe ich Ihre Spur gesucht, und erst heute Abend ist es mir gelungen, Sie zu finden."

Anfangs war Blenda vor Schrecken erstaunt, nun aber stieß sie mit Abscheu und Schrecken den Mann von sich hinweg, dessen Arm sie freiwillig angenommen hatte.

„Verlassen Sie mich, Herr Kammerjunker, verlassen Sie mich, augenblicklich! Es ist sehr schlecht, einem armen Mädchen nachzuspioniren . . . Sehen Sie überdies nicht, daß ich einen Schutz habe?"

„Aber, meine kleine Göttliche, warum wollen Sie denn jetzt so vielen Lärm machen, nachdem ich eine so entzückende Probe Ihrer wirklichen Gesinnung erhalten habe?"

„O mein Gott, wie schrecklich schamlos und einfältig Sie sind!"

„Wie?"

„Doch Sie stellen sich nur, als glaubten Sie, ich hätte Sie erkannt. Sie sind ein verabscheuungswürdiger Mensch, Herr Kammerjunker!"

„Ja, ja, ich gehe darauf ein, Alles zu sein, was Ihnen beliebt, wenn Sie nur noch ein wenig gerechter sein wollen. Können Sie den Arm des einen Anbeters nehmen, so mögen Sie sich nicht wundern, wenn der andere sich auch diese Hoffnung macht."

„Wachtmeister!" rief Blenda mit halberstickter Stimme, „leuchten Sie doch diesem Herrn ins Gesicht, damit wir sehen können, wie ein recht niedriger Mensch aussieht! . . . O, hätte ich nur Kräfte, wie ich Muth habe! — denn wissen Sie, ich fürchte mich gar nicht vor Ihnen . . ."

Sie schwieg außer Athem, denn eine Fluth weiblicher Thränen war nahe, dem Muthe, welchen die Entrüstung hervorgerufen hatte, ein Ende zu machen.

Jetzt aber kam nicht allein der Wachtmeister zurück, sondern auch andere Schritte nahten — und es wird wohl Niemand

bezweifeln, daß unsere Romanheldin die Freude hatte, von ihrem eigenen Helden befreit zu werden.

Als diese Person so ganz unvermuthet auf die Scene trat, wich unser Kammerjunker, welcher kein Freund von Unordnungen und unpassenden Auftritten war, sogleich ein paar Schritte auf die Seite, um sich entfernen zu können, ohne sein Incognito aufzugeben.

Aber Blenda's Ritter ergriff ihn mit kräftiger Hand beim Arme, führte ihn einige Schritte auf die Seite und sagte mit erregter Stimme:

„Nehmen Sie sich in Acht, diese junge Dame noch einmal zu verfolgen, wenn Sie einigen Werth auf Ihr Aeußeres setzen; denn ich gelobe Ihnen heilig: treffe ich Sie noch einmal bei solcher Absicht, so werde ich Sie so stempeln, daß kein Mensch Sie wieder erkennen soll!"

„Aha," entgegnete der Kammerjunker, welcher ebenso unbekannt sein wollte, als derjenige war, welcher ihn so kühn anredete. „Sie nehmen den Ton eines glücklichen Liebhabers an! Also auf Sie wartete die Kleine, als sie im Irrthum meinen Arm nahm! Ich wußte es recht gut, daß die kleine Zaubrerin keine . . ."

„Halt, mein Herr! Fräulein von Kühlen ist meine Cousine — und nun hoffe ich, Sie werden einsehen, daß ich ein Recht habe, sie zu beschützen!"

„Ohne Widerrede! Vor solchen Gerechtsamen ziehe ich mich zurück und füge nur den gutgemeinten Wunsch hinzu, daß die Cousinage Sie eben so leicht von allen Nebenbuhlern befreien möge, welche Sie möglicher Weise haben und in Zukunft ganz gewiß erhalten!"

„Verdammter Wetterhahn!"

Diese Worte murmelte in zornigem Tone Derjenige vor sich hin, welcher gemäß Blenda's eigener Erlaubniß sich noch einmal

für ihren Cousin ausgegeben hatte, indem er zurückeilte zu dem jungen Mädchen, das unbeweglich dastand und wartete.

„Ach, wie glücklich, wie sehr zur rechten Zeit kamen Sie an!“ rief sie aus mit einer Stimme, welche das ganze frohe Entzücken, das sie empfand, vollkommen verrieth.

Und ohne alle Ceremonie ergriff sie diesmal den richtigen Arm. Sie begannen vorwärts zu gehen.

„Ja, in der That glücklich!“ entgegnete der Graf. „Aber, mein Gott, wie zittern Sie!“

„Jetzt, ja ... Aber hörten Sie nicht, mein Cousin, daß ich tapfer war?“

„Ich folgte Ihnen wirklich in nicht weiterer Entfernung, als daß ich in der That einige Worte auffing.“

„Gefielen Ihnen denn diese?“

„Gewiß — doch weiß ich wohl, was mir noch besser gefallen haben würde.“

„Was denn?“

„Sie möchten es aber übel nehmen!“

„Ganz gewiß nicht!“

„Ist das auch gewiß?“

„Sagen Sie, was Ihnen beliebt!

„Wohl! Ich würde es lieber gesehen haben, wenn Sie ein wenig vorsichtig gewesen wären, mein Cousinchen! Als Sie den Arm dieses Mannes annahmen, konnte er nicht gut etwas Anderes glauben, als daß Sie ihn erkannt hätten.“

„Aber ich glaubte, ja ... ich dachte ... begreifen Sie denn nicht, was ich dachte, Cousin Jean?“ fragte sie etwas verdrießlich.

„Ja, sehr gut!“

„Nun?“

„Aber wie konnten Sie sich vorstellen, daß ich einen solchen Mangel an Zartgefühl zeigen, oder richtiger, die Kühnheit haben würde, mich stillschweigend zu präsentiren?“

„O!“

„Ueberdies bin ich nicht eitel genug, um zu vermuthen, daß die Sympathie das Tageslicht ersetzt haben würde, und das Geschehene bewies ja auch, daß ich sehr streng gestraft worden wäre, wenn ich es gewagt hätte, mich auf eine solche Eitelkeit zu verlassen.“

Dieses Letzte sagte er in einem Tone, der offenbar den tiefen Verdruß des eifersüchtigen Liebhabers darüber verrieth, daß er, wenn auch nur für einige Sekunden, mit einem Andern verwechselt worden war.

Die Sprache war für Blenda verständlich, konnte ihr jedoch den Schmerz nicht ersetzen, daß sie sich die Unzufriedenheit ihres Beschützers zugezogen hatte — und dennoch machte diese Unzufriedenheit sie glücklich.

Sie schwieg also.

„Meine Aufrichtigkeit hat sie beleidigt — wußte ich das nicht vorher!“

„Nein, nein, aber es thut mir leid, daß Sie Ursache haben, mich zu tadeln. Ich hätte gar nicht an .... an meinen Cousin Jean denken sollen.“

„Das mache ich Ihnen keineswegs zum Vorwurf,“ entgegnete er in fröhlichem Tone; „nur das Eine, daß ....“

„Daß?“

„Daß Sie ihn nicht besser erkannten!“

„Und dennoch, glauben Sie mir, war dies gewissermaßen zu entschuldigen.“

Der Liebhaber beschränkte seine Antwort auf ein zweifelndes, etwas gedehntes „Hm!“

„Hören Sie mich an! In demselben Augenblicke, da ich zufällig zu mir selbst sagte: ich entsinne mich, daß Cousin Jean sagte: erst nach einigen Wochen können wir einander wiedersehen; nun, diese Wochen sind jetzt verflossen, und er

kann also übermorgen kommen, ja vielleicht schon morgen, oder vielleicht sogar heute Ab... Ich weiß nicht, was ich noch mehr gedacht haben könnte, denn eben da wurde ich unterbrochen und erblickte gleichsam eine lebendige Antwort auf meine Vermuthung in der Gestalt eines artig dargebotenen Armes ... Halten Sie es jetzt noch für so unverzeihlich, wenn ich in der Verwirrung nicht bedachte, daß man auch in dem Arme eines Cousin fehlgreifen kann?"

„Nein, nein, nach einer solchen Vertheidigung nehme ich meine Anklage zurück."

„Nun, das war doch schön ... Doch lassen Sie hören. was sie weiter zu sagen haben!"

„Ich sage: Um ferneren Fehlgriffen zuvorzukommen, werde ich mich künftig — wenn nämlich meine liebenswürdige Cousine es erlaubt — nicht in der Ferne halten, sondern mir die Freiheit nehmen, sie persönlich nach Hause zu begleiten."

„Ist das wahr?"

„Könnte es wohl etwas Anderes sein? Dieses Ereigniß kommt mir in der That allzu unangenehm vor, um noch einmal vorfallen zu dürfen!"

„Wissen Sie aber, Cousin Jean, was ich aus Ihren Worten schließen könnte?"

„Nein, was?"

„Daß Sie mir schon an mehreren Abenden gefolgt sind. Ist dem so? Antworten Sie aufrichtig!"

„Ich gestehe, daß ich es bisweilen gethan habe; denn ich fürchtete immer, daß Ihnen ein kleines Abenteuer begegnen könnte."

„Und obgleich Sie so nahe waren, kamen Sie dennoch nicht zu mir, um zu plaudern — warum thaten Sie das nicht?"

„Weil ich nicht gerne andern Leuten Anlaß zum Plaudern geben möchte."

„Wird man das denn jetzt nicht thun?" fragte Blenda mit

einem so starken Erröthen, daß selbst die Dunkelheit des Decemberabends dasselbe nicht verbergen konnte.

Cousin Jean gab jetzt, wie schon bisweilen vorher, eine ausweichende Antwort.

„Ich muß mit der Frau Gyllenhake reden, daß nach dem Weihnachtsfeste die Stunden so verändert werden, daß Sie während des Winters nur am Vormittage zu ihr kommen."

„Doch bis Weihnachten?" wendete Blenda ein. „Wir haben noch fünf Tage bis dahin . . ."

„An diesen wenigen Abenden wird, wie gesagt, Ihr Cousin die Ehre haben, Ihnen aufzuwarten. Ein Verwandter muß wohl das Recht haben, der Beschützer zu sein, ohne daß man dagegen etwas einzuwenden haben wird . . . Apropos, haben Sie Ihren Verwandten, den Hutstaffirer schon gesehen?"

„Nein, aber es ist mir sehr schwer gewesen, ihm auszuweichen."

„Und warum ihm denn ausweichen?"

„Warum? — das fragen Sie?"

„Ach ja, ich möchte gerne die Ursache wissen, wenn es Sie nicht genirt."

„Habe ich Ihnen das nicht gesagt?" entgegnete sie mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Mißfallens . . . „Ueberdies kann ich ihn nicht ausstehen, denn um seinetwillen habe ich den schmerzvollsten Gedanken gehabt, der mich jemals betrübt hat, den Gedanken, daß meine Tante, die ich so von Herzen liebte, aufgehört hatte, mich zu lieben, da sie von hinnen ging . . . . Und endlich einen letzten Grund: Cousin Johann liebte sie ebenfalls, er kannte ihren lebhaftesten Wunsch und könnte ihn daher erfüllen wollen."

„Dennoch meine ich, die Billigkeit gegen ihn und Sie selbst gebiete Ihnen, die Bekanntschaft nicht zu vermeiden. Da Sie ihn nicht gesehen haben, so wissen Sie ja nicht, welche Gefühle er Ihnen einflößen kann."

„Nimmermehr!" rief Blenda heftig aus, verletzt durch den

sonderbaren Scherz oder die Prüfung des Grafen ... sie wußte nicht recht, wie sie seine Aeußerung klassificiren sollte — „nimmermehr kann es etwas Anderes sein, als Gleichgültigkeit ... Uebrigens," fuhr sie noch eben so aufgeregt fort, „denke ich mich mit keinem Bürger zu verheirathen!"

Bei der Betonung, die sie auf das Wort „Bürger" legte, sah Cousin Jean schnell auf.

„Cousine Blenda hat also noch ihre kleinen romantischen Ideen — und ich glaubte, sie wären schon in die Flucht getrieben!"

„Liegt denn etwas Romantisches darin, daß ich keinen Bürger lieben kann?"

„Sind Sie denn ganz sicher, daß Sie das nicht können, oder richtiger: sind Sie ganz sicher, daß der Instinkt Sie bestimmt aufklären wird, wenn Ihre Wahl zufällig auf einen solchen fällt?"

„Zufällig? — Glauben Sie denn, ich könnte zufällig mich für Jemanden interessiren, ohne zu wissen, wer er ist?"

„Ei, ei, mein Fräulein, Sie setzen mich in das höchste Erstaunen!"

„Wie so?"

„Ich hoffte, Sie würden sich wenigstens mit einem Gefühle des Wohlwollens an den Freund erinnern, den Sie sich in Wenersborg erworben; und nun belieben Sie zu versichern, daß Sie nicht die allergeringste Rücksicht auf mich nehmen!"

„Auf Sie?"

„Ja, auf mich!"

„Kenne ich Sie denn nicht?" sagte Blenda mit einem herzlichen Gelächter.

„Nicht, so viel mir bewußt ist!"

„So ist es aber dennoch! Sie glauben Ihr Incognito so vortrefflich bewahrt zu haben, und wissen Sie was? Ehe ich ein Wort mit Ihnen in Wenersborg geredet hatte, wußte ich, wer Sie waren."

„Wirklich?“

„Ja wohl!“

„Dennoch nehme ich mir die Freiheit, an der Richtigkeit Ihrer Kenntniß zu zweifeln . . . Doch befriedigen Sie meine Neugierde und sagen Sie mir, für wen Sie mich halten — es ist ganz nothwendig für mich, dieses zu wissen!“

„Entschuldigen Sie, mein Herr Cousin, das ist nicht im Mindesten nothwendig, und ich denke Ihre Neugierde nicht mehr zu befriedigen, als Sie während der ganzen Zeit für nothwendig erachtet haben, die meinige zu befriedigen. Sie sind für mich Cousin Jean, ich für Sie Cousine Blenda, und damit ist die Sache abgemacht!“

„Bis wir einig werden, eine neue Abmachung vorzunehmen — nicht wahr?“

„Sehr wahr!“

„Und inzwischen versprechen Sie mir ja, meiner Versicherung zu glauben, die ich Ihnen auf meine Ehre gebe: Sie können bestimmt nicht den Namen desjenigen, dem Sie durch die Kenntniß seiner Handlungen erlaubt haben, Ihre Gunst sich zu erwerben!“

„Was sagen Sie, Cousin? Meine Gunst? Nein, dazu habe ich Ihnen gewiß keine Erlaubniß gegeben!“

„Ich habe mich versprochen — Ihre Freundschaft wollte ich sagen. Und Sie werden in mir stets einen ehrfurchtsvollen Freund finden. Glauben Sie mir, es macht mich so glücklich, daß ich Sie beschützen und Ihnen nützlich sein kann, daß ich dieses Glück nicht auf das Spiel setzen möchte, um ein anderes Glück zu gewinnen, dessen ich nicht vollkommen gewiß wäre!“

„Wir sind zu Hause!“ bemerkte Blenda, indem sie, jetzt ganz beruhigt, ihren Arm aus dem seinigen zog. „Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, mein Cousin, und ich danke Ihnen zugleich für Ihre Sorgfalt.“

„Morgen!“ sagte der junge Mann mit einer Verbeugung,

ohne jedoch nur die Vertraulichkeit zu zeigen, daß er seine Hand hinreichte.

„Morgen!"

Sie trennten sich.

* * *

„Ach, wie herrlich, daß ich ihm sagen konnte, ich wüßte, wer er wäre — das kam recht glücklich und ungezwungen heraus. Und nun mag er glauben, was er will . . . O, mein Herr Graf, es war auch allzu kühn, sich einzubilden, ich würde mich für einen Menschen interessiren, dessen Namen und Titel ich nicht wüßte! Nein, eine solche Romanheldin bin ich gewiß nicht, daß nur Handlungen mich befriedigen . . . Laß uns aber dennoch sehen, welche sind denn diese Handlungen?"

Und indem Blenda dem Wachtmeister und der Laterne die ziemlich langen Treppen zu ihrer Wohnung hinauf folgte, summirte sie in aller Eile das Conto ihres Ritters.

„Erstlich verliebte er sich in mich — das war eine unfreiwillige Handlung und verdient daher gar keiner Erwähnung.

„Demnächst verstand er eine passende Gelegenheit zu finden, um mich zu interessiren — das war eine Handlung, die der Instinkt ihn lehrte. Also ist sie ebenfalls nicht viel werth. Dennoch bin ich ihm dafür dankbar, denn ohne dieselbe wäre dieser ganze kleine Roman gar nicht vorhanden . . . Erwägen wir aber nun die verdienstlichen Handlungen!

„Erstlich gab er mir gute und kluge Rathschläge, anstatt mir wie die Uebrigen Dummheiten und Schmeicheleien vorzuschwatzen.

„Zweitens schaffte er mir solche Bücher, welche auf eine zarte Weise zeigten, daß er meiner ärgsten Unwissenheit abzuhelfen wünsche.

„Drittens: empfahl er mich dem Schutze des Kapitäns, ohne welchen ich sehr übel daran gewesen sein würde.

„Viertens: — sehr lobenswerth — eilte er beim Wiedersehen, sich selbst in den Schatten zu stellen, weil er zu jung war, um uns in unserer Armuth offen nützen zu können, und sandte mir statt seiner diese alte vortreffliche und achtungswürdige Frau, die Alles thut, was in ihren Kräften steht, um aus mir ein gutes und verständiges Mädchen zu machen.

„Fünftens: schaffte er mir Unterricht, ohne daß ich zu ahnen brauche, wem ich dafür zu danken habe.

„Sechstens: zeigt er sich niemals — sehr langweilig, aber sehr klug — um mich nicht ins Gerede zu bringen.

„Und endlich und letztlich folgt er mir dennoch in der Ferne, damit er bei der Hand ist, wenn, wie heute Abend, irgend Etwas vorfallen könnte."

Hier wäre Blenda beinahe unter ihren eifrigen Beweisen auf der Schwelle ihrer eigenen Wohnung umgefallen.

„Es ist genug!" sagte sie. „Sieben gute Handlungen berechtigen ihn wirklich dazu, als ein ausgezeichnet ehrenhafter Mann angesehen zu werden. Aber er hat Unrecht in dem Glauben, daß sie schon hinreichend gewesen wären, ihm den Ton, welchen er angenommen hat, zu gestatten, wenn er mir nicht vorher schon vollkommen bekannt gewesen wäre."

Vollkommen zufrieden mit dem erhaltenen Resultate eilte sie jetzt hinein.

XXVI.

Zwei Tage vor dem Weihnachtsabende wanderte ein eleganter junger Mann die Ritterstraße entlang.

Diese Wanderung war gleichwohl eine sehr langsame, denn in jedem Hause hatte er nach Jemanden zu fragen. An einem

Orte suchte er einen Schuhmacher, an dem andern einen Maler, an dem dritten war er überzeugt, den Tischler gefunden zu haben, mit welchem er zu reden hatte. Doch ohne finden zu können, was er suchte, hatte er bald jede Wohnung durchstöbert und fast alle Thüren an der ganzen Straße geöffnet.

„Daß ich auch die Hausnummer nicht weiß!" murmelte er in jeder Minute. „Und daß ich nicht gerade herausfragen kann! Doch Geduld! Es könnte ein neuer Drache auf der Lauer liegen und aufgescheucht werden — man muß überrumpeln, damit man nicht abgewiesen wird!"

„Das Haus, in welchem Frau von Kühlen wohnte, lag dem Ende der Straße nahe, und da jetzt die Reihe an diesem Hause war, so richtete auch der junge Herr seine Schritte dahin. Und als er angekommen war, begann er seine Nachforschungen im Erdgeschoß.

„Um Entschuldigung — ich hoffe hier nicht wieder unrecht zu gehen! Man hat mir gesagt, daß der Drechsler Runström hier wohnt."

„Nein, hier wohnt er nicht!"

„Vielleicht eine Treppe hoch?"

„Dort wohnt ein Kaufmann."

„O, also zwei Treppen hoch? Ich wußte ja, daß er hier war!"

„Da wohnt auch kein Drechsler."

„Ist das auch ganz gewiß?"

„Das muß ich wohl wissen, ich, da ich beim Höker oft waschen und scheuern helfe!"

„Nun, so mache ich mir denn wohl die Mühe, drei Treppen hinauf zu steigen."

„Das mögen Sie gerne thun, da Sie eigensinnig sind — übrigens wohnen dort nur zwei Wittwen, jede in ihrer kleinen Wohnung."

„Aha, ein paar Wittwen!“ dachte der Fremde, und sein Gesicht erheiterte sich.

„Sobald die Thüre zugemacht war, stieg er so schnell, als fürchtete er, in jeder Sekunde angehalten zu werden, die drei Treppen hinauf.

„Da es mir bei so vielen Wittwen mißlungen ist, werde ich doch wohl endlich die rechte gefunden haben!“

Er klopfte an.

* * *

Innerhalb der verschlossenen Thür saß Frau Emerentia und betrachtete mit mütterlichem Kummer ihre Tochter, auf deren Wange eine fieberhafte Röthe brannte, obgleich sie auf war und sich mit einigen Kleinigkeiten beschäftigte.

„Du sollst nicht länger eigensinnig sein, liebes Kind!“ sagte Frau Emerentia.

„Ach, Mutter!“

„Anstatt zu der guten alten Frau Gyllenhake zu gehen, sollst Du mich zum Doctor schicken lassen!“

„Aber,“ entgegnete Blenda mit ihrer bisweilen über sie kommenden Ungeduld, das ist ja füchterlich: wegen dieses Fiebers, das doch eine bloße Kleinigkeit ist, habe ich in drei Tagen nicht hinkommen können!“

„Gewiß ist das nicht gut, Du Kleine; doch Du mußt Dich gedulden!“

Blenda schwieg — sie besah sich im Spiegel.

„Ich glaube, es war nicht allein der Schrecken an jenem Abende und die darauf folgende Freude, was auf Deine Nerven eingewirkt hat, sondern Du hast Dich in Deinem dünnen Mantel ernsthaft erkältet.“

„O nein, Mutter!“

„Ja, sage ich! Und nun siehst Du die Folge Deines Eigensinns, daß Du das Geld für die Haushaltung anwenden wolltest,

was ganz unnöthig war, da Patrik so gütig ist für die Miethe zu sorgen."

„Im Gegentheil, liebe Mutter, war es nothwendig, daß wir Etwas zu essen bekamen . . . gestehe nur, daß es nothwendig war, und daß Du ohne Vergleich besser geworden ist, seitdem wir bessere Speise haben!"

„Arme Kleine! immer bist Du um mich bekümmert!"

„Nicht immer!" entgegnete Blenda erröthend. „Jetzt zum Beispiel bin ich nur um mich selbst bekümmert."

„Nun, nun, das ist billig!"

„Ach, was wird er sagen, was denken, was hat er nicht Grund zu denken, da ich nicht komme, obgleich er sich selbst antrug, mich nach Hause zu begleiten? Kann er dies nicht für ein unwürdiges Mißtrauen von meiner Seite halten?"

„Nein, liebes Kind, das ist nicht möglich — wir wollen überdies hinschicken."

„Besser wäre es gewesen, wenn wir es schon gestern gethan hätten — das hätte die bloße Höflichkeit schon gefordert!"

„Nun, sagte ich das nicht? Doch in der Hoffnung, daß Du besser werden und vielleicht selbst gehen könntest, verschobst Du es von Stunde zu Stunde, bis es zu spät war."

„Ja, ja, ich war eine Närrin . . . Doch heute bin ich viel, viel besser, und ich versichere Dich, wenn ich nur ausgehen darf, so wird die frische Luft mich vollkommen gesund machen!"

Frau Emerentia schüttelte ungläubig den Kopf.

„St! . . ." entgegnete Blenda zusammenfahrend . . . „st! — es klingelt! Ach, sollte er unruhig geworden sein! . . . Kann er es vielleicht selbst sein?"

Und mit noch stärkerer Fiebergluth auf ihren Wangen neigte sich Blenda herab auf die eine Sophaecke, nachdem sie gleichwohl zuvor durch einen Blick um sich her sich überzeugt hatte, daß das Zimmer untadelig, ja sogar zierlich war; denn es waren schon reine Gardinen zu Weihnachten aufgesetzt.

Frau Emerentia war immer die Ordnung selber; heute aber hatte sie — unter dem Einflusse einer geheimen Hoffnung, welche genau mit der eben von Blenda geäußerten übereinstimmte — Wunder mit ihrem einzigen Stübchen verrichtet.

Es wäre vergebliche Mühe, Blenda's Gefühle schildern zu wollen, als sie Männerschritte im Vorzimmer hörte.

Gleich darauf erschien die Aufwärterin, welche jeden Morgen kam und noch dort war, und meldete den Damen, daß ein Herr, der sich für einen Bekannten ausgäbe, um die Ehre anhielte, sie besuchen zu dürfen.

„Ist er jung? sieht er vornehm aus?" fragte Frau Emerentia leise.

„Hat er eine braune Gesichtsfarbe? Ist er schön?" flüsterte Blenda.

„Ja, jung, schön und fein" — erklärte die Aufwärterin — „ein recht chamarirter Herr!"

„Sage ihm, er möchte die Güte haben einzutreten — ich weiß, wer er ist!" sagte die gnädige Frau, indem sie sich zitternd erhob, um vor ihrem künftigen Schwiegersohn die Honneurs zu machen.

„Bei Allem, was heilig ist, Du Kleine!" rief sie aus, sobald die Aufwärterin die Thür zugemacht hatte, „komm zu Dir selbst und zeige Dich in dieser großen und feierlichen Stunde Deines Lebens, wie es einem Weibe geziemt, das im Begriff ist, ihre Schicksale mit einem Manne von eben so hoher Geburt, als hoher Gesinnung zu vereinigen! Ohne Zweifel denkt er sich jetzt zu erklären — dem Himmel sei Dank, daß eine Ahnung mich gleichsam zwang, mein neues Bombassinkleid anzuziehen!"

Weiter kam man nicht, denn jetzt öffnete die Aufwärterin mit großer Ceremonie die Thür.

Und dort stand wirklich ein junger Mann mit geschmeidigen Formen, beweglichen Zügen und Augen voll von starkem und lebhaftem Feuer, daß sie im buchstäblichsten Sinne des Wortes

unser junges Fräulein verbrennen zu wollen schienen; und sie war vielleicht noch nie in ihrem Leben schöner gewesen, als in diesem Augenblicke, da sie, unvermögend die Augen zu erheben, in verschämter Verwirrung der ersten Worte des Geliebten harrte.

„Herr Gott, was ist das!" rief Frau Emerentia mit großer und keineswegs gedämpfter Bestürzung aus. „Das ist ja — ja — wahrhaftig, das ist der Herr Baron T—swärd vom Dampfschiffe!"

„Von Oestergötland, wenn Ihre Gnaden erlauben — das klingt vielleicht bestimmter! . . . Ja, ich bin wirklich derjenige, der im verwichenen Sommer etwas sonderbar gezwungen wurde, unsere angenehme Bekanntschaft abzubrechen, der aber jetzt — nachdem ich vor einigen Tagen nach Stockholm zurückgekehrt bin, — die Herrschaften mit großer Mühe aufgesucht hat, um von Herzen meine geringen Dienste anzubieten, falls dieselben nothwendig sein sollten."

Bei der Stimme des Barons hatten die Unruhe und die getäuschte Erwartung vereint einen Lilienschimmer über Blenda's purpurheißes Antlitz geworfen.

Stumm erhob sie sich.

Was wollte dieser Mann? Ach, Blenda hatte nicht länger ihre gute Tante, an welche sie sich halten konnte.

Inzwischen war der Gruß, mit welchem sie die eben so ungezwungene als artige Verbeugung des Barons erwiederte, so eiskalt, daß er nur mit ihrem eben so kalten Blick verglichen werden konnte.

Mit Erstaunen sah der Baron diese Veränderung an — es war offenbar, daß sie einen Andern erwartet hatte — mit Erstaunen sah er das fröhliche, ungekünstelte, schwatzhafte kleine Fräulein des Dampfschiffes in eine Bildsäule verwandelt, aber in eine so bewunderungswürdige Bildsäule, daß ihre ehemaligen Reize ihm als nichts erschienen in Vergleich mit den Reizen in diesem todten Leben.

Frau Emerentia mit ihren eingeübten patriarchalischen Sitten, konnte sich trotz ihrer Verlegenheit unmöglich eine so große Ungastfreundlichkeit zu Schulden kommen lassen, daß sie den Baron nicht zum Sitzen nöthigte.

Sie that dies also, aber mit einem Tone, der äußerst gezwungen klang, und eilte auch, diese Worte zu äußern, welche den Gast überzeugen sollten, wie überflüssig sein Besuch war:

„Gott sei gelobt, Herr Baron, daß wir jetzt keine fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen brauchen — und wenn ich mich recht entsinne, so stand etwas dergleichen in der Antwort, die meine selige Schwester auf das Billetchen schickte, welches Sie mir geschrieben."

„Ganz richtig! Hätte mich aber nicht die Nachricht von der unerwarteten Krankheit meines Vaters gleich darauf nach Hause gerufen, so würde ich ganz gewiß das Vergnügen gehabt haben, bei der ehrenwerthen alten Frau persönlich einen Besuch abzustatten; denn ihre Ausdrucksweise — wenn auch darin ein völlig ungegründeter Verdacht lag — zeugte von so viel Ehre und Charakter, daß ich entzückt gewesen wäre, wenn ich mich mündlich hätte vertheidigen können . . . Doch, höre ich recht? Ist diese gute Verwandte nicht mehr?"

„Ach nein, Herr Baron, sie ist von uns gegangen, die vortreffliche Freundin; hat uns jedoch, wie ich eben sagte, nicht ganz unserm Schicksale überlassen."

„Um so besser!"

„Und mein Neffe Patrik, der Leinenkramhändler, ein reicher und angesehener Mann hier in Stockholm, ist uns jetzt in Allem nützlich, also unsere rechte Hand."

„Das ist natürlich — und da er die Pflichten, welche er als Verwandter hat, so vollkommen erfüllt, so will ich auch nicht vermessen genug sein, mit ihm wetteifern zu wollen. Ich wußte das aber nicht . . ."

„Das ist leicht zu verstehen!"

„Ich habe im Gegentheil gehört“ — während der Baron redete, war sein Blick oft mit einem forschenden Ausdruck auf Blenda geheftet — „die Herrschaften hätten ihren Schutz verloren, sie wären aus ihrer vorigen Wohnung ausgezogen, und die gnädige Frau hätten in einem hartnäckigen Fieber krank gelegen; und bei dem Allem war mein einziger Gedanke, ich könnte mit Berufung auf unsere frühere freundliche Bekanntschaft es wagen, mich zu erkundigen, was ich vielleicht ausrichten könnte.“

Diese Erklärung wurde so einfach und aufrichtig abgegeben, daß die weichherzige Frau Emerentia wie gewöhnlich sehr gerührt und eingenommen wurde.

„Der Himmel sei gelobt,“ dachte sie, „die Menschen sind immer besser, als man von ihnen denkt! Meine Schwester — Gott erfreue sie! — war in ihren Urtheilen allzu strenge.“

„Wenn man selbst einen großen Verlust erlitten hat,“ fuhr der junge Baron fort, „so hat man ein doppeltes Mitgefühl, wenn Andere Verluste erleiden. Seitdem wir uns nicht gesehen haben, meine beste Frau von Kühlen, habe ich meinen Vater verloren und stehe jetzt ganz allein in der Welt!“

„Wie?“ fiel Blenda ein, welche, gewonnen von dem Feingefühle des Grafen, sie nicht direct anzureden, jetzt ihre Theilnahme nicht zurückzuhalten vermochte.

„Dank für diesen Ausdruck der Theilnahme, mein Fräulein! Gleich nach meiner Ankunft in der Heimath starb mein Vater, und der Besitz eines bedeutenden Fidei-Commisses ersetzt mir nicht meinen Verlust, denn er war ein exemplarischer Vater. Jetzt sind indessen seit der Zeit vier Monate verflossen, und ich bin nach Stockholm zurückgekommen, um mich zu zerstreuen.“

„Doch Ihre Mutter, Herr Baron?“

„Ach, bestes Fräulein, wäre ich wohl einsam, wenn ich eine Mutter hätte? Ich habe mich ihrer Liebkosungen nie erfreuen dürfen, denn sie starb früh.“

In diesem Augenblick klingelte es von Neuem.

* * *

Ein Zittern durchflog die Mutter und die Tochter. Ihre Gemüthsbewegung war groß genug, um ihrem Gaste nicht zu entgehen; er bekam immer mehr Stoff zur Verwunderung.

Diesmal ließ jedoch die Aufwärterin nur ein kleines Dienstmädchen ein.

Es war die kleine Dienerin der Frau Gyllenhake, welche sich nach der Ursache erkundigen wollte, warum Blenda ausgeblieben war.

„Die Ursache, mein Kind,“ beeilte sich Frau Emerentia, durch ihre Antwort Blenda zuvorzukommen, „ist die, daß meine Tochter vorgestern und gestern krank gewesen ist, und sich noch heute so matt fühlt, daß ich es nicht wage, sie ausgehen zu lassen.“

„Mein Gott, ist das Fräulein unpäßlich?“ rief der Baron aus, indem er sich augenblicklich erhob. „Verzeihen Sie — ich bin verzweifelt, daß ich Sie durch meinen Besuch genirt habe!“

Er griff nach seinem Hut, blieb aber dennoch stehen; denn er merkte, daß Niemand seine Artigkeit gehört hatte.

„Mutter, laß mich gehen — ich bin nicht länger krank!“ flüsterte Blenda mit brennender Unruhe, da die Mutter sich zu ihr herabbückte.

„Unmöglich, Kind, ganz unmöglich!“ erwiederte die gute Frau, welche auch meinte, sie flüsterte. „Eine kleine Unruhe schadet ihm nicht — Dir aber würde die Abendluft schaden.“

Und mit einer Entschuldigung an Frau Gyllenhake wurde die kleine Dienerin abgefertigt.

Kaum im Stande, die Thränen zurückzuhalten, verbarg Blenda ihren Kopf in der Hand.

Noch stand der Baron da.

Er hatte Alles gehört.

Seine Aktien, die vor einem Augenblicke im Steigen gewesen waren, sanken jetzt schnell, und leider nicht auf eine völlig unerklärliche Weise — im Gegentheil.

Frau Emerentia kam mit einer Erklärung über Blenda's Vorleseamt bei Frau Gyllenhake hervorgestottert.

Blenda sah ihn nicht einmal.

Doch gerade diese Kälte machte es tausend Mal erwünschter, von ihr gesehen zu werden. Es konnte fast als unbezweifelt gelten, daß es einen begünstigten Nebenbuhler gab, und das kleine Abenteuer, welches er einzig und allein zu seiner Zerstreuung angefangen hatte — denn bis jetzt hatte er noch kein anderes Gefühl, als sich das reizende Vergnügen zu verschaffen, in der Gesellschaft dieses kleinen anmuthigen Zwischendinges zwischen einer ausgebildeten Kokette und eines Kindes zu sein, ja eines so unschuldigen Kindes, daß es nicht einmal zu begreifen schien, was Koketterie eigentlich war — dieses Abenteuer erhielt plötzlich eine andere Farbe, als einige Funken von Eifersucht sich mit hinein mischten.

Auf dem Dampfschiffe war der Baron auf keinen Menschen eifersüchtig gewesen; er hatte so zu sagen in Kampagnie der andern jungen Herren die Cour gemacht.

Aber nach der Trennung verschwand zu seinem Erstaunen Blenda's entzückendes Bild nicht aus seiner Seele: bei der Vergleichung mit vielen andern, behielt es fortwährend den ersten Raum, und die Reise mit dem Dampfschiffe kam hundert Mal in seine Gedanken zurück und hatte stets den Verdruß, von Frau Thorman abgewiesen zu sein, im Schlepptau — ein Verdruß, der ganz gewiß fernere Früchte getragen haben würde, wenn er nicht gezwungen gewesen wäre, plötzlich abzureisen.

Bei dem Wiedersehen — und dieses Wiedersehen schwebte ihm auf der ganzen Rückreise nach Stockholm vor — war Blenda um ein halbes Jahr älter geworden. Mit ihren Formen, ihrem Antlitz, ihrem ganzen Wesen war eine, wie es ihm schien, unbeschreibliche Verschönerung vorgegangen, welche ihre jetzige Gleichgültigkeit noch pikanter machte. Endlich kam noch die Eifersucht oder wenigstens der Neid mit hinzu — und so hatte man alle

Ingredienzien zu einer förmlichen kleinen Leidenschaft von der Art, welche die Umstände entwickeln oder ersticken, je nachdem sie dieselbe begünstigen oder ihr entgegen arbeiten . . . .

„Ich bin Ihnen vielleicht jetzt nur zur Beschwerde,“ äußerte der junge Baron mit einem verstohlenen Blick auf den Sopha, doch hoffe ich, Ihre Gnaden erlauben mir, an einem andern Tage meinen Besuch zu erneuern — es würde mir außerordentlich wehe thun, wenn Sie mir das abschlügen!“

„Ich will keinesweges irgend einem Menschen, wer es auch sein mag, wehe thun, Herr Baron — doch, um die Wahrheit zu sagen, so . . .“

„Was meinen Sie, meine Gnädige?“

„Sie werden es gewiß einsehen, Herr Baron, daß es sich nicht schickt, wenn zwei einzelne Frauenzimmer von einem jungen Herrn Besuche annehmen. Meine Tochter besitzt weiter nichts, als ihre Ehre — wir müssen strenge sein!“

„Aber, gnädigste Frau von Kühlen, wäre es wohl möglich, daß ein Pedant auf dieser Erde einen Grund zum Tadel finden könnte, weil eine Dame von Ihrem Alter von einem Bekannten Besuche annimmt? Das ist ja Etwas, welches gar nicht gegen den allgemeinen Gebrauch streitet!“

„Lebte meine selige Schwester noch, so würde sie Ihnen besser antworten, als ich vermag. Ich kann nur sagen: Kommen Sie nicht hieher, Herr Baron, denn das kleine Vergnügen, welches Sie möglicherweise davon haben können, mit zwei armen Frauenzimmern zu plaudern, könnte uns vielleicht theuer zu stehen kommen, und Sie sind gewiß allzu ehrenhaft, als daß Sie das wollen.“

Der Baron fühlte, daß sein Antlitz sich mit Röthe überzog. Er war gerührt und nahm eilfertig Abschied mit dem schönen, augenblicklichen Vorsatze, niemals wiederzukommen.

Aber Blenda's letzter Blick, ihr holdes Lächeln, als sie sah, daß er der Bitte ihrer Mutter gehorchte, brannte sich fest in sein Herz ein, und indem er zu sich selbst sagte: „Arme Wesen! ich müßte ein elender Mensch sein, wenn ich eine solche Bitte nicht hörte . . . ich lasse euch für immer in Frieden!" — indem er so sagte, dachte er dennoch an nichts Anderes, als Gelegenheit zu finden, das bezaubernde junge Mädchen wiederzusehen.

* * *

Zwei Stunden nach der Entfernung des Barons kam der Doctor ungerufen in die Wohnung der Frauenzimmer.

Durch einen Freund, sagte er, wäre er benachrichtigt worden, daß seine Anwesenheit von Nöthen wäre; und nachdem er etwas Unbedeutendes ordinirt hatte, erklärte er: Alles, was zur Wiederherstellung der Gesundheit erforderlich wäre, bestände darin, daß das Fräulein ein paar Tage zu Hause bliebe.

„Ja, das ist Alles recht gut," sagte Blenda, als er gegangen war, „nur aber geht Weihnachten dahin, ohne daß ich... Kann man wohl nicht sterben vor Verzweiflung!"

„Liebes Kind, Du bist allzu heftig! Meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen hatte, pflegte immer zu sagen..."

„Mutter!" rief das junge Mädchen mit dem ungezähmten Verdruß eines verzärtelten Kindes aus: „sterbe ich nicht vor Verzweiflung, so sterbe ich bestimmt vor Langerweile, wenn ich gezwungen sein soll, Alles zu hören, was die selige Großmutter gesagt hat!"

„O der Tausend, Kleine! Ich bin überzeugt, wenn die selige Großmutter noch lebte und Dich so sähe, so wäre sie gewiß auf das Höchste erstaunt!"

XXVII.

„Nun, mein Kind! sind wir jetzt klar?“ rief Patrik, indem er seiner Frau aus dem einen Zimmer in das andere nachlief, um sie anzutreiben.

„Lieber Patrik, Du begreifst doch auch gar Nichts!“

„Das hast Du mir tausendmal eben so gewiß gesagt, wie einmal, meine Liebe!“

„Und muß es wohl noch tausendmal sagen! . . . Ich habe eine ganze Masse von Dingen im letzten Augenblicke zu besorgen, wie zum Beispiel diese Sendung an Deine Tante — glaubst Du, das Alles rangirt sich von selbst? Ich versichere, ich habe alle meine Vorräthe ruinirt, blos um Dir Deinen Willen zu thun.“

„Wie gut bist Du doch, meine kleine Henriette, wenn man es nur versteht, Dich recht aufzufassen!“ sagte Patrik und warf einen überaus glückseligen Blick auf seine Ehehälfte.

„Ich glaube meiner Treu, er will seiner eigenen Frau Artigkeiten sagen!“

„Nein, nur die Wahrheit! Ich hatte Einwendungen erwartet in Betreff der Tante; doch heute und auch gestern bist Du ein wahrer Engel gewesen!“

Henriette lächelte anmuthig.

„Nun, es ist ja nicht mehr, als meine Pflicht, Deinen Wünschen nachzukommen.“

„Das ist wohl wahr, doch darnach fragtest Du sonst nicht viel. Nein, da lobe ich's mir, wie es jetzt ist! Auch sagte ich noch gestern zu Johann, ich bin . . . rathe einmal, was!“

„Habe ich wohl Zeit, zu rathen?“

„Das ist sehr wahr!“

„Aber ich könnte dennoch wissen wollen . . .“

„Was ich zu Johann sagte? Siehst Du — ihr seid immer

neugierig!" . . . Nun, ich sagte nur zu Johann, daß ich der glücklichste Mann in ganz Stockholm bin, und daß kein Einziger ein so gutes Weibchen hat."

„Das ist gut, mein Lieber, sehr gut . . . Doch, was macht denn Johann, daß er nicht kommt? . . . Er wird uns doch wohl nicht am Ende allein reisen lassen?"

„Nein, zum Henker, das thut er gewiß nicht! Er hat seine Sachen hergeschickt, Alles ist eingepackt, und wir holen ihn beim Vorbeifahren ab."

„Gut!"

„Also siehst Du wohl ein, daß wir nur auf Dich warten, und wenn Du bedenkst, daß es morgen — am Weihnachtsabende recht unangenehm ist, zu spät anzukommen, so weiß ich gewiß, daß Du Dich ein wenig beeilst!"

„Ich bin ja fertig, habe Alles abgemacht — ich glaubte, wir warteten auf Johann."

„Und dort kommt er!" fiel Patrik ein; „jetzt hast Du ihn nicht mehr zum Vorwande."

* * *

„Guten Morgen, meine Herrschaften! Wie gehen Eure Uhren? Oder war es vielleicht nicht die Absicht, vor Mittag abzureisen?"

So klang der Gruß.

Henriette hatte kaum ihren Schwager erblickt, als sie ihm entgegenrief:

„Wetter! wie ungeduldig siehst Du heute aus, mein lieber Johann! Wahrhaftig, in Deiner Miene liegen weit mehr Vorwürfe über meine kleine Saumseligkeit, als in allen Ausrufungen Patriks: Henriette, bist Du denn noch nicht fertig? oder: Henriette, Henriette! kommst Du denn in Deinem Leben nicht, Du Garstige?"

„Wer an Reisen gewöhnt ist, meine kleine Schwägerin,

der ist auch an Pünktlichkeit gewöhnt — und jetzt haben die Pferde über anderthalb Stunden vor dem Wagen gestanden."

„Und eben so lange bist Du wohl zu Hause im Pelze umhergegangen und hast gewartet?"

„O nein, so ganz unwissend bin ich nicht, was die Pünktlichkeit der Damen betrifft, daß ich mir einbildete, wir würden in der ersten Stunde nach dem bestimmten Glockenschlage von hier kommen; jetzt aber, da die zweite zu Ende zu gehen drohte, meinte ich, es wäre Zeit, mich hieher zu verfügen, um Dir eine kleine Lehre über die christliche Barmherzigkeit zu geben."

„Wenn Du erst verheirathet bist, Bruder," sagte Patrik lachend, „so wirst Du wohl lernen, daß Du Dich weder auf ihre Barmherzigkeit, noch auf ihre Gedanken an den Glockenschlag verlassen darfst — wahrhaftig, hätte ich nicht drei Stunden vor der Zeit, da wir den Wagen erwarteten, damit angefangen, Henrietten anzutreiben, so sähen wir sie jetzt noch nicht in ihrem Hute . . . Doch sieh, welch ein kleines Ding von einem netten Hut — den habe ich ja noch gar nicht gesehen. Denkst Du den auf der Reise zu tragen, mein Engel?"

„Gewiß denke ich das — in einer Kutsche kann man sich kleiden, wie man will."

„Das wäre die Katz!"

„Außerdem wollte ich nicht mehr, als eine Schachtel mitnehmen, da Du solche Bagage nicht leiden kannst und mich gebeten hast, sparsam damit zu sein."

„Hörst Du, Johann, schaffe Dir eine solche Frau, wenn Du sie finden kannst! . . . Sie ist auch ein bischen hübsch in dem Hute . . . Wo hast Du ihn gekauft, mein Zuckerherzchen?"

„Wo könnte ich wohl sonst meine Hüte kaufen, als bei Folker?"

Und vor dem Spiegel stehend, machte Henriette — vermuthlich um den Panache desto besser biegen zu können — mit ihrem wohlgebildeten Körper so viele Bewegungen hin und her, daß

man von einer Tänzerin kaum hätte mehr verlangen können. Und nach dem Hute kam die Reihe an den schwarzen, mit Pelz gefütterten seidenen Mantel, der zu plastischen Stellungen nicht geringeren Anlaß gab.

Johann, der die Augen auf das Fenster gerichtet gehabt hatte, wendete sich jetzt um, nahm die Lorgnette und begann die Toilette seiner Schwägerin mit aller Aufmerksamkeit zu beschauen, denn er wußte, daß ihr das schmeichelte.

„Herrlich! — man muß sagen, daß Du es verstehst, Dich zu kleiden!"

Henriette erröthete vor Freude.

Patrik aber antwortete:

„Aber sie versteht sich auch darauf, Geld anzuwenden! ... Nun, nun, man soll es auch wohl wissen, daß man verheirathet ist — es kostet immer Geld, eine hübsche Frau zu haben!"

Wäre Henriette jetzt mit ihrem Manne allein gewesen, so würde sie ihn ohne alle Umstände daran erinnert haben, daß eine Frau, welche selbst Geld in das Haus gebracht, auch ein Recht hätte, dasselbe anzuwenden; doch statt dessen sagte sie mit der anmuthigsten Verneigung:

„Meine Herren, ich bin fertig ... und habe mich in zehn Minuten angekleidet!"

Nach noch anderen zehn Minuten saß die Gesellschaft im Wagen, und so ging die Reise an . . . .

. . . .

Aber man war noch nicht weiter, als bis nach Jerfva*) gekommen, als Patrik schon anfing, sich zu beklagen, es wäre so „verteufelt langweilig," eingepackt zu sitzen.

„Und dann," fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt,

*) Ein Dorf, eine halbe Meile von Stockholm entfernt, liegt an dem Punkte, wo sich die nach Upsala und Westeras führenden Wege scheiden. Anm. d. Ueb.

„ist gar kein Leben in Euch Beiden!“ und klagend ließ er den schläfrigen Blick von dem Bruder auf die Gattin wandern, welche ihm gegenüber saßen.

„Ich denke an ein Fallissement, von welchem ich wahrscheinlich in diesen Tagen Nachricht erhalte, und welches mir einen harten Stoß versetzen wird,“ sagte Johann.

„Und ich,“ sagte Henriette, „bin durch meine vielen häuslichen Arbeiten vor der Abreise so ermüdet.“

„Auf diese Weise aber muß mir, der ich weder müde bin, noch an Etwas zu denken habe, auch nicht still sitzen und schweigen kann, die Zeit rasend lang werden — hol' mich Dieser und Jener, wenn ich jemals ein Unglück auf mich einwirken lasse, ehe es geschehen ist, denn es könnte leicht möglich sein, daß ich mir vergebens Unruhe gemacht hätte, und ist es einmal geschehen, da hilft alles Denken Nichts, da suche ich zu helfen, so gut ich kann.“

„Du bist sehr glücklich, daß Du so viele Ressourcen in Deinem Charakter hast!“

So antwortete Johann mit zerstreuter Miene und schloß darauf seine Augen, um an das „Fallissement“ zu denken — oder auch an etwas Anderes.

„Und auch keine Cigarre darf ich wagen, in den Mund zu stecken!“

Patrik ließ mit sichtbarer Ungeduld das Cigarrenfutteral in der Hand voltigiren.

„Warum denn nicht? — wenn Du mich ersticken willst, so steht es Dir frei!“ antwortete Henriette mit der Stimme einer Primadonna, die zu Ende des dritten Actes in Ohnmacht zu fallen denkt.

„Was zum Henker ist denn jetzt wieder nicht recht? Jetzt können Dich doch die Schuhe nicht drücken, da Du Ueberschuhe anhast. Gewiß aber ist, daß Du Dir selbst gar nicht ähnlich gewesen bist von dem Augenblicke an, da wir uns in den Wagen setzten.“

„Nun meinethalben!“

„Ich will Ihnen sagen, meine Herrschaften, Sie sind Beide ganz unausstehlich, und um die Gesellschaft meiner Cigarre und der frischen Luft zu genießen, gehe ich ganz einfach hin und setze mich auf den Kutschenbock!“

Gesagt, gethan.

Einige Augenblicke später saß Patrik neben dem Kutscher, blies aus Herzensgrunde die begeisternden Tabakswolken in den Wind und begann mit dem Kutscher zu plaudern, ohne sich von einem einzigen Gedanken über die Ursache der Veränderung Henriettens stören zu lassen.

* * *

In dem Innern des Wagens herrschte inzwischen noch immer das Schweigen.

Und dieses Schweigen würde endlich gewiß eher als Patriks Cigarre Henrietten erstickt haben, wenn sie nicht ganz unerwartet ins Schluchzen gekommen wäre.

„Was in des Himmels Namen gibts?“ fragte Johann, indem er, aus seinen eigenen Gedanken erwachend, seine aufgeregte Nachbarin betrachtete. „Bist Du krank? Hast Du etwas vergessen? Oder . . .“

„Habe die Güte, Dir alle Reflexionen über eine so unbedeutende Person, wie ich bin, zu sparen! Ich habe Deine Aufmerksamkeit nicht verlangt.“

„Wie?“

„Was für Wie?“

„Sind wir jetzt wieder Feinde?“

„Feinde? . . . Ich muß sagen . . . ich weiß eben nicht, ob wir jemals Freunde gewesen sind!“

„Ja, das weiß ich wahrhaftig auch nicht so genau . . . Aber ich möchte wünschen, wir wären es, denn es ist ziemlich

unangenehm, ohne alle Schuld der Gegenstand Deiner übeln Laune zu sein!"

„Ach so — ohne alle Schuld?"

„Ich weiß es nicht besser."

„Nun ja, es gibt Leute, die man nach Belieben behandeln darf!"

„Was bedeutet das?"

„... Denen man nicht einmal die gewöhnliche Achtung schuldig zu sein glaubt, ja nicht einmal so viel Höflichkeit, als das unbedeutendste Frauenzimmer das Recht hat, zu verlangen."

„Meine beste Henriette, Du setzest mich in das größte Erstaunen! Womit habe ich mich denn versündigt — wenn ich zufällig Derjenige sein sollte, der Deine Thränen hervorgerufen hat?"

„Und darnach fragst Du?" entgegnete Henriette mit verächtlicher Stimme.

„Ja wohl — und jetzt warte ich ganz geduldig auf die Antwort, falls es Dir beliebt, mir eine solche zu geben."

„Aber ich denke, nicht zu antworten! Du kannst mich beleidigen, so viel du willst, aber kein Wort über meine Lippen bringen, wenn ich mir vorgenommen habe, zu schweigen!"

Sie nahm den eleganten Hut ab, warf denselben ohne Erbarmen auf den Rücksitz, band ein kleines schwarzes Tuch um den Kopf und nahm dann eine bequeme, halb liegende Stellung in der Wagenecke ein.

Hatte Henriette mit dieser kleinen Scene vielleicht die Berechnung gehabt, einen größeren Effect hervorzubringen, so mußte es ohne Zweifel ein unerhörter Schmerz sein, als sie sah, wie Johann bald wieder mit der vorigen Unbeweglichkeit in sich selbst versank. Es war noch keine Viertelstunde verflossen, so schien er schon vergessen zu haben, daß Etwas vorgefallen war, ja er schien sogar vergessen zu haben, daß sich Jemand in seiner Nähe

befand, denn er seufzte mehrmals auf eine Weise, welche die tieferen Bewegungen der Seele zu erkennen gibt.

Dieses hätte recht gut bis Barkarby *) so fortdauern können, wenn Henriette die passive Rolle geliebt hätte, die sie hier ausführte.

Doch, wie man weiß, Passivität gehörte nicht zu dem Charakter dieser jungen Frau.

Plötzlich erhob sie sich, klopfte an das Fenster und rief aus allen Kräften:

„Patrik, Patrik!"

Doch das Geräusch des Wagens und Patrik's Gespräch mit dem Kutscher machten, daß er Nichts hörte.

„Willst Du von Patrik etwas?" fragte Johann, indem er die Hand ausstreckte, um das Fenster zu öffnen.

„Ich wollte ihn nur fragen, ob er Dir jetzt nicht die Cigarre und den Kutschenbock abzutreten denkt — Beides muß ganz besonders lebenertheilend sein!"

„Hattest Du ihm nichts Anderes zu sagen?"

„War das noch nicht genug?"

„Das war sogar allzu viel, denn mit Deiner Erlaubniß bleibe ich weit lieber, wo ich bin."

„O ja, man seufzt und grübelt bequemer in einem verschlossenen Wagen!"

„Du hast Recht!"

„Man wird dort von gar Nichts gestört, nicht einmal von dem Gedanken an seine Gesellschaft — denn Niemand wird sich wohl vor der Gattin seines Halbbruders geniren."

„Aha, es ist wieder Etwas entzwei!"

„Man kann sogar, wenn man will, sich des Vortheils bedienen, zu vergessen, daß sie sich so närrisch gezeigt hat, über

---

*) Die erste Station von Stockholm auf dem Wege nach Westeras, anderthalb Meilen von Stockholm. Anm. d. Ueb.

eine Beleidigung zu weinen, die gewiß nicht böse gemeint war, weil man auf sie gar nicht Achtung gab."

„Ist es denn wirklich möglich, meine gute Henriette, daß Du darum geweint hast?"

Sie antwortete nicht.

„Und meine Sünde bestand darin, daß ich ohne Absicht es versäumte, Dich zu erheitern?"

„Ich habe keine so ungereimte Forderung, daß Du mich erheitern sollst, aber . . ."

„Was für Aber?"

„Von dem Augenblicke an, da wir unser Haus verließen, hast Du aus eigenem Antriebe . . ."

„Weiter!"

„. . . kein einziges Wort mit mir geredet, und Du konntest im Augenblick vergessen, daß ich niedergeschlagen, betrübt war."

„Aber, meine allerbeste Schwägerin, Du hörst ja, daß es eine absichtslose Versäumniß war!"

„Um so schlimmer!"

„Ich war so ganz in meine Gedanken vertieft, daß ich Deine angenehme Gegenwart vergaß."

Das war schlimmer, als alles Andere: er wollte nicht einmal einsehen, daß eine freiwillige Versäumniß Verzeihung erhalten haben könnte.

Es gibt Umstände, da es einem Manne zur Ehre angerechnet wird, wenn er gegen eine Dame unartig ist, wie zum Beispiel, wenn er keine andere Wahl hat, das Geheimniß seines Herzens zu bewahren. Diese Entschuldigung schien jedoch bei Johann keine Anwendung zu finden.

Daß Henriette dieses einsah, zeigte auch ihre Antwort:

„O, das brauchst Du gar nicht so genau anzugeben — man sah es wohl, und ich könnte mein Leben darauf verwetten, daß die Ursache, welche Dich abhielt, an mich zu denken, sehr angenehm war."

„Du machst mich im höchsten Grade neugierig — und Du verbindest mich, wenn ich diese Ursache wissen darf!“

„Unter einer Bedingung!“

„Laß hören!“

„Daß Du mir die Wahrheit sagst!“

„Das verspreche ich!“

„Dachtest Du nicht an ein anderes Frauenzimmer?“

„O, meinst Du das?“

Der junge Mann sagte diese Worte in keinem ganz ungenirten Tone, und die Röthe, welche dabei sein Antlitz übergoß, machte, daß Henriette zusammenfuhr.

Sie hatte selbst an diese Vermuthung gar nicht geglaubt, sie hatte dieselbe nur ausgesprochen, um widerlegt zu werden, jetzt aber hielt sie dieselbe für ganz bestätigt, und der schreckliche und wilde Schmerz, welchen diese Gewißheit ihr verursachte, machte sie so bleich, daß Johann sich erschrocken herabbeugte und ihr Haupt erhob, welches auf die Brust herabgesunken war.

„Henriette!“

„O still . . . es ist nichts! Es bedarf keiner Antwort . . . Du warst vorgestern so vergnügt, Du zeigtest Dich glücklich — o mein Gott, daß ich mich so täuschen konnte: heute seufzest Du!“

„Ich glaube wirklich, Du redest irre! Ich muß das Fenster öffnen — Du bedarfst der frischen Luft.“

„Schmähe, vernichte mich mit diesem eiskalten Hohne, doch versuche nicht zu läugnen, daß Du geseufzt hast, geseufzt um eines Frauenzimmers willen?“

„Wenn Du Dich so ausdrückst, halte ich es nicht für nothwendig, mit Ja oder Nein zu antworten.. Ueberdies weiß ich nicht, ob ich geseufzt habe; wenn es aber wirklich sein sollte, so ist es ja ein natürliches Recht, das einem Jeden zukommt!“

„Weißt Du aber wohl, daß Derjenige, welcher weder Ja noch Nein sagen will, eingesteht?“

Johann schwieg.

„O, immer besser! Du antwortest mit Stillschweigen, und dies bedeutet: Du gestehst es offen, daß Dein Herz nicht mehr Dein ist!“

„Henriette, Henriette!“

„Nun, wozu lohnt sich's der Mühe, das zu verschweigen — ist das etwas, das mich angeht? Könntest Du wirklich vermessen und eitel genug sein, Dir dergleichen einzubilden?“

„Nein, meine beste Schwägerin . . . behüte mich Gott in Gnaden vor einer solchen Sünde! da erst würde ich Dich auf eine Weise beleidigen, gegen welche mein voriges Vergehen, daß ich Dir nicht Gesellschaft leistete, eine wirkliche Kleinigkeit wäre.“

„O, wie bitter Du sein kannst!“

„Nein, nein, das ist nicht meine Absicht . . . Und da Du die Wahrheit nun einmal wissen willst . . .“

„Nun?“

„. . . So will ich Dir sagen, daß ich wirklich an ein Frauenzimmer dachte . . .“

„Ha!“

„An ein Frauenzimmer, das ich auf meiner Reise kennen lernte.“

„Auf Deiner Reise?“ entgegnete Henriette, indem sie tiefer und vermuthlich erleichtert Athem holte. „Vergib — ich glaubte — ich stellte mir vor, Du wärest leichtsinnig genug gewesen, kurz nach dem Tode unserer guten Mutter Dich hier in Stockholm zu verlieben.“

„Wenn dieser Eindruck, den Du für so entschieden zu halten scheinst, wirklich auf mich gemacht wurde, so ist das wenigstens lange vor dem Tode der Mutter geschehen . . . Doch ein armer Reisender hat nicht viele Zeit übrig, auf seine Eindrücke zu achten.“

„Also ist dieser Eindruck vielleicht schon auf dem Wege zu erbleichen?“

„Jetzt wirst Du beinahe zu streng in Deinen Fragen, und

ich bin genöthigt, mich von der Pflicht, in meinen Antworten weiter zu gehen, loszusprechen — dieses gleichwohl mit aller ersinnlichen Achtung gegen Deine freundschaftliche Theilnahme."

„O, sei Du ruhig, ich denke nicht länger zu belästigen."

. . . .

In diesem Augenblicke hielt der Wagen, und Patrik, der die Thüre öffnete, zeigte an, daß man endlich bei Barkarby wäre.

„Ich bin so hungrig," sagte er, „daß ich die Absicht habe, einen halben Schinken und ein ganzes Stiege Eier aufzuessen — ich hoffe, es wird ihnen hier am Tage vor dem Weihnachtsabende an Essen nicht fehlen . . . Willst Du warme Milch und Zwieback, mein Püppchen?"

„O, laß mich in Ruhe — ich will weder Deine Milch noch Deinen Zwieback!"

„Wie steht's aber in des Himmels Namen? Aerger, als da ich von Euch ging! . . . Johann, was hast Du Henrietten gethan?"

„Ich habe mich versündigt und gestehe, daß ich aus guten Gründen in Ungnade gefallen bin."

„Wie so?"

„Ich habe meine kleine Schwägerin nicht unterhalten können, wie meine Pflicht es geheischt hätte."

„Das hast Du Deinen dummen Grübeleien zu danken — hole der Henker das Fallissement, das die Freude unserer Reise zerstören soll!"

„Laß uns nur hineinkommen!"

„Ja, ja, mein Herzchen; und hernach will ich bei Dir bleiben und Dich unterhalten — ich hörte von dem Skjutsbauer einige verteufelt lustige Geschichten, die ich Dir erzählen will."

„Hu!"

XXVIII.

In dem großen schönen Zimmer der Frau Emerentia sah man es den Festlichkeiten an, daß der Weihnachtsabend begonnen hatte.

Es war um halb sieben Uhr des Abends.

Wegen der großen Geschenke, die Patrik gesendet, hatte man sich in großer Skala rangiren können.

Die Aufwärterin war für den ganzen Tag gedungen, so daß die werthe Frau selbst es nicht nöthig hatte, den Reisbrei umzurühren.

Vier große, prächtige Lichter in sonnenblanken Leuchtern standen auf dem Tische — „wenn man sie zum Geschenk erhält, so kann man sie wohl anzünden!“ sagte Frau Emerentia; und nach eben diesem Princip deckte sie einen Theetisch, der eben so gut für fünf Personen hätte taugen können, wie für zwei.

Wenn aber Frau Emerentia sich über die Lichter, den Theetisch, den Haufen von Backwerk und den Reisbrei, welcher letztere in reiner Milch gekocht werden sollte, und über alles Uebrige freute, von welchem man dort unten in der Provinz nicht die geringste Ahnung gehabt hatte, so freute sich Blenda über etwas Anderes, ganz Verschiedenes.

Um jedoch diese Freude zu verstehen, müssen wir einen Blick rückwärts werfen auf den Augenblick, da sie in Verzweiflung über die Vorschrift des Doctors, einige Tage im Zimmer zu bleiben, so ungeduldig war, daß sie sich nicht einmal durch die schönen und weisen Denksprüche der seligen Großmutter trösten lassen wollte.

Die allzu schwache Frau Emerentia hatte sich dadurch zwar ein wenig beleidigt gefühlt, war aber dennoch nicht länger, als einige Stunden, im Stande gewesen, die schlechte Laune ihrer

Tochter zu sehen, ohne die allen Müttern so gewöhnliche Frage zu thun:

„Gibt es denn nichts, gar nichts, mein liebes kleines Kind, das Dich erfreuen kann?"

Das junge Mädchen sah mit einem Blicke empor, in welchem die vollkommenste Trostlosigkeit lag.

„Bedenke Dich, mein Zuckerkind, — was es auch sein mag, Du sollst es haben, wenn es irgend möglich ist!"

Lange ließ Blenda sich bitten, ja flehen; sie wußte gar nichts, das nur im Allergeringsten dem hohen Vergnügen entsprach, welches ihr durch die Unpäßlichkeit verloren ging, und welches — das eben war das Allerschlimmste — ihr vielleicht nie wieder angeboten werden würde. Trotz dem Allem sagte sie endlich:

„Ach, ich weiß doch eine Sache, aber auch nur eine einzige, die mich sehr glücklich machen würde!"

„Nun, Gott sei dafür gelobt! was kann denn das sein, mein Engel? — Laß hören!"

„Es ist aber so narrenhaft!"

„Narrenhaft?"

„Ja, das gestehe ich im Voraus."

„Gleichviel, wenn es Dir nur Vergnügen macht!"

„Ja, das höchste, das seligste Vergnügen!"

„So sprich doch schnell, du Kleine — um so früher kommst Du in den Besitz Deines Vergnügens!"

„Aber es kostet so viel!"

„Wir haben noch zehn Reichsthaler Banco, da wir zum Feste nichts einzukaufen brauchten, und reichen diese nicht, so sollen prompt meine Ohrenringe auf die Assistance wandern!"

„Dessen bedarf es nicht, liebe Mutter, unser Geld reicht vollkommen hin . . . Aber handle ich nicht unrecht, wenn ich es nehme?"

„Bist Du bei Sinnen? das ist ja das Einzige, was Du

behältst von den ganzen fünfzig Reichsthalern, die Du selbst verdient hast; und Du kannst es um so sicherer anwenden, als wir durch Patriks und Henriettens Güte — die wir gewiß einst reichlich zu vergelten wissen werden — wenigstens auf drei Wochen versehen sind."

„Nun gut, liebe Mutter, wir schicken also gleich aus und lassen Battist und Spitzen kaufen — wir reden mit der Schnürleib-Mamsell hier im Hause, sie ist gewiß so gut, den Handel zu besorgen."

„Battist, Kind, und Spitzen? — was für eine Art von merkwürdigem Glück kann das wohl werden?"

„Ja, ja!" antwortete Blenda und erröthete gleich einer Rose.

„Aber so sprich doch — ich verstehe ja gar nichts! — hernach will ich gleich mit der Mamsell reden."

„In den modernen Romanen, die ich in der letzten Zeit gelesen habe, ist so oft die Rede von . . . von . . ."

„Nun, wovon ist denn die Rede?"

„Von einem Kleidungsstücke, in welches die vornehmen Damen (Gräfinnen und Marquisinnen) sich einhüllen. Es heißt Peignoir und ist ungefähr gleichbedeutend mit einem Pudermantel oder einer Blouse. Die Peignoirs sind sehr weit, sehr weich und reich besetzt . . . lauter Luft und Grazie. Ich habe wochenlang Tag und Nacht davon geträumt — und ich glaube wohl, daß ein solcher Anzug mir sehr gut stehen würde. Wie einnehmend muß er nicht sein mit seinen offenen, flatternden Aermeln! Ach, ich bin überzeugt, daß ich jede Betrübniß, jede Krankheit überwinden würde, wenn ich mir einen solchen machen und ihn morgen Abend anziehen könnte — ach, so lustig, so lustig! da würde ich mir denken, ich wäre schon eine junge . . ."

„. . . Gräfin?" fiel Frau Emerentia schelmisch und mit nicht geringerem Entzücken, als Blenda's eigenes war, ein.

„Mutter, gute Mutter!“

„Nun, ich gehe ja, Kind, ich gehe im Augenblicke und rede mit der Mamsell hier im Hause!“ . . . .

. . . .

Der Battist und die Spitzen nebst einigen hellrothen Bändern wurden gekauft; und mit Hülfe der freundlichen Schnürleib-Mamsell, der man den übriggebliebenen Battist zu einem Schnupftuche versprach, kam der unvergleichlich interessante Peignoir wirklich zu Stande.

Und eben jetzt — während Frau Emerentia den Theetisch deckte — war der große Augenblick gekommen, da Blenda in ihrem luftigen und eleganten „Gräfinnen-Marquisinnen-Costüme“ vor dem Spiegel stand und mit der größten Aufmerksamkeit die künftige Gräfin musterte.

Wenn man dem Lächeln glauben durfte, das von Zeit zu Zeit über ihre Lippen flog und ihr Antlitz verschönerte, so fiel die Musterung zu keiner allzu kleinen Zufriedenheit aus.

„Ach, wie süß Du bist! . . . accurat so lebendig wie eine Morgenröthe . . . und wie weich Dein Körper sich in dieser Robe ausnimmt!“ ließ sich Frau Emerentia vernehmen, indem sie — unaufhörlich wieder hinlegend, was sie in den Händen hatte — rund um ihre Tochter umhertrippelte. „Ich sage, Du Kleine, die hellrothen Schleifen nehmen sich ganz göttlich aus! Und dann sage ich: Jeder, der Dich sieht, muß darauf schwören können, wenn er nämlich nur im Geringsten Physiognom ist — daß Du zu einer Fürstin geboren bist, wenn Du Dich auch damit begnügen kannst, Gräfin zu werden . . . Und welche Pantoffeln mit der Perlenstickerei! — Du thatest sehr Recht, sie zu behalten, da die Leute sich nicht schämten, der Frau, die sie verkaufen sollte, so wenig zu bieten.“

„Weißt Du, Mutter, was mir doch am allerbesten steht?“ fiel die kleine Gefallsüchtige ein, indem sie über ihrem weißen Unterrocke den langen, offenen Peignoir ordnete.

„Nein, Du Kleine! ... Aber ich weiß, wenn ich mich nicht fürchtete, daß der Reisbrei allzu bald nach dem Thee kommen könnte, und ich nicht im Stande wäre, so viel zu essen, als ich mir vorgenommen habe, so könnte ich hier stehen bis morgen um diese Zeit und meine kleine Gräfin angaffen ... Doch was meinst Du, was steht Dir am besten?"

„Diese Spitzenhaube!"

„Du sagst etwas — sie ist wirklich schön ... welch ein Geschmack, welch ein Geschmack!"

„Ich nahm auch das Muster in einem der vornehmsten Putzläden und nach einer, die zu der Frau des russischen Ministers getragen wurde."

„Ja, ich danke! eine Haube wie die russische Ministersfrau!" Frau Emerentia knixte und faltete die Hände mit einer Art von Andacht.

„Es ist eine solche," fuhr Blenda fort, „wie die vornehmen Damen sie Vormittags haben und in denen sie auch ruhen. Und meine Haare, die ich so schlicht gekämmt habe, nehmen sich nicht so dumm aus unter den hellrothen Bändern, die sich unter den Spitzen hinschlängeln ... Jetzt aber will ich Deine Geduld nicht länger auf die Probe setzen, und um die Wahrheit zu sagen, so glaube ich fast" — hier hielt sie einen Augenblick inne — daß ich mich allzu stark angegriffen habe, um meinen Staat fertig zu bekommen ... Ach, mein Kopf, mein Kopf!"

„Wie ist es denn?"

„O ... o! ... Es geht rund um mit mir — es ist ein so sonderbares Gefühl ... ich fühle mich so matt!"

„Siehst Du, Närrin!" klagte die arme, augenblicklich geängstigte Mutter, „das hat man davon, wenn man krank ist und doch die ganze Nacht aufsitzt! ... Und ich wahnsinnige, eitle Mutter" — so richtig hatte die gute Seele sich noch nie beurtheilt — „daß ich es zulassen konnte!"

Blenda antwortete nicht.

Aber die Antwort lag in ihrer Bewegung. Sie schwankte, unterstützt von dem freundlichen Arme, der ihr gereicht wurde, zu dem Sopha hin und sank dort nieder, ohne nur einen einzigen Gedanken auf den entzückenden Peignoir zu werfen, welcher dabei mächtig zerknittert wurde.

„Laß mich den unglückseligen Plunder zerreißen, mein Herzchen! Laß mich ihn sogleich ins Feuer werfen; denn wegen dieses Lappens bist Du zehnmal schlimmer geworden, als Du warst!"

Glücklicher Weise verfiel Frau Emerentia auf ein weniger verzweifeltes Mittel.

Sie dachte nämlich an die Eau-de-Cologne-Flasche und an die Wasserkaraffe. Und mit Hülfe beider fühlte Blenda sich bald einigermaßen wieder hergestellt.

Lächelnd versicherte sie: obgleich sie kaum glaubte, sie könnte aufsitzen — was ganz gewiß eine gerechte Strafe Gottes wäre, weil sie sich so gerne hätte spiegeln wollen — so könnten sie dennoch recht vergnügt mit einander sein.

„Vergnügt? jetzt vergnügt? — Ja, das kann ich mir denken!"

„O ja, Mutter . . . Du plauderst, und ich höre zu!"

„Wenn Du nur Thee trinken kannst, Du Kleine, so will ich mich doch noch zufrieden geben."

„Ja, ja, einen Tropfen — sollte ich nicht am Weihnachtsabende Thee mit Dir trinken?"

„Armes Kind! so mach denn die Augen zu und ruhe ein wenig, während ich hinausgehe und ihn hole! Ich will nicht, daß die Madame es thut, denn da hätte sie gleich eine Entschuldigung, wenn der Reisbrei anbrennte."

„Geh, liebe Mutter!"

Blenda nahm eine nachlässige und bequeme Lage ein, gehorchte dem mütterlichen Rathe und schloß die Augen.

Hätte der junge Baron sie jetzt gesehen, so hätte ohne

Zweifel sein schöner Entschluß, ein gewisses Haus an der Ritterstraße im Frieden zu lassen, einigen Abbruch gelitten.

Zwar ruhte das schöne Mädchen nur auf einem ärmlichen, mit grobem rothem und schwarzem Bombassin überzogenen Sopha von Tannenholz; aber dennoch drapirten sich die weichen Wogen ihres weißen Gewandes effectvoll auf dem dunklen Grunde, und ihr schöner Fuß in dem mit Perlen gestickten Pantoffel blickte aus einer Wolke von Spitzen hervor.

Die ganze Gestalt hatte die anmuthige Federkraft der Jugend, vereint mit dem hüpfenden Leben derselben; und dennoch lag jetzt über diesem frischen Leben ein Schimmer von weißen Rosen; was diese poetische Schattirung des Gemäldes hervorbrachte, war die Bläße auf Blenda's Wange, sowie auch der Schatten von ihren blonden Haaren zu diesem entzückenden Colorit beitrug, welches so durchsichtig war, daß man sah, wie die träumende Mattigkeit und das lebende Glück um die Herrschaft über ihr Wesen kämpften.

* * *

Ein leises und wiederholtes Klingeln an der Glocke des Tambours wurde nicht von Blenda gehört: sie schlummerte schon zur Hälfte und wurde nicht von der allergeringsten Ahnung gestört.

Noch weniger vernahm sie, daß draußen etwas vorfiel.

Dieses Etwas bestand darin, daß die Aufwärterin, welche endlich hinaus eilte, um die Thür zu öffnen, von einem Herrn — den sie noch nie gesehen hatte, den aber Frau Emerentia durch die Ritze der Küchenthür mit einem unterdrückten Freudenschrei nicht nur sah, sondern auch erkannte — den Auftrag erhielt, sich zu erkundigen, ob ein Verwandter die Erlaubniß hätte, den Damen seinen Besuch abzustatten.

„Lassen Sie ihn ein," flüsterte unsere Frau roth und eifrig, als die Aufwärterin forschend den Kopf hineinsteckte, „lassen Sie ihn ein, sage ich, und das sogleich!"

Nachdem das geschehen, war gleichwohl Frau Emerentia nicht Diejenige, welche sich mit dem Thee beeilte: es gab eine ganz weitläuftige, wenn auch, wie sich von selbst versteht, leise geführte Disputation zwischen ihr und der Aufwärterin, weil die Herrin behauptete, das Wasser hätte ganz gewiß gar nicht gekocht, was sie ganz deutlich an dem Geruch abnehmen könnte, wogegen die Aufwärterin behauptete, es hätte bestimmt himmelhoch gekocht, und wenn es länger kochte, so würde jeder Tropfen verkochen.

Zum ersten Male nach ihrer Bekanntschaft waren die gnädige Frau und die Aufwärterin nahe daran, sich wirklich zu erzürnen . . . .
. . . .

Inzwischen hatte der Gast den Mantel abgeworfen und war in das ihm angewiesene Zimmer getreten.

Da man es ganz gewiß schon als entschieden erachtet, daß es Blenda's Ritter war, der — wahrscheinlich beherrscht von der Unruhe darüber, daß er sie nicht ihrem Versprechen gemäß wieder sah — sich endlich zu einem persönlichen Besuche entschlossen hatte, so wird man auch nicht bezweifeln, daß der Anblick, der hier seine Augen traf, ihm alles Andere zu sein schien, nur kein irdischer.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß sonst Niemand im Zimmer war, schlich er ganz leise mit fast verhaltenem Athem, aus Furcht, daß Alles verschwinden könnte, näher. Doch erreichte er den Sopha, ohne sich getäuscht zu sehen. Es war keine magische Täuschung, sondern eine Wirklichkeit.

Und jetzt stand er vor der entzückenden Schläferin, die er zum ersten Male zu sehen vermeinte, wie getreu auch ihr Bild seinem Gedächtnisse eingeprägt war.

Ein leichtes Zittern flog durch seine Glieder.

Der große, frische Blumenstrauß, den er mitgebracht hatte fiel auf den Sopha zu ihren Füßen hin. Er wollte ihn aufneh=

men, er streckte die Hand aus, er berührte den Besatz des Peignoirs — der Strauß ruhte auf der Spitze ihres kleinen Pantoffels — doch unmöglich konnte er ihn zurücknehmen: der Ort war heilig.

Aber er gab einer andern Macht nach, die so gebieterisch war, daß er nicht widerstehen konnte! er sank auf die Kniee vor dem Sopha und betrachtete das junge Mädchen mit Blicken voll erstaunten Entzückens.

In diesem Augenblicke entwich Blenda's flüchtiger Halbschlummer.

Der Duft der frischen Blumen, oder vielleicht das schnelle Athemholen Jemandes, der, wie sie hörte, nicht ihre Mutter war, machte daß sie die Augen aufschlug, und da sie den Mann, an den sie im Traume gedacht hatte, in einer Lage erblickte, von der sie so oft, wenn auch jetzt nicht, geträumt hatte, entfuhr ihren Lippen ein Ausruf, der gleichwohl so leise war, daß nur er ihn hörte, der nicht im Stande war, den bisher angewandten Ton wieder anzunehmen, sondern nur fortfuhr, sie zu betrachten.

„Sind Sie es denn wirklich, Cousin Jean? Können Sie es sein?" fragte Blenda, die durch dieses Schweigen sich unendlich verwirrt fühlte . . . „Reden Sie doch mit mir!"

Er nahm ihre Hand, führte dieselbe über seine Stirn und an seine brennenden Lippen, und nachdem er sie einige Sekunden festgehalten, sagte er:

„Verzeihung, o Verzeihung! Meine Angst hat mich hergetrieben. Doch hatte der Doctor mich versichert, Sie wären besser, Sie wären auf."

„Ja wohl; ich ruhe ja nur ein wenig!"

„Und eben, da ich kam, waren Sie so bleich, so bleich, daß ich nicht wußte, was ich that."

Mit diesen Worten erhob er sich, ohne gleichwohl im Stande zu sein, seine Blicke von ihrer Gestalt loszureißen.

„Aber ich bin nicht mehr krank: ich hatte nur einen leichten Schwindel — ich will aufstehen und . . .“

„Nein, nein, das dürfen Sie nicht . . . O Blenda! habe ich Sie wirklich früher schon gesehen? — Wie engelschön sind Sie! Ihr armer Cousin verliert bald den Kopf, wenn Sie ihm nicht behülflich sind, den Rausch zu vertreiben, der ihn angegriffen hat!“

Blenda, die bei dieser so ganz neuen Sprache nahe daran war, den Kopf zu verlieren, erhob sich dennoch schnell: nicht vergeblich sollte er ihre Kraft in Anspruch genommen haben.

Jetzt erblickte sie den Blumenstrauß, und dieser verursachte ihr um so mehr Freude, als sie hier einen passenden Gegenstand hatte — mehr bedurfte diese gelehrige Evatochter nicht — um das gewöhnliche Gleichgewicht in ihrem Verhältnisse herzustellen . . . denn trotz Allem, was der Graf freiwillig oder unfreiwillig verrathen hatte, war es klar, daß er jetzt noch nicht gesonnen war, sein Incognito abzulegen: sonst hätte er nicht selbst das Wort Cousin angewendet.

„Ach, frische Blumen sogar am Weihnachtsabende!“ rief sie mit einer Stimme, deren inniger Jubelton ohne Zweifel eher aus dem Glücke über den ersten Kniefall ihres geheimnißvollen Liebhabers, als aus dem Besitze seines zweiten Blumenstraußes herfloß. „Ach, Cousin Jean, Sie verstehen es, die Dankbarkeit eines armen Mädchens zu fangen! . . . Ich muß mein Haar damit schmücken — sie sollen diese kleine Haube ablösen, die ich auf keinen Fall — verstehen Sie wohl? — aufhaben kann, wenn Sie hier sind. Schnell, mein Cousin, nehmen Sie den Spiegel und halten Sie ihn mir, so will ich die Rosenknospe mit dem weißen Fliederzweige zusammensetzen und versuchen . . . ich glaube fast, die Geranienblätter müssen ihnen Gesellschaft leisten.“

Und mit einer Fröhlichkeit, einer Kindlichkeit, einer Anmuth, die so auf den Cousin Jean wirkten, daß sie jede Lust zu schwärmerischen Liebesscenen entfernten, begann Blenda — nachdem er

mit bereitwilliger Geschäftigkeit ihrem Wunsche nachgekommen war — vor dem Spiegel ihr Haar so ungenirt zu ordnen und die Blumen einzuflechten, als ob Derjenige, welcher den Spiegel hielt und ihn munter allen ihren zahllosen Bewegungen folgen ließ, nicht neben ihr, sondern hundert Meilen weit von ihr entfernt gewesen wäre.

XXIX.

In diesem Augenblicke hatte in der Küche der Streit über den Theekessel seinen Culminationspunkt erreicht: Frau Emerentia war genöthigt, wollte sie sich nicht auf ewig mit der Aufwärterin entzweien — und ein solcher Bruch wäre keine Kleinigkeit gewesen — das Wasser zu nehmen und es als fertig anzusehen.

Mit dem herzlichen Wunsche, daß der heiße und bedeutungsvolle Augenblick, in welchem sie ihren vornehmen Schwiegersohn entgegennehmen sollte, erst überstanden sein möchte, ließ unsere gnädige Frau sich die Thür öffnen.

Aber es fehlte nicht viel, so wäre der Präsentirteller auf den Fußboden anstatt auf den Tisch gekommen, als die zärtliche Mutter den Grafen — welchen sie bestimmt in einer schönen und feierlichen Scene zu sehen erwartet hatte — lächelnd mit dem Spiegel in der Hand vor Blenda stehend fand, welche letztere von keinem Schwindel mehr geplagt wurde, sondern blühte wie die Rosenknospe, womit sie sich schmückte.

Der junge Mann, für den jetzt ein kritischer Augenblick eintrat, zeigte sogleich, daß er seine ganze Fassung wieder erhalten hatte.

Er ließ sogleich das Vertrauensamt, womit ihn Blenda in der Stunde der Noth beehrt hatte, fahren und trat der Frau

Emerentia mit größerer Herzlichkeit und geringerer Ceremonie, als sie berechnet und worauf sie sich vorbereitet hatte, entgegen. Und ehe sie nur ein einziges Wort hervorgebracht hatte, ohne gleichwohl zu unterlassen, den einen tiefen Knix nach dem andern zu machen, sagte er ehrfurchtsvoll:

„Ich habe mir die Freiheit genommen, mich bei den Herrschaften als Verwandten anmelden zu lassen; da ich jedoch nicht darauf zählen kann, auf Treue und Glauben als ein solcher angenommen zu werden, so bin ich bereit — wenn Frau von Kühlen es betrifft — zu erklären, wie ich diese Verwandtschaft auszulegen wage."

„Haben Sie die Güte, Herr Gr ... Herr Cousin, alle Erklärungen so lange bei Seite zu lassen, bis es Ihnen genehm ist! Wir sind Gottlob allzu feinfühlend" — hier erfolgte eine neue Serie von Knixen — „wir sind allzu feinfühlend, meine Tochter und ich, als daß wir uns durch eine unzeitige Neugierde ein Vertrauen zu erzwingen wünschen sollten, welches zu seiner Zeit gewiß nicht ausbleibt. Als Mutter reicht es mir hin, zu wissen, daß die Absicht redlich gemeint ist, und daran habe ich noch niemals gezweifelt, obgleich die Ueberzeugung wo möglich noch vollkommener ist, da der Herr Cousin uns die Ehre zu erweisen beliebt, in unsere anspruchslose Wohnung zu treten."

„Ich bin wirklich eben so entzückt, als überrascht, mich so zu Hause zu finden, wo ich, wenn ich die Wahrheit gestehen soll, ein wenig Zwang gefürchtet hatte. Und seien Sie überzeugt, meine beste Tante — ein Verwandter kann sich ja keines weniger vertraulichen Titels bedienen? — seien Sie überzeugt, daß wir einmal in der Zukunft recht herzlich mit einander lachen werden, wenn wir uns unseres ersten Zusammentreffens erinnern!"

„O, es ist denn doch nicht das allererste Mal, Herr Cousin! In Wenersborg, wo wir Nachbarn waren, trafen wir uns ja in dem großen Saale einmal, als Sie nach Hause kamen."

„Hm — ich wohnte nicht in dem Wirthshause."

„Ach so, Sie wohnten dort nicht!“

„Nein; doch entsinne ich mich, daß wir uns wirklich im Saale begegneten, da ich zu einem Bekannten ging.“

„Das war gewiß ein sehr naher Bekannter!“

Frau Emerentia lächelte schelmisch, obgleich, wie sich von selbst versteht, mit großer Würde.

„Liebe Mutter,“ bat Blenda, „laß uns nicht mehr über den Cousin Jean in Wenersborg reden, sondern über das Vergnügen, ihn hier in Stockholm zu haben, welches um so wunderbarer ist, als er sich zu gleicher Zeit in diesem Augenblicke mit seinem Bruder und seiner Schwägerin in S. befinden soll.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Fräulein Blenda, in dem Glauben an meine Hexenmeistereigenschaften allzu weit zu gehen: es könnte mir vielleicht nur eine kleine Mühe machen, mich in den verhaßten Cousin Jean zu verwandeln, und da möchte ich denn wohl wissen, was meine kleine Cousine dazu sagte!“

„Erstlich,“ entgegnete Blenda lachend, „würde ich in Ohnmacht fallen und volle drei Stunden lang nicht zur Besinnung kommen. Darauf würde ich glauben, ich hätte unsern ganzen kleinen Roman geträumt — denn Sie müssen doch wohl zugeben, daß dies Alles höchst romantisch ist! Und endlich, wenn ich gezwungen wäre zu glauben, daß ich nicht geträumt hätte, so würde ich es im Verdruß über ein so prosaisches Ende abschwören, jemals wieder einen Roman zu lesen . . . Doch nein, dies nehme ich zurück; denn durch eine solche Strafe litte ich ja ganz allein. Daher würde ich statt dessen, Sie mit den Zeichen des tiefsten Abscheues aus meiner Gegenwart verjagen, und das hätten Sie verdient, weil Sie, gleich den Helden in den alten Volksmärchen, sich aus einem verwünschten Prinzen in ein Ungeheuer verwandelt hätten, was wenigstens etwas weit Poetischeres sein würde, als ein Hutstaffirer.“

„Würde ich denn diese Strafe ganz allein zu leiden haben?“ fragte Blenda's Ritter mit einem Blicke, so tief und durchdringend,

daß Blenda die Wirkung desselben in dem verborgensten Winkel des Herzens fühlte.

„Das weiß ich nicht!“ erwiederte sie erröthend . . . „Doch hören Sie auf, mich mit dem Cousin Johann zu ärgern — sonst muß ich weinen . . . bedenken Sie, daß ich krank gewesen bin und daß es gefährlich ist, eine Genesende zu reizen!“

„Dürfte ich ergebenst um die Ehre bitten, daß der Herr Cousin die Güte hätte, an unserm Theetisch Platz zu nehmen?“ unterbrach Frau Emerentia diesen Scherz, der, ihrer Meinung nach, beinahe zu weit ging.

„Mit der größten Dankbarkeit, meine gute Tante! Nichts kann mir angenehmer sein!“

Ermuntert von dieser einfachen Vertraulichkeit und ganz entzückt, daß sie mit dem Grafen auf solchem Fuße stehen durfte, fuhr unsere Frau fort:

„Wenn ich wagte, so würde ich auch den Wunsch aussprechen, daß der Herr Cousin die Güte hätten, den Weihnachtsbrei in unserer ärmlichen Wohnung mit seiner Gegenwart zu beehren!“

Es bedarf wohl nicht der Erwähnung, daß der Gast mit eben so sichtlichem Vergnügen auch diese Einladung annahm.

„Nun, mein Kind,“ sagte die überglückliche Mutter, „kannst Du wohl Deinen Thee hier am Tische trinken?“

„Gewiß, Mutter! Ich bin ja so gesund, daß ich fast glaube, mein Schwindel ist nur eine Phantasie gewesen!“

Frau Emerentia lächelte.

„O, wie herrlich ist dieser Abend!“ fuhr Blenda fort . . . „Nun, Cousin Jean, ich verzeihe Ihnen Ihre Sünde, daß Sie Sie selbst sein wollen — nehmen Sie diesen Stuhl neben mir und sagen Sie, ob nicht dies Alles so lustig ist, daß man Monate lang von der Erinnerung leben kann!“

„Meine kleine Cousine ist eine wirkliche Prophetin!“ erwiederte er in einem zwischen Freude und Wehmuth gebrochenen Tone.

„Wie so?"

„Am dritten Weihnachtstage muß ich leider abreisen, und das auf eine längere Zeit."

„Wie?" rief Blenda aus und fuhr so heftig zusammen, daß sie beinahe die Theetasse hätte fallen lassen.

„Doch während dieser beiden Tage," fuhr er mit dem Ausdrucke einer nicht zurückgehaltenen Zärtlichkeit fort, „stelle ich mich gänzlich zu Ihrer Disposition!"

* * *

Wir wollen die Beschreibung über den ersten Besuch des „Grafen" nicht weiter ausdehnen.

An diesem Abende waren Frau Emerentia, Blenda und wahrscheinlich auch ihr Gast so glücklich, als man möglicher Weise sein kann.

Als der Letztgenannte gegangen war und die Damen Freiheit hatten, ihre Gedanken auszutauschen, so behauptete Frau Emerentia auf's Bestimmteste, dieses ganze merkwürdige Ereigniß käme daher, daß es ihr bei Blenda's Taufe gelungen wäre, die bestrittene Namensfrage durchzusetzen.

„Nimmermehr — sei davon überzeugt," sagte sie feierlich — „nimmermehr wäre etwas dergleichen eingetroffen, wenn Du nicht den geachteten Namen Deiner Großmutter Concordia führtest!"

An einem so glücklichen Abende konnte Blenda natürlicher Weise nicht disputiren; ihres Theiles aber schrieb sie das Geschehene dem Umstande zu, daß sie sich den entzückenden Peignoir verschafft hatte. Es war so klar, wie der Tag, eben die Eleganz, welche dieses unwiderstehliche Kleid ihrem ganzen Wesen verlieh, hatte den Grafen so verwirrt, daß er ganz aus seiner gewöhnlichen Rolle gefallen war, die sogar während des ganzen Abends nicht recht in den Gang hatte kommen können.

„O nein, Kind, in diesem Falle bist Du allzu anspruchlos!"

meinte die Mutter, als sie einen kleinen Wink über die Meinung der Tochter erhielt. „Ich halte es wohl für möglich, daß er erstaunt war, Dich als eine wirkliche Dame gekleidet zu finden; aber dennoch war es Deine eigene Person, die den rechten Bruch in dem Erze seines Herzens bewirkte.“

Blenda nickte.

„Wie seelenvoll und froh er ist, der edle Graf, und das unter allen Verwickelungen mit der ahnenstolzen Familie — ja, ich sage, er ist wirklich exemplarisch, da er in seiner Verlegenheit so unvergleichlich liebenswürdig sein kann!“

Um sich in Lobeserhebungen über ihren künftigen Schwiegersohn ergießen zu können, verschmähte Frau Emerentia nicht die Tautologie, und Blenda war keineswegs gesonnen, der Mutter diesen Fehler zum Vorwurf zu machen.

„Ach, er kann wohl noch weit liebenswürdiger sein!“ seufzte Blenda bei der Erinnerung an die erste Scene des Abends . . . „Aber was kann er uns für diese beiden Tage vorzuschlagen haben? Er wollte uns davon benachrichtigen, sagte er, wenn er sich morgen nach meinem Befinden erkundigt.“

„Wetter — wer klingelt so spät?“

„Ist die Aufwärterin gegangen?“

Die Aufwärterin war keineswegs gegangen. Im Gegentheil hörte man bald ihre Stimme, welche in beständiger Steigerung ausrief: „Gott behüte . . . o, Gott behüte mich!“

„Was kommt die an?“ sagte Frau Emerentia und eilte auf die Thür zu.

Doch diese wurde jetzt von Außen geöffnet, und Mutter und Tochter schlugen beide ihre Hände zusammen, als eine große Kiste und eine dito Schachtel von der Aufwärterin hereingeschoben wurden, und als diese zu gleicher Zeit anzeigte, der Bote, welcher sich schon wieder entfernt hätte, wäre von dem Leinwandkrämer geschickt.“

„Von Patrik!“

Blenda warf einen strahlenden, leicht verständlichen Blick auf ihre Mutter.

Die Augen der Frau Emerentia schienen zu antworten: „Ganz richtig, Du Kleine! Ich sehe es ebenfalls recht gut ein, wer hier den Cousin Patrik spielt, da er den Cousin Johann nicht länger spielen kann oder richtiger, nicht länger zu spielen wagt!“

Arme Blenda — hatte sie noch keinen Schwindel gehabt, so bekam sie ihn jetzt, als sie, nachdem sie die Kiste geöffnet, in der Fluth von eleganten Dingen, welche dieselbe enthielt, zu kramen begann.

Als sie einen weichen, mit Pelzwerk gefütterten Kaschmirmantel um sich warf, da lachte sie wie eine Närrin; als aber ein Hut von perlgrauem Atlas mit einer ebenfalls perlgrauen Plüme aus der Schachtel hervortauchte, konnte sie nichts Anderes thun, als sich setzen und laut weinen, denn Alles konnte unmöglich etwas Anderes sein, als ein Traum.

* * *

Glücklicher Weise war die ganze Herrlichkeit noch da, als der Tag graute.

Dieser Weihnachtsmorgen, der glücklichste in ihrem jungen Leben, war der erste, an welchem sie beschäftigt war, Weihnachtsgeschenke zu zählen, eine Arbeit, an welcher Frau Emerentia — die ebenfalls nicht vergessen worden war — mit stürmischem Entzücken Theil nahm, während sie dabei mit Bedächtigkeit die Kleiderstoffe, Umschlagetücher, kleine Halstücher und eine Masse von Toilette-Artikeln, die für unsere Damen etwas Neues, ja fast unbegreiflich waren, prüfte und in Gedanken abschätzte . . .

Um die Mittagszeit glich das ganze Zimmer einem Bazar; und Blenda selbst — von dem Einen zu dem Andern eilend — war eben dabei, zum fünfzehnten Male den entzückenden Hut zu prüfen, als ihr Ritter von der Mutter selbst eingelassen wurde.

„O, das war ganz vortrefflich, meine kleine Cousine, daß ich Sie nicht allein gesund und blühend, sondern auch reisefertig finde!"

„Wie so?"

„Ja, weil das Wetter schön ist und wir ganz unerwartet eine prächtige Schlittenbahn bekommen haben, so hat mir der Arzt die Erlaubniß gegeben, Ihnen in seinem Namen zu erklären, daß eine Ausfahrt Ihnen sehr gut sein würde."

„Eine Ausfahrt?" rief Blenda aus. „Nun ich wußte wohl, daß ich noch einige Tage in Tausend und einer Nacht fortleben würde!"

„Was meinen Sie damit?"

„Ich will Ihnen mit einer andern Frage antworten: was sagen Sie zu Patriks Geschmack?" — sie machte eine Bewegung mit der Hand, und diese Bewegung enthielt eine Präsentation aller ihrer Herrlichkeiten. „Ich muß Ihnen offen sagen," fuhr sie fort, „daß es künftig einem Jeden sehr schwer werden wird, ihn aus meiner Gunst zu vertreiben."

„Ach, wie glücklich sind die veritabeln Vettern mit ihren Privilegien."

„So? meinen Sie das?"

„Ich meine das nicht nur, sondern ich werde von Neid beherrscht. Sie wagen, was . . ."

„Nun?"

„. . . Was ein armer improvisirter Cousin niemals wagen würde."

Dieses äußerte Cousin Jean so natürlich und mit einem solchen Seufzer des Bedauerns, daß Blenda fast zu zweifeln begann, ob er wohl der Geber sein könnte.

Nun aber begann er den Geschmack des Cousins Patrik so zu kritisiren, daß ihre erste Ueberzeugung zurückkehrte und über ihrem kleinen Streite kam Frau Emerentia herein und begann

sich weit und breit auszulassen über ihre große Verbindlichkeit zu dem guten Patrik.

Dieses Räucherwerk für den entfernten Cousin schien inzwischen dem anwesenden sehr wenig zu gefallen, denn er wußte es dadurch abzulenken, daß er auf den angenehmen Vorschlag zurückkam, welchen er schon Blenda gemacht hatte, und welchem auch beide Damen jetzt ihren dankbaren Beifall ertheilten . . .

. . . .

Eine Ausfahrt in einem gedeckten Schlitten, ein Mittag in einem Wirthshause und ein Nachmittag, an welchem Musik, Gesang und frohes Gespräch abwechselten, machten, daß Mutter und Tochter in den Himmel versetzt zu sein glaubten.

Cousin Jean war nicht nur ein Meister auf dem Piano: er hatte auch eine vortreffliche Stimme und entzückte Blenda. Und Blenda sang ebenfalls, versteht sich, nicht von Ritter Egbert Montabor — es war ein gewisses Etwas, das sie von diesem ihrem alten Lieblingsliede abhielt — sondern einige schöne Volkslieder aus ihrer Heimath, welche wiederum ihren Anbeter hinrissen.

Zuletzt hatte man die allerpoetischste Rückfahrt im Mondscheine.

Und als eben Frau Emerentia in ihrem Sinne den ersten Gedanken daran erwog, was wohl die selige Regine Sophie mit ihren strengen Grundsätzen gesagt haben würde, wenn das Alles zu ihrer Zeit vorgefallen wäre, neigte sich Cousin Jean, welcher Blenda gegenüber saß, zu dieser hin und flüsterte:

„Erinnern Sie sich noch wohl der schwarzen Schleife?“

Blenda fuhr zusammen bei dieser Erinnerung, welche allzu angenehm war, als daß sie vergessen werden konnte.

„. . . Die Sie dem armen Burgfräulein nahmen? Ja, ich glaube wohl . . . Haben Sie sie verloren?“

„Das nicht; aber gestern Abend gab ich ihr eine Gesellschaft . . . ich habe die rothen Rosen lieber.“

Blenda's Erröthen war ihre ganze Antwort.

„Da ich gleichwohl über meinen Diebstahl eine kleine Gewissensangst empfunden habe, so ersuche ich Sie, meine Cousine, mir zu sagen, ob ich ohne Gewissensangst die Frucht meiner Industrie behalten darf?"

„Ich wage nicht, in Gewissenssachen zu urtheilen . . . wer hat aber nicht gehört, daß die Reue alle Wunden heilt!"

„Nun ist es aber so, daß ich, weit entfernt, diese zu fühlen — denn Reue und Gewissensangst sind nicht ein und dasselbe — nichts Höheres wünsche, als diesen Flüchtlingen noch eine Schwester geben zu können ... Diese aber sollte auch die Farbe haben, daß ich hernach eine solche Industrie ruhen lassen könnte . . . Sind Sie neugierig, diese Farbe zu wissen, meine Cousine?"

„Nicht im Mindesten! Es könnte grün sein, und das habe ich nie leiden können, oder blau, und das denke ich niemals zu tragen."

„Ach so, Sie verachten also sowohl die Hoffnung, als auch die Treue! — Aber ich sage Ihnen, ich muß dennoch eines Tages eine blaue Rose haben, um sie zu den beiden andern legen zu können."

Unter solchen Scherzen gab es keine Zeit für die Glücklichen, und man war aufs Höchste erstaunt, als der Schlitten vor der Thür der Damen hielt.

Bei dem Abschiede wurde abgemacht, daß der folgende Abend — der letzte von den drei Seligkeitstagen — am besten im Schauspiele verlebt werden könnte.

Cousin Jean wollte „seine Tante" und seine „Cousine" in die königliche Oper führen, in dieses Wunder aller Wunder, von dem Frau Emerentia so viel geträumt hatte, ohne es mit ihren eigenen Augen geschaut zu haben.

Wie unsere Damen in der Nacht vor einem so wichtigen Ereignisse schliefen, ist leicht zu begreifen.

XXX.

Hätten Frau Emerentia und Blenda das Lokal gekannt, und hätten sie vor allen Dingen den Platz wählen dürfen, so ist es sehr zweifelhaft, ob sie sich zu demjenigen entschlossen haben würden, zu welchem Cousin Jean sie führte, denn sie wollten nicht allein gern sehen, sondern auch gesehen werden.

Doch, was war zu thun?

Cousin Jean hatte das Proscenium des ersten Ranges gewählt, und so sehr die gnädige Frau sich auch über die „Luke" hinaus streckte, so versicherte sie dennoch, sie wäre überzeugt, daß die Herrschaften, welche in den „offenen" Logen säßen, weit mehr und weit besser sähen.

„Hier ist man dagegen incognito!" entgegnete ihr artiger Begleiter.

Dieses magische Wort führte unsere Frau augenblicklich in die Wirklichkeit zurück.

„Aha!" dachte sie, ganz erstaunt darüber, daß sie dies nicht gleich eingesehen hatte, „der Graf wird wohl diesen Platz gewählt haben, damit er selbst nicht gesehen wird, wenn von seiner ahnenstolzen Familie Jemand zugegen ist."

In diesem Schlußsatze wurde sie noch mehr bestärkt durch den Umstand, daß der Graf gar nicht geneigt zu sein schien, in den Salon hinauszublicken.

Blenda schwieg, denn sie war im Beschauen vertieft.

Ihre lebhafte Seele nahm einen Eindruck nach dem andern auf, doch aus Furcht, sich lächerlich zu machen, wenn sie allen diesen verschiedenen Eindrücken Luft gäbe, legte sie ihren Gefühlen Fesseln an; ihr war noch Henriette und der Abend in Gauthiers Reitbahn im Gedächtnisse.

„Wenn schon der bloße Theatersalon und die Zuschauer Sie so vollkommen unterhalten, meine kleine Cousine, so bleibt

mir wohl wenig Hoffnung übrig, ein einziges Wort von ihren Lippen zu erhalten, wenn erst der Vorhang aufgegangen ist!"

Blenda's Ritter äußerte dieses mit einem kleinen Anstrich der Neugierde.

Sie wendete sich um und gab ihm ein Lächeln, welches zwar sehr angenehm, aber doch nur flüchtig war, denn in diesem Augenblicke begann das Orchester die Ouvertüre hören zu lassen, und nun ging Blenda's Seele in ihre Ohren ein.

Sie schloß die Augen, um besser hören zu können. Ein Schauer durchbebte jede Fiber.

Man gab an diesem Abende Preciosa, und Cousin Jean hätte zehnmal hinweggehen können von der Dame seines Herzens, ohne daß sie es bemerkt hätte, so hingerissen, so entzückt war sie.

Er aber merkte dagegen, daß sie glücklich sein konnte ohne ihn, obgleich sie wußte, daß er am folgenden Morgen auf eine längere Zeit von ihr hinwegreisen würde.

Dieser Gedanke, der ihm gleich einem kalten Stahle durch das Herz fuhr, trieb eine Wolke über seine Stirne.

Für ihn war das Schauspiel gar Nichts — er hatte dasselbe unzählige Male gehört und gesehen, er war nur interessirt, die Ausdrücke zu beobachten, welche sich auf dem schönen Antlitze seiner jungen Geliebten abspiegelten. Und dieses Antlitz war so strahlend, so inspirirt, und drückte ein so inniges Mitleben aus in Allem, was sich unter den handelnden Personen zutrug, daß er trotz des Glückes, welches sie empfand, und trotz des Glückes, welches er selbst nothwendig empfinden mußte, da er sie so glücklich, so einnehmend sah, dennoch die grausamste Pein litt.

Cousin Jean war unbedingt ein Egoist — und das gestand er sich auch selbst — aber die Strafe blieb nicht aus.

Es war ihm bestimmt, an diesem Abende einen noch weit größeren Neid zu empfinden, als er gegen die Musik, die Schauspieler und die Decorationen empfunden hatte.

* *
*

Der Vorhang war zum ersten Male gefallen.

Frau Emerentia hatte fast den Athem verloren, that tausend Fragen, ohne die Antwort auf eine einzige abzuwarten, ja sie wendete sich nicht einmal um.

Das junge Fräulein aber that dies, und ihre Augen suchten den, der neben ihr saß.

„Ich glaube, Cousine Blenda, Sie haben noch niemals einen solchen Genuß gehabt?“ sagte er.

„Ach, das ist wahr!“ erwiederte sie noch im vollsten Entzücken.

„Also ist dieser Abend ohne Ausnahme der glücklichste in Ihrem Leben?“

„Das habe ich nicht behauptet . . . man ist ja auf verschiedene Art glücklich!“

Sie blickte wieder in den Salon hinaus, diesmal jedoch weniger aus Neugierde, als um die brennende Röthe auf ihren Wangen zu verbergen.

„Wen grüßen Sie denn?“ fragte Cousin Jean, welcher sah, daß Blenda den Kopf bewegte.

„O, wie dumm! — ich dachte in der Eile nicht daran, daß ich nicht hätte grüßen sollen.“

„Wie so?“

„Es ist ja der Kammerjunker, welcher dort unten sitzt. Aber er sah mich mit einem so innigen und bittenden Blicke an, daß ich unmöglich unartig sein konnte.“

„Er ist, wie ich meine, hinlänglich unartig gewesen, daß er es verdient, nicht erkannt zu werden . . . Doch, mein Gott, wen grüßen Sie jetzt schon wieder?“

Diesmal hatte Blenda ein eben so verbindliches, als tiefes Compliment gemacht. Und nun begann auch Frau Emerentia mit einer Menge von Complimenten, welche eine vertraulichere Bekanntschaft zu erkennen gaben.

„Sehen Sie jenen Herrn?“ fragte Blenda lebhaft, „ihn,

links unter der königlichen Loge, mit dem hübschen Operngucker in der Hand?"

„Ich sehe viele Herren mit Operngucken."

„Ich meine den mit dem weißen Halstuche!"

„Aha! — nun, was ist's denn mit ihm?"

„Können Sie rathen, wer das ist?"

„Nein, das kann ich nicht... es ist mir nur, als müßte er sehr interessirt sein, Sie zu betrachten, mein Cousinchen, weil er das beinahe zu lange thut, als daß er das Passende ganz genau kennen kann."

„Nun gut — das ist Herr A.".

„Der Handelsexpedient?"

„Ja! . . . Wie gefällt er Ihnen?"

Glücklicher Weise befreite die Musik den Cousin Jean von einer Antwort, und diesmal war er nicht unzufrieden damit, daß Blenda's Aufmerksamkeit auf die Scene gelenkt wurde. Er sah dies um so lieber, als außer den Guckern des Kammerjunkers und des Handelsexpedienten noch eine Masse anderer Operngucker auf das schöne Mädchen gerichtet wurden.

Aber es sollte noch ärger kommen.

Gegen das Ende des Actes ging gegenüber in dem Proscenium die Thür auf und es traten zwei Herren herein.

Sobald sie sich gesetzt und die Augen in den Salon geworfen hatten, hefteten sich diese, nach einem flüchtigen Blick auf die Bühne, an die Loge gegenüber.

Cousin Jean sah, daß der eine von diesen Herren plötzlich zusammenfuhr, sich an seinen Nachbar wandte und dann wieder gerade vor sich hin sah, wobei die Herren einige lebhafte Worte mit einander austauschten, deren Gegenstand für den aufmerksamen Liebhaber nicht schwer zu errathen war, denn sie hörten nicht auf, Blenda zu betrachten.

Und er, der sie zuerst erblickte, hatte in seinen Blicken ein Feuer, eine Ungeduld, welche sie zwingen zu wollen schienen,

seine anhaltende Aufmerksamkeit zu belohnen; doch so lange der Vorhang noch auf war, hatte Blenda wie zuvor nur Sinn für die Spielenden.

Ja, nachdem er schon gefallen war, starrte sie noch der schönen Preciosa nach und fühlte in dem Innersten ihrer Seele den Wiederklang ihres Gesanges:

„Was ich denke, was ich treibe
Zwischen Freude, Lust und Schmerz,
Wo ich wandle, wo ich bleibe,
Ewig nur bei Dir mein Herz!"

Endlich sagte sie zu dem ungeduldig wartenden jungen Mann, der wie auf glühenden Kohlen hinter ihr stand:

„Wie kann man wohl jemals mit Gleichgültigkeit, ja nur mit Ruhe im Schauspiele sitzen? Sie sehen nicht aus, Cousin Jean, als ob Sie einen großen Genuß hätten!"

„So viel ich weiß, habe ich ja auch gar nicht behauptet, daß ich Genuß habe!"

Blenda sah ihn verwundert an.

„Woran denken Sie denn?"

„Ich dachte an meine Reise in dieser Nacht."

„In dieser Nacht? — Reisen Sie schon in dieser Nacht?"

Der lebhafte Glanz, der noch so eben in Blenda's Augen gestrahlt hatte, wurde augenblicklich in Nebel gehüllt! alle Interessen, die sie noch vor einem Augenblicke gehabt hatte, waren vergessen.

Was Frau Emerentia betrifft, so war während der Zwischenacte ihre Aufmerksamkeit so unausgesetzt auf die Logen, welche sie sehen, sowie auf die Leute, deren Anzug sie mustern konnte, gerichtet, daß die jungen Leute fast ganz allein zu sein glaubten; die kluge Mutter war zu gleicher Zeit sowohl zugegen, als auch abwesend, denn sie hörte Alles sehr gut, obgleich sie sich stellte, als hörte sie gar nichts.

„Ja," entgegnete Cousin Jean, „ich würde in dieser Nacht

doch nicht schlafen können — also ist es besser, die Zeit auf der Landstraße zuzubringen. Wenn ich wiederkehre . . ."

Er machte eine Pause, doch die Sprache, welche seine Augen redeten, füllten dieselbe aus und machte, daß Blenda sich zitternd abwendete.

Was war die Folge dieser verschämten Bewegung? Keine andere, als daß sie unbewußt nach dem andern Proscenium hinüberblickte, von wo aus der zuvor erwähnte Herr, welcher sie so lange und mit Ungeduld betrachtet hatte, ihr mit ausgesuchter Artigkeit sein Compliment machte, welches Blenda erröthend erwiederte.

„Ich glaube wirklich, mein Fräulein, Sie kennen den ganzen Theatersalon!" sagte Cousin Jean, und sein Ton verrieth eine merkliche Kälte.

Ein heftiger Anfall des Hustens, der in diesem Augenblicke über Frau Emerentia kam, hinderte Blenda, zu antworten.

Die werthe Frau, welche mit einem halben Ohre der Unterredung zwischen der Tochter und ihrem gräflichen Schwiegersohne gefolgt war, hielt es für ein Meisterstück von Feinheit, in diesem kritischen Augenblicke eine Unterbrechung zu bewirken. Sie machte auch wirklich einen solchen Lärm — ehe sie die Brustkuchen aus dem Arbeitsbeutel bekommen konnte, den sie ganz behende hatte fallen lassen — daß das Gespräch wirklich in's Stocken gerieth.

Indem sie nun suchte, erhielt sie Gelegenheit, ihrer Tochter folgende Worte in's Ohr zu flüstern:

„Jetzt hast Du wenigstens Zeit gehabt, Dich zu besinnen — sei vorsichtig in Deiner Antwort . . . ich merke, der Graf ist eifersüchtig wie ein Spanier!"

Blenda war höchst erstaunt, sie begriff nicht das Mindeste und verstand auch nicht den Inhalt dessen, was die Mutter flüsterte.

Unsere gnädige Frau, die inzwischen keine Lust hatte, das

Mindeste von ihrer Augenweide zu verlieren, und überdies jetzt ihrer mütterlichen Pflicht Genüge geleistet zu haben vermeinte, nahm mit einer Entschuldigung gegen den Grafen ihren Platz wieder ein und war in demselben Augenblicke auch von Neuem taub.

XXXI.

Nachdem es auf diese Weise wiederum ruhig geworden war, nahte sich auch Cousin Jean von Neuem.

Seine Lippen fragten nichts, aber sein Blick erinnerte sie an das unterbrochene Gespräch.

„Ich habe vergessen,“ sagte Blenda mit einer kleinen Verwirrung, welche sie ohne die Warnung der Mutter nicht gehabt haben würde, „ich habe vergessen zu sagen, daß der Baron von T—swärd vor einigen Tagen bei uns gewesen ist . . . Es war jedoch ein bloßer Zufall, daß er entgegengenommen wurde.“

„Dieser Herr ist vermuthlich ebenfalls einer von Ihren Reisebekannten?“

„Warum sagen Sie das so ärgerlich?“

Jetzt war sie sogleich muthig und ungezwungen, denn sie merkte, daß Cousin Jean nahe daran war, sie ohne Erklärung zu verurtheilen.

„Ich sage das nicht sowohl aus Verdruß, als aus Betrübniß. — Sie haben mir ja selbst erzählt, daß Sie zufolge der klugen Rathschläge Ihrer vortrefflichen Tante niemals einen von diesen Herren annehmen wollten.“

„Ja; doch seien Sie überzeugt,“ entgegnete sie mit einer kleinen spottenden Bosheit, „seien Sie überzeugt, daß die Tante

mit anderen Herren auch nicht weniger strenge gewesen sein würde!"

„Das ist keine Antwort, mein Fräulein — und ich wage zu glauben . . ."

„Nun, was glauben Sie denn, mein Cousin?"

„Daß Sie es nicht abschlagen dürfen, dem Freunde, auf dessen Ehre Sie bauen können, die Ursache zu sagen, warum Sie von einem Beschlusse abgewichen sind, den die Pflicht gegen Sie selbst Ihnen vorgeschrieben hatte!"

„Diese ist ganz einfach . . ."

„Nun?"

„Alles ist Ihre Schuld!"

„Da ist es vermuthlich meine Schuld auf eben die Art, wie an jenem Abende, da sie den Kammerjunker mit mir verwechselten?"

„Ja, ungefähr . . . Stellen Sie sich vor: ich war, wie Sie wissen, in den Tagen vor Weihnachten nicht recht wohl, und da bildete ich mir ein, es wäre keine Unmöglichkeit, daß eine gewisse Person auf die Idee verfallen könnte, sich nach meinem Befinden zu erkundigen — war das wohl so wunderlich?"

„Gewiß nicht!"

„Nun gut: in dem Augenblicke, da ich mit meiner Mutter überlegte, ob ich es wohl wagen könnte, zu der Frau Gyllenhake zu gehen, um die Unruhe zu stillen, welche mein Ausbleiben bei ihr erweckt haben möchte, und vielleicht auch bei . . . bei dem, welcher es übernommen hatte, mich nach Hause zu begleiten, tritt die Aufwärterin ein und sagt, ein junger Herr, den sie noch nie gesehen, der sich jedoch für einen Bekannten ausgäbe, hielte darum an, uns einen Besuch machen zu dürfen. Mutter und ich hatten nur einen Gedanken: Laßt ihn hereinkommen! Und ist es meine Schuld, Herr Cousin, müssen Sie mich anklagen, daß Sie es nicht waren, sondern der Baron, welcher — nachdem

er seinen Vater verloren und ein Fideicommiß geerbt hatte, kürzlich nach Stockholm gekommen war, um sich zu zerstreuen?"

„Und kaum angekommen, sucht er diese Zerstreuung bei Ihnen und findet sich auch so aufgenommen, daß er Ihnen dafür die Erzählung seiner Lebensverhältnisse liefert!"

„Cousin Jean! was wollen Sie damit sagen? — Ich erkenne Sie gar nicht mehr!"

„Nein, ich bin derjenige, welcher Sie nicht mehr erkennt!"

„Ich versichere Sie aber, ich war so ärgerlich — notabene nicht auf den Baron, sondern auf den, der daran Schuld war — daß, wenn ich auf gewesen wäre und gehört hätte, als die Aufwärterin am Weihnachtsabende „einen Verwandten" anmeldete, ich ganz gewiß gerathen haben würde, ihn nicht einzulassen, es hätte ja wieder ein Anderer sein können!"

„Diese Bitterkeit," sagte er nach einigem Schweigen, „ist vielleicht gerecht — ich gestehe es. Doch eines Tages, Blenda werden Sie erfahren, daß Sie selbst nicht weniger schuld sind an der falschen Stellung, die Sie mir zum Vorwurfe machen als ich an ihren Fehlgriffen schuld bin."

„Habe ich Ihnen denn etwas zum Vorwurfe gemacht?"

„Ohne Zweifel . . . da ich nun aber verreise, so darf ich wohl hoffen, daß ich nicht zu mehreren Verwechslungen Anlaß geben werde; und bis Sie einen Gruß vom Cousin Jean erhalten . . ."

„ . . . Bis dahin," fiel Blenda lächelnd ein, „werde ich natürlicher Weise sowohl gegen Verwandte, als auch gegen Bekannte taub und blind sein. Doch bedenken Sie, daß auch dieses seine große Verdrießlichkeit haben könnte."

„Wie denn das?"

„Der wirkliche Cousin Jean könnte uns einen Besuch machen wollen und zufällig auf Ihre Rechnung eingelassen werden!"

„Wie sinnreich sind Sie doch, mich zu plagen!"

„Welch ein Einfall!"

„War er vielleicht ungerecht?“

„Ganz ungerecht!“

„So habe ich denn jetzt einen besseren: Verschließen Sie Ihre Thüren, bis ich Ihnen meine Rückkehr schriftlich anzeige!“

„Wenn das aber zu lange dauert, so . . .“

„Ich verstehe, ich verlange allzu viel — was hätte ich wohl auch für ein Recht, solche Aufopferung zu fordern? Baron T—swärd hat auch wohl schon die Erlaubuiß erhalten, seine Besuche fortzusetzen, und es leidet keinen Zweifel, daß der Handelsexpedient . . .“

„Ich begreife nicht, bester Cousin, was diese achtungswerthen Herren Ihnen gethan haben!“ sagte Blenda mit einem Blicke voll entzückender Schalkhaftigkeit. „Doch kümmern Sie sich auf keinen Fall um sie! Der Baron hat versprochen, uns nicht mehr zu belästigen — er hat das sehr ernsthaft versprochen; und was Herrn A. betrifft, so setzt er sich gewiß dem Aerger nicht aus, zum zweiten Male abgewiesen zu werden.“

„Inzwischen,“ entgegnete Cousin Jean mit jener weichen und vibrirenden Stimme, welche die Aufmerksamkeit Derjenigen verdoppelt, in deren Ohren sie einen Wiederhall findet, „inzwischen, o Blenda, sind Sie frei, ich will Sie durch kein Versprechen binden . . . Sogar wenn Sie selbst glauben könnten, Sie hätten sich hinlänglich geprüft, um ein solches geben zu können, würde ich nicht wagen, dasselbe anzunehmen, ehe Sie wüßten, wem Sie es gäben.“

In diesem Augenblicke war der für die übrigen Zuschauer lange Zwischenact zu Ende.

Der Vorhang ging auf.

Doch für Blenda mochte er jetzt frei auf- und abgehen, sie wendete das Haupt nicht einmal dorthin, und noch viel weniger ihre Seele, ihre Sinne — Alles verblieb in dem Proscenium.

Und da Frau Emerentia, welche deutlich merkte, wie die Sachen standen, jetzt allein mit ihrer Person fast die ganze Oeffnung füllte, so entstand eine Dämmerung in der Loge.

Diese Dämmerung war jedoch nicht stärker, als daß die Gesichtszüge sich vollkommen unterscheiden ließen.

Blenda gewahrte, daß sich eine starke, beinahe angstvolle Bewegung auf dem Antlitze ihres Liebhabers abzeichnete. Und da sie in diesem Augenblicke zum ersten Male seit ihrer romantischen Bekanntschaft seinen brennenden Kuß auf ihrer Hand fühlte, war sie so betroffen, so erschüttert, daß sie, nicht im Stande, mit Worten sich auszudrücken, ihm nur mit einigen Thränen antwortete, welche ihm einen Vorwurf machen zu wollen schienen, daß er nur im Stande sein konnte, von ihrer Freiheit zu reden.

Er verstand diese Thränen, und sein Herz nahm sie auf.

„Und wenn ich nun arm, wirklich arm wäre, mit einem unbedeutenden Namen und noch geringerem Ansehen . . . wenn ich vor Ihnen stände, Blenda, ohne das Clair-Obscur, welches unsere geheimnißvolle Verbindung mir geliehen — wie da?“

„Da,“ sagte Blenda stolz und glücklich, „würde ich mich beeilen, Ihnen zu geben, was Sie jetzt nicht fordern wollen.“

„Erwägen Sie diese für mich so himmlischen Worte während meiner Abwesenheit! . . . Sie sind jung, romantisch nicht allein von Natur, sondern auch durch die Erziehung; Sie sind — verzeihen Sie meiner Aufrichtigkeit — Sie sind eitel, doch eher aus jugendlichem Leichtsinn, als wegen eines Charakterfehlers; vielleicht haben Sie einen glänzenden und gefährlichen Traum geträumt — ich fürchte das beinahe. Aber jetzt schwöre ich Ihnen in diesem ernsten Augenblicke: Ich bin kein vornehmer Mann!“

„O still, still! Warum sagen Sie mir das?“

„Weil es meine Pflicht ist! Das Loos, welches ich Ihnen bieten kann, ist anspruchslos — ich sage nicht, daß es Armuth ist; aber es ist dennoch weit entfernt von Reichthum und Luxus. Nur von einer einzigen Art des Reichthums können Sie Ueberfluß erwarten, und es kommt darauf an, ob sie diesen Reichthum vorziehen.“

„Ich glaube, Sie beurtheilen mich nicht richtig!“ entgegnete

Blenda, entzückt über die kleine, „so geschickt gespielte" Komödie des Grafen.

Es fiel ihr gar nicht ein, nur eine Sekunde lang zu glauben, daß in seinen Worten Wahrheit läge.

Sie wußte ja, daß ihr Liebhaber ein reicher Adeliger von hoher Geburt war, und daß er Alles, was er gesagt habe, nur geäußert hätte, um sie zu prüfen. Aber sie wünschte wirklich, nämlich in diesem Augenblicke der Bezauberung, er möchte der Unbedeutendste aller Männer sein, um Gelegenheit zu erhalten, ihm zu zeigen, wie rein, wie tief ihr Gefühl wäre und wie weit entfernt, sich auf Hochmuth und Eitelkeit zu gründen, wenn auch diese fehlerhaften Neigungen in die edleren mit verflochten waren.

„Ja, glauben Sie mir, ich beurtheile Sie richtig — wenigstens hoffe ich es . . . Doch wollen wir sehen, wie die Zeit für oder wider mich wirkt. Noch einmal wiederhole ich . . . Sie sind frei, frei wie die Luft; sind die Gefühle wahr, so bedürfen Sie ja keiner Gelübde, um ihre Dauerhaftigkeit zu zeigen."

„Das ist wahr ... doch . . . doch wenn Sie es nicht übernehmen, eine Frage nicht mißverstehen wollten . . ."

„Ach, fragen Sie Alles, was Ihnen beliebt!"

„Nun wohl, ich wünsche wohl eine bestimmte Zeit für Ihre Rückkehr zu wissen!"

„Und warum?"

„Warum? . . . natürlich um darnach die Zeit zu berechnen."

„Dank, holder Engel, tausendmal Dank für diese Antwort! Doch muß meine Abwesenheit auf gewissen Umständen beruhen. Vielleicht bin ich nicht immer so weit aus dem Wege; aber bis ich völlig überzeugt bin von Demjenigen, was ich zu wissen wünsche, bin ich dennoch entfernt."

Wie es möglich war, daß während ihrer leisen Unterredung — die sich, ohne daß sie selbst etwas davon wußten, von dem dritten bis über den vierten Act hinauszog — das Schauspiel

ein Ende nehmen konnte, das begriff weder Blenda, noch auch ihr Liebhaber; jetzt aber war es dennoch zu Ende, und mit Entzücken, mit geheimem Triumph sagte Cousin Jean:

„Ach, verzeihen Sie mir, was ich Ihnen jetzt geraubt habe! Ich hoffe dereinst mit so vielen Schauspielen, als Sie sehen wollen, Ihnen den Verlust ersetzen zu können, welchen ich jetzt verursacht habe! Sie sind ja nicht untröstlich darüber, meine Cousine!"

„Ich bin nur erstaunt, daß ich es nicht bin — denn ich sollte es eigentlich sein!"

„O, Du Kleine," tröstete Frau Emerentia, „ich will Dir jede Kleinigkeit erzählen . . . und die Musik hast Du doch gewiß gehört."

Ein zweifelndes Lächeln auf den Lippen des Cousin Jean fand bei Blenda eine Erwiederung.

Wie glücklich waren sie in diesem Augenblicke!

Aber es gab Leute, welche ihnen dieses Glück grausam beneideten, Leute, welche die Damen bespähten, als sie die Loge verließen, welche ihnen folgten und ihren Begleiter sorgfältig musterten.

Unsere gnädige Frau und Blenda erkannten unter der großen Menschenmasse in den Corridoren keine einzelne Person. Doch ihr Begleiter bemerkte Alles, und er sagte ganz leise zu Blenda, deren Arm in dem seinigen ruhte:

„Vergessen Sie nicht, daß Ihr Cousin Sie heute Abend in's Schauspiel geführt hat! Sollte Sie Jemand fragen, so ist diese Antwort vollkommen genügend."

Erst als Blenda in den Verdeckschlitten stieg, gewahrte sie bei dem Scheine der Laterne den jungen Baron. Er stand dicht neben ihr und starrte mit einer Miene von Unentschlossenheit ihren Begleiter an.

Da rief sie ganz laut:

„Ach, lieber Cousin, wollen Sie nicht die Güte haben, meinen Gucker und meinen Muff zu nehmen!"

„Ihr Cousin?" murmelte der Baron. „Nun, das war gut! Aber auf jeden Fall war es ein allzu hübscher Cousin. Während der beiden letzten Acte muß er sie ganz außerordentlich gut unterhalten haben . . . O, dieses junge Mädchen macht mich wahnsinnig! Je mehr ich mir vorsetze, nicht an sie zu denken, desto eigensinniger verfolgt mich ihr Bild . . . Warum war sie mit einem Male so gleichgültig gegen das Schauspiel? . . . vielleicht befand sie sich nicht wohl — sie ist ja krank gewesen . . . Auf jeden Fall muß ich wissen, ob dieser Cousin sie besucht und ob er Derjenige war, den sie so gerne treffen wollte, als sie weinte, da sie nicht ausgehen durfte, — er, dem eine kleine Unruhe nicht schadete."

* * *

Wir sagen nichts von dem Abschiede zwischen unserer Heldin und ihrem geheimnißvollen Anbeter.

Die letzten zärtlichen Worte wurden auf dem Rückwege im Schlitten gewechselt — und als sie bei der Wohnung der Frau Emerentia anlangten, wechselten sie den ersten Händedruck.

In einem ähnlichen Abschiede liegt immer eben so viel Glück als Schmerz . . . und die Hoffnung auf ein noch höheres Glück beim Wiedersehen befreite die Gegenwart von aller Sentimentalität.

XXXII.

Es war für Blenda keineswegs leicht, nach diesen drei merkwürdigen und poetischen Märchentagen in das gewöhnliche Leben zurückzutreten.

Doch der Gedanke, daß sie „frei wie die Luft" war — welcher vor ihrer Seele bedeutete, daß sie eben von diesem Augenblick an mit ihrem abwesenden Liebling für das Leben und die Ewigkeit vereint war — verlieh ihr den Muth, sogar dem Alltäglichen zu trotzen, das sich doch wenigstens verbessern ließ, wenn man es durch den magischen Schleier betrachtete, welchen eine glänzende Einbildungskraft über jeden Gegenstand zu werfen im Stande ist.

Blenda beschloß daher, den Theil ihrer Lebenszeit (und dauerte er auch jahrelang), welcher zwischen der Abreise des Grafen und seiner Rückkehr verfließen würde, als eine Art von Fegefeuer zu betrachten, aus welchem sie gereinigt und veredelt in den schönen Himmel, der ihrer früher oder später wartete, eintreten sollte.

Um aber dieses „Fegefeuer recht nützlich zu machen, faßte sie auch den Entschluß, sich durch einen außerordentlichen Fleiß in denjenigen Fertigkeiten zu vervollkommnen, welche sie Gelegenheit hatte, sich zu erwerben. Außerdem wollte sie auch solche Bücher, mit denen sie hätte anfangen sollen, mit Eifer studiren.

Ihr Held hatte oft über ihre romantischen Ideen gelächelt. Nun gut: sie wollte keine Romanheldin an Gefühl, Leben und Handlung mehr sein; sie wollte diese fiebernde Phantasie festbinden an das Nachdenken und werden wie andere junge Mädchen, welche sich damit begnügten, einen Roman ganz einfach zu lesen und Genuß davon zu haben, so wie vielleicht bisweilen aus dem Inhalte desselben Nutzen zu ziehen, das heißt:

sie wollte die Rollen, welche ihre feurige Seele bisher so bereit gewesen war aufzunehmen, nicht länger spielen.

Nachdem diese guten Vorsätze gefaßt waren, fehlte weiter Nichts, als sie auszuführen.

Das Erste ging vortrefflich.

Bald spielte und sang sie so, daß sie mit wirklichem Schrecken an das Selbstvertrauen dachte, mit welchem sie vor kurzer Zeit als Lehrerin hatte auftreten wollen. Demnächst studirte sie mit Eifer, nicht nur unter der Leitung der guten Frau Gyllenhake, sondern auch allein diese Art von Lectüre, welche allmählig eingeführt war und, weit entfernt die ehrenwerthe alte Frau zu unterhalten, berechnet zu sein schien, das junge Mädchen einen vollständigen Schulcursus durchmachen zu lassen.

Aber trotz aller dieser Anstrengungen, trotz dem, daß sie bei wirklich gefahrvollen Begegnungen (von denen wir späterhin reden werden), die ganze ruhige Würde annahm, welche ihres Erachtens ein verständiges, gebildetes und nicht romantisches Frauenzimmer in allen einfacheren und verwickelteren Verhältnissen des Lebens besitzen mußte, konnte dennoch nichts die Flucht ihrer unruhigen Einbildung zügeln. —

Sie zwang sich und ging bis zur Lächerlichkeit, um diese ausschweifende Phantasie in Schranken zu halten. Sie schuf sich um zu einer ehrbaren Matrone, zu einer neuen Frau Gyllenhake im Kleinen.

Aber es half zu nichts: mitten in aller ihrer äußern Würde ertappte sie ihren innern Menschen auf frischer That bei einem von seinen übersinnlichen Ausflügen.

Bei solchen Ausflügen war sie bald auf ihren Gütern, wo sie große, glänzende Gesellschaftskreise entgegennahm und in denselben selbst die Sonne war, welche der ganzen Umgebung Leben ertheilte; bald bei Hofe, stets von den Majestäten observirt, stets in den Hofkreisen beneidet, gefeiert und ein Gegenstand des Gespräches; bald saß sie mit ihrem geliebten „Leicester" —

sie verwechselte sich oft mit Amy Robsart — im Schauspiel und entsann sich mit einem lieblichen Lächeln ihres ersten Abends im Schauspiele und des interessanten Zwischenaktes in dem Proscenium, eine Erinnerung, die der immer noch eben so verliebte und anbetende Leicester für eine der schönsten in seinem Leben erklärte.

Jedes Mal, wenn sie aus einem solchen Traume auffuhr, erschrak sie jedoch und konnte nicht begreifen, warum es ihr nicht gelingen wollte mit allen ihren eifrigen Bemühungen, sich von diesem romantischen Wirrwarr zu befreien.

Erst späterhin war sie im Stande zu begreifen, warum das Romanlesen auf sie einen andern Einfluß als auf Andere ausgeübt hatte.

Der Roman, der reine und gesunde, ist eine gute und lehrreiche Schule; doch um Nutzen daraus zu ziehen, muß der Geist erst durch andere Schulen gegangen sein.

Mit Blenda's Erziehung war es, wie wir gesehen haben, verkehrt gegangen, und jetzt mußte sie daher die Folgen der Unvernunft erfahren, in welcher Frau Emerentia nicht allein steht, nämlich auf Kosten der übrigen Seelenkräfte die Phantasie eines jungen Kindes sich entwickeln zu lassen.

Zum guten Glück für unsere Romanheldin schützten die Folgen ihres ersten Eindrucks sie vor der Gefahr der übrigen. Vielleicht war es einzig und allein ihre junge Liebe, welche — weil sie nämlich zufälliger Weise einem würdigen Gegenstande geweiht war — sie schützte, eine leichte Beute der Schmeichelei und der Anbetung zu werden.

* *
*

„Nun weiß ich, was ich thun will!" sagte Blenda eines Tages zu sich selbst, nachdem sie lange vergeblich über Mittel gegen das Uebel, welches sie entfernen wollte, nachgedacht hatte.

„Ich will eine Barmherzigkeitsschwester werden — da bin ich überzeugt, daß alle diese gefährlichen Träume, wie er sie nannte, weit von mir entfernt bleiben, und daß ich sein kann gleich allen Andern, außer darin, daß ich besser und meinen Mitmenschen nützlicher sein will."

Wie gerne hätte nicht Blenda — welche keineswegs argwöhnte, daß auch dieser schöne Vorsatz eher eine neue Idee ihrer fruchtbaren Einbildung, als wirklich christlicher Gefühle war — wie gerne hätte sie nicht die Nonnentracht für ihren neuen Beruf angenommen! Dies mußte sie jedoch unglücklicher Weise aufgeben; aber dagegen setzte sie um so lebhafter die Sache selbst ins Werk . . . .

. . . .

„Aber um Gottes willen, wo hältst Du Haus, mein Kind!" fragte Frau Emerentia eines Tages, da Blenda eintrat.

Sehr erstaunt, daß Blenda täglich länger ausblieb, ohne daß sie einen Grund dazu angeben wollte, hatte die Mutter heute, da die Tochter länger als gewöhnlich auf sich warten ließ, zu der Frau Gyllenhake geschickt und erfahren, daß Blenda immer zu der bestimmten Zeit des Vormittags von ihr ginge, was sie auch diesmal gethan hätte.

„Bei den Armen, den Kranken, liebe Mutter!" antwortete Blenda mit flammenden Wangen und strahlenden Augen. „Jetzt, da ich mit meinem Werk in Gang gekommen bin, will ichs nicht länger verhehlen."

„Ich verstehe Dich nicht recht, Du Kleine!"

„Ach, mein Gott, das ist doch leicht zu verstehen! Muß ich mir nicht eine Pflicht daraus machen, an Leidende das Gute, welches ich selbst erfahre, wieder zu vergelten?"

„Nun, liebe Blenda, dagegen sage ich ja kein Wort — ich habe Dich ja immer aufgemuntert, obgleich es gewiß nicht nöthig gewesen ist, Dein Scherflein ordentlich an die alte Brita zu schicken?"

„Sie ist aber nur Eine."

„Das ist wahr — und in Deinem künftigen neuen Stande ist es Dein hohes Recht, einer Menge von Unglücklichen Schutz zu ertheilen; und ich kann es eben nicht tadeln, wenn Du jetzt, da Du gute Zeit hast, Diejenigen aufsuchst, welche es am meisten verdienen, so daß Du hernach wissen kannst, wem Du Deine Wohlthaten zufließen lassen sollst . . . Doch, jetzt hast Du ja noch nichts zu geben?"

„Ja, sehr viel!"

„Was denn?"

„Ich gebe Theilnahme, Krankenpflege und auch Geld . . . wenigstens erhalten sie Geld durch mich. Auch gebe ich Kleider, deren ich entbehren kann . . ." (Frau Emerentia würde sehr bestürzt gewesen sein, wenn sie mit der Wäsche und der Garderobe ihrer Tochter eine Revision angestellt hätte) . . . „O Mutter, Du weißt nicht, wie viel Elend sich hier verbirgt, und wie glücklich ich bin, da ich die Thränen Anderer abtrocknen kann — da sehne ich mich recht darnach, reich zu werden."

„Aber höre, Du Kleine! — so schön das auch ist, muß ich Dich dennoch warnen, so allein auszugehen."

„Wie so?"

„Du weißt, der arme Baron — welcher gewiß noch aus Liebe zu Dir stirbt — ist trotz seines Versprechens, nie wieder zu kommen, während dieser Monate mehrmals hier gewesen . . ."

„Ja, Mutter; warum hast Du das erlaubt?"

„Erlaubt, erlaubt? — davon ist jetzt gewiß die Rede! Ich bin wohl auch nicht ein Stein? Er ist so außerordentlich artig und gut. Doch bei jedem Besuche sehe ich, obgleich seine Lippen noch schweigen, daß er immer mehr und mehr eingenommen wird . . . ."

„Wie gehört das hieher?"

„Ja, denke, wenn er eine Ahnung von Deinen Promena-

den hätte, — das wäre für ihn eine Gelegenheit Dich zu verfolgen!"

„Er sollte mich verfolgen? — Nein, er verfolgt mich nicht . . . ganz im Gegentheil!"

„Was meinst Du jetzt?"

„Daß er mir begegnet ist, mit einem Worte, daß ich ihn getroffen habe und zwar mehrere Male."

„Und das sagst Du ganz ruhig, nachdem Du Dich zuvor so ängstlich und bekümmert über seine Besuche gezeigt hast?"

„Ja; denn damals kannte ich ihn sehr wenig."

„Kennst Du ihn denn jetzt besser?" fragte Frau Emerentia mit großen Augen.

Blenda nickte mit geheimnißvoller Miene.

„Kind, Du wirst doch wohl vor Deiner Mutter keine Geheimnisse haben wollen!"

„Nein, behüte Mutter, nicht das allergeringste: ich will Dir Alles sagen!"

„Ich verlasse mich darauf — aber ich habe eine Ahnung! In des Himmels Namen, bist Du kalt geworden gegen den Grafen und gesonnen, die gräfliche Krone mit der freiherrlichen zu vertauschen? Das wäre sehr übel!"

„Ich kalt geworden?" rief Blenda mit einem Blicke aus, in welchem fast Abscheu lag . . . „Ich aufhören, den zu lieben, welchen ich von dem ersten Augenblicke an, da ich ihn sah, als meinen schützenden Engel angebetet habe — nimmermehr! nimmermehr!"

„Aber was ist es mit dem Baron?"

„Er . . . ja, er ist mein Bruder!" entgegnete sie ganz naiv.

Frau Emerentia — welche, wie sie selbst zu sagen pflegte, „sehr für den Anstand war" — konnte jetzt einen Ausruf der Bestürzung nicht zurückhalten.

„Kind, Kind! wenn es auch anging, den königlichen Sekre-

tär Onkel zu nennen — er war ja so gut wie verlobt mit einer Andern — und wenn es auch angeht, den Grafen, Deinen künftigen Gatten, Cousin zu nennen, so paßt es sich doch nimmermehr, daß Du den Baron zu Deinem Bruder annimmst!"

„Warum denn nicht?"

„Wie, Du fragst: Wenn er als Dein Bruder gelten will, so geschieht das nur, um hinter diesem anständigen Titel den Liebhaber verbergen zu können."

„Den Liebhaber verbergen?"

„Ja — und nimm Du Dich in Acht! . . . Ich kann ein solches Spiel nicht erlauben."

„Aber er führt nicht blos diesen Titel. So wie ich, um die Lebhaftigkeit meiner Einbildung zu dämpfen, von meinen Kräften den besten und edelsten Gebrauch gemacht habe, da ich geworden bin, was man in Frankreich eine Barmherzigkeitsschwester nennt, so hat er sich zu demselben Zwecke und aufgefordert durch mein Beispiel zu einem Barmherzigkeitsbruder gemacht. Er ist Derjenige, welcher mit dem größten Edelmuthe, nachdem wir mit einander die Verhältnisse der Bedürftigen untersucht haben, sehr bedeutende Geldsummen austheilt . . . Ach, ich bin überzeugt, er ist der edelste Mann unter der Sonne!"

„Aber ich sage Dir, Mädchen, ich will wissen, wie das Alles gekommen ist! . . . Barmherzigkeitsbruder — das ist meiner Treu sonderbar!"

„Und dennoch ist es so einfach, daß Du es sogleich verstehen wirst."

„Nun, so laß denn hören!"

„Ich hatte es mir vorgenommen, mich zu ändern, in allen Stücken andern Frauenzimmern ähnlich zu werden . . . ich kann zwar nicht genau sagen, wie sie sind, aber sie sehen immer so ruhig und angenehm aus — kurz: ich wollte anders werden."

„Wie einfältig warst Du doch! — Gerade so, wie Du bist, findet Dich der Graf bezaubernd.“

„Ja! aber ich weiß dennoch, daß er mich noch weit bezaubernder finden würde, wenn ich weniger romantisch wäre.“

„Gott tröste mich, ein solches Schäfchen!“

„Ich glaube dennoch kaum, daß ich das jetzt noch bin; denn weißt Du, Mutter, wie es mir neulich ging?“

„Nein.“

„An einem Vormittage, da Frau Gyllenhake ausgegangen war, setzte ich mich an das Piano, um noch einmal zu hören, wie mein altes Lieblingslied klang — ich habe niemals den Muth gehabt es zu singen seit der Zeit, da der Kammerjunker, das Unthier, mich auslachte . . . Gott sei gelobt, daß ich ihn nicht mehr zu sehen brauche; ich wünsche, daß seine ausländische Reise in alle Ewigkeit dauern möge!“

„Du kommst von dem Gegenstande ab!“

„O nein, nicht so ganz, denn mochte es nun vom Gelächter kommen, welches Bertha's Romanze weckte, oder mochte mein Geschmack sich unmerklich verändert haben, genug: das Lied von dem Ritter Egbert Montabor kam mir selbst beinahe ein wenig narrenhaft vor, und als ich dann am Abende das Buch nahm, um von Bertha und Agnes und ihrem Ritter zu lesen . . . unmöglich kannst Du errathen, was da geschah!“

„Das Beste ist, wenn Du mir das Rathen ersparst!“ antwortete die Mutter, deren Gesicht gleichsam umwölkt war.

„Denke Dir: ich gähnte und ließ das Buch halbschlafend auf den Schooß fallen! Und seit der Zeit habe ich keine Lust gehabt, mich zu überzeugen, ob diese Veränderung blos ein zufälliger oder vollkommener Abfall von meinem alten Geschmacke gewesen ist.“

Einige Augenblicke schwieg Frau Emerentia. Darauf sagte sie feierlich:

„Meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen hatte,

pflegte zu sagen: Verachtung alter, theurer Erinnerungen und Gewohnheiten wäre stets eine Folge des Hochmuths oder der Thorheit. Ich will es wünschen, Kind, daß Deine neuen Kenntnisse Dich nicht zur Sünde verleiten... Hm, hm, hm! den Ritter Egbert Montabor, vor welchem Dein Herz so oft geschlagen hat, narrenhaft finden — bei den Schicksalen derer zu gähnen, über deren Edelmuth und Heroismus Du so oft geweint hast!"

„Was mich mit sich fortreißt, das ist die neue Zeit!" entschuldigte sich Blenda. „Und ich kann wirklich froh sein, daß ich nicht länger unter dem Einflusse der alten stehe."

„Und dennoch hat diese Dich zu Demjenigen gemacht, was Du bist!" antwortete Frau Emerentia triumphirend . . . „Doch lassen wir dies und kehren wir zurück zu dem Baron! . . . Du wurdest also eine Barmherzigkeitsschwester?"

„Ja, um die letzten Symptome aller überflüssigen Romantik zu ersticken, nahm ich mir vor, einen Theil meines Lebens der Armenpflege zu weihen. . . Aber schon an dem ersten Tage, da ich von den deutschen Bäckerbergen *), wohin ich mich begeben hatte, zurückkehrte, begegnete ich dem Baron. Er grüßte so artig und freundlich, daß ich, obgleich ich bestimmt weiß, daß ich sehr würdig und ernst aussah, es nicht unterlassen konnte, ihm ein kleines Lächeln zu schenken."

„Nun, nun, das war eben nichts!"

„So dachte ich auch. Mein Herz war voller Freude, denn ich hatte Freude bereitet, wo ich gewesen war, daß ich ohnehin schon bei mir selbst lächelte — und daß er mir da gerade in den Weg kam, das war der Fehler des Zufalls, und nicht der meinige . . . wenn es ja ein Fehler war."

„Doch, um Dein Bruder zu werden, dazu gehörte noch mehr?"

---

*) Tyskbagarbergen liegen am äußersten Ende von Ladugardsland, der nordöstlichen Vorstadt von Stockholm.

Anm. d. Ueb.

„So warte doch! . . . „„Ich bin überzeugt," sagte er, indem er stehen blieb, „daß trotz der Antipathie, welche Sie, mein Fräulein, mir zeigen, dennoch irgend eine Sympathie zwischen uns vorhanden ist . . .““ „„Worin denn?" fragte ich . . . „„das werden Sie künftig vielleicht errathen!““ entgegnete er, und verschwand darauf in der Gegend, aus welcher ich kam."

„Ich bin vollkommen überzeugt, daß dieses Zusammentreffen nicht zufällig war! Er war Dir wohl an jenem Tage, so wie schon oft zuvor, von Frau Gyllenhake von Ferne gefolgt, war darauf neugierig geworden zu sehen, wohin Du gingst, und als er das erfahren, hatte er Dich erwartet und sich gestellt, als begegnete er Dir zufällig, um ebenfalls hinzugehen und Gutes zu thun. Er wußte recht gut, wie das auf Dich einwirken würde . . . doch weiter!"

„Wenn es auch war, wie Du nicht ohne Grund glaubst, so wäre das wohl dennoch kein Unglück . . . Am folgenden Tage, als ich zu meinen Kranken kam, hatten sie Alles besser: sie hatten ordentliche Betten anstatt des Strohes und der Lumpen, und Geld dazu, und sie erzählten mir, gleich nach meinem Weggange wäre ein junger Herr gekommen und hätte gesagt, ein Engel schicke ihn zu ihrer Hülfe."

„Aber, Du Kleine, das war allzu schön und interessant! Ich kann nur nicht begreifen, wie es Dir möglich gewesen ist, mir das Alles zu verschweigen!"

„Ich durfte ja nicht prahlen — die Barmherzigkeitsschwestern prahlen nie mit ihren Wohlthaten — aber eben so ausgemacht ist es auch, daß ich antworten mußte, da Du mich im Ernste fragtest."

„Gut, gut! . . . Wie ging's dann weiter?"

„So daß ich überall, wohin ich ging, am folgenden Tage Spuren des Barons fand, welcher im Namen des Engels kam."

„Edler junger Mann!" rief Frau Emerentia andächtig aus; „er ist ein würdiger Nebenbuhler des Grafen."

„So dachte ich auch, und darum, da ich ihm nicht erlauben konnte, mir seine Huldigung als Liebhaber zu geben, sagte ich ihm vor fünf Tagen, da er mir wieder begegnete und mich so bittend ansah, daß ich ihn als einen Bruder betrachtete, und daß ich glücklich wäre mit ihm die Sorge für meine Armen theilen zu können."

„Nun, diese Erklärung entzückte ihn, davon bin ich überzeugt, denn er erfuhr doch wohl nur die letzte Hälfte?"

„Das versteht sich; ich konnte natürlicher Weise nichts von meiner Verbindung mit dem Grafen sagen, da er von derselben gar keine Ahnung hat. Was ich ihm sagte, machte ihn daher außerordentlich glücklich. Er küßte mit Entzücken meine Hände und versicherte, er wäre bereit, den edlen Freuden, welche ich ihm angewiesen hätte, den vierten Theil seines Vermögens zu opfern . . . Darauf äußerte er einige Worte, die in Betreff unserer ersten Begegnung in den deutschen Bäckerbergen große Aehnlichkeit mit Deiner Ahnung hatten."

„Aber, Du Kleine, ich weiß doch nicht recht, ob es geht, auf diese Art fortzufahren."

„Warum denn nicht? Es ist ja so unschuldig!"

„Wenn nun aber der Graf — von dem wir jetzt seit mehr denn zwei Monaten nichts gehört haben — ganz unvermuthet zurückkehrte, so könnte er ernsthaft eifersüchtig werden . . . Du weißt wohl noch, wie er im Schauspiele war? . . . Und trotz der Reinheit Deiner Bekanntschaft mit dem Baron, könnte von Deinem Liebhaber diese Reinheit ganz mißdeutet werden."

„Mein Gott, daran habe ich nicht gedacht!" rief Blenda erblassend aus. „Schon morgen muß ich also, ohne mein Geheimniß zu verrathen, dem Baron sagen, daß es nicht länger so fortdauern kann, wie wir es bisher gehabt haben."

„Richtig, Kind, das ist eine Pflicht gegen Deinen künftigen Gatten und auch gegen Dich selbst, denn böse Zungen könnten

Deinem Rufe schaden, wenn böse Augen Dich mit einem jungen Manne promeniren sähen."

„Das ist wahr, das ist wahr!"

XXXIII.

Erröthend und in Verlegenheit wegen der Rolle, welche sie heute zu spielen hatte, und welche die strengste Aufmerksamkeit auf sich selbst von ihr heischte, ging Blenda am folgenden Morgen, um die alte Dame zu besuchen, in deren Hause sie stets den größten Theil der Vormittage verlebte. Und sie ging so in Gedanken vertieft, daß sie eine junge Dame, die ihr begegnete, nicht eher bemerkte, als da diese mit verwundertem Blicke ausrief:

„O der Tausend! Ist das meine kleine Einfalt, die ich so fein und wirklich elegant gekleidet hier treffe? . . . Nun, wie befinden sich jetzt die Herrschaften?"

„O, mein Gott! sieh, Henriette! . . . so angenehm! . . . Hat Dir denn Patrik, der die Güte gehabt hat, nach Weihnachten mehrere Male bei uns einzusprechen, nicht gesagt, daß wir uns sehr wohl befinden?"

„Gewiß; doch das konnte mich nicht hindern, selbst zu fragen, da die Gelegenheit sich darbot ... Ich höre, Du fährst fort, bei einer alten Frau, die bewunderungswürdig gut gegen Dich sein soll, Vorleserin zu sein?"

„Ja, bewunderungswürdig gut, das ist das rechte Wort. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie Vieles ich meinen Besuchen bei ihr verdanke! Jetzt habe ich schon drei Monate lang Unterricht im Gesange und auf dem Piano gehabt bei dem ausgezeichneten Lehrer, den sie mir verschafft hat."

„Nun, das war mir ein Muster von edlen Beschützerinnen! . . . Ich bin neugierig, etwas mehr über Dein Glück zu vernehmen, und vor allen Dingen Deine Stimme und Dein Spiel zu hören."

„Du bist sehr gütig!"

„Komm mit und bleibe heute bei mir!"

„Ich danke Dir von Herzen für die Einladung, aber . . . aber ich weiß nicht . . ."

„So sei doch keine Närrin! Es wird Dir doch wohl nicht einfallen, daß Du Dich für beleidigt hältst, weil ich nicht bei euch gewesen bin, doch zuerst war es, wie Du selbst weißt, ein wenig grau zwischen uns, und hernach könnte ich — notabene, wenn es zu meinen Schwächen gehörte, daß ich mich leicht beleidigt fühlte — Grund gehabt haben, unwillig zu sein, weil die Herrschaften weder kamen, da ich sie zum Mittag einlud, noch auch für die Einladung dankten."

„Gute Henriette, Du erräthst wohl, welche Gründe uns zu Hause gehalten haben?"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Erstlich glaubte ich, Du könntest mich nicht recht ausstehen; demnächst that es mir weh, daß Du mir so viele beleidigende Sachen um des Kammerjunkers willen gesagt hattest. Und endlich schämte ich mich, Johann zu treffen."

Bei dieser dreifachen Antwort erröthete Henriette.

Sie konnte es sich selbst nicht läugnen, daß Blenda in den Stücken, die sie (Henrietten) betrafen, Recht hatte; jetzt aber waren die Zeiten verändert und mit ihnen auch die junge Frau.

Auf der einen Seite schienen die armen Verwandten keiner Hülfe weiter bedürftig zu sein, was in den Augen der reichen Verwandten ihre Actien bedeutend höher stellte. Blenda's gewählter Anzug redete auch wahrlich nicht länger von einer armen Nähterin. Demnächst war der Kammerjunker nicht nur aus dem Reiche, sondern auch — was noch weit besser war — total aus

dem Spiele: er war, wie man weiß, für Henrietten weiter Nichts gewesen, als eine zufällige Zerstreuung, eine kleine Episode in dem schattenreichen Henrikslund. Endlich hatte ja Johann auf der gefährlichen Reise nach Barkarby gestanden, daß sein Herz an fremdem Orte gefesselt war, und leider war es allzu deutlich, daß die Unbekannte — Gott mochte wissen, wo sie lebte — ihn mit Banden gefesselt hatte, die nicht von einer Andern zu zerreißen waren.

Das Endresultat von dem Allem war, daß — nachdem Henriette in keiner Hinsicht länger auf Blenda eifersüchtig sein konnte und sie noch dazu in einer Lage traf, welche die junge Frau von der Zweideutigkeit befreite, daß sie mit verschämten Hausarmen umginge — sie keine bessere Art wußte, ihre Neugierde zu befriedigen, als daß sie Blenda zu einer vertraulichen Zusammenkunft einlud.

Die vornehmste Ursache ihrer Neugierde — eine Neugierde, welche so groß war, daß sie sich schon längst vorgenommen hatte, dieselbe auf irgend eine Art und Weise zu befriedigen — war die, daß Frau Emerentia, der es so herzlich schwer wurde, ihr süßes Geheimniß zu tragen, der Mamsell Debora, welche die Ritterstraße bisweilen besuchte, einige kleine geheimnißvolle Winke gegeben hatte von einem vornehmen Manne, der in der allertiefsten Stille von Blenda's Reizen entzückt war . . .

Doch, wir kehren zurück zu der Begegnung unserer Damen.

„Sei Du ganz ruhig!" erwiederte Henriette auf Blenda's Entschuldigungen. „Das kleine Unbehagen, das zwischen uns Statt fand, floß einzig und allein aus der großen Parteilichkeit der seligen Schwiegermutter für Dich. Ich liebte die ehrwürdige Alte so herzlich, daß ich in der That eifersüchtig war über Deine Fortschritte in ihrer Gunst. Doch das Alles ist nun vergessen und eben so die ganze Lumperei mit dem Kammerjunker."

„Das ist wohl Alles recht gut, doch . . . Du darfst nicht übel nehmen . . ."

„Aha — ich vergaß den letzten Grund! Nun, was Johann betrifft, so kannst Du noch ruhiger sein . . . er denkt nicht mehr an Dich, als an irgend jemand Anders! Im Vertrauen unter uns gesagt, habe ich Ursache zu glauben, er würde eine ernsthafte Neigung geopfert haben, wenn er dem Wunsche der Schwiegermutter gefolgt wäre."

„Mein Gott! liebte er denn seine Mutter so sehr?"

„Vielleicht standen und stehen ihm bei seiner Wahl noch einige Schwierigkeiten entgegen. Wie dem aber auch sei, so ist er gestern abgereist und kommt vor mehreren Wochen nicht zurück — also hast Du keinen Grund, länger eigensinnig zu sein!"

Unmöglich konnte Blenda aller dieser Güte von Seiten Henriettens widerstehen — und warum sollte sie das auch jetzt, da sie erfahren hatte, daß das Herz ihres Cousins längst weggegeben war? Sie versprach also, zu kommen, sobald sie ihre Lectionen beendigt und ihre Mutter von ihrem Ausbleiben benachrichtigt haben würde.

* * *

„Meine Kranken müssen sich heute ohne mich behelfen!" sagte die junge Barmherzigkeitsschwester zu sich selbst, als Henriette verschwand.

Sie war jedoch keineswegs unzufrieden, einen kurzen Aufschub in der schweren Pflicht zu erhalten, welche ihr gegen ihren **Bruder** oblag.

„Wie wird er sich nach mir umsehen!" sagte sie betrübt. „Armer Mann! ich bin überzeugt, er wird sehr traurig sein, wenn er hört, daß Jeder von uns seine Barmherzigkeitswerke allein ausüben muß!"

Ganz melancholisch ihre Gedanken an den jungen Baron richtend, trat Blenda bei ihrer alten Freundin ein.

Wahrscheinlich hatte sie jedoch in diesem Augenblicke eine

plötzliche Ahnung, denn gleich einer jungen Hindin war sie mit einem Sprunge am Piano und bemächtigte sich eines dort liegenden großen, mit einem Papierstreifen umwundenen Blumenstraußes.

Es war Niemand im Zimmer.

Blenda konnte sich also ihrer Thorheit frei hingeben, und in einem Ausbruche wilder Freude dieses Zeichen der Erinnerung ihres Geliebten, das erste, welches sie seit dritthalb Monaten erhalten hatte, küssen und liebkosen.

Als die Blumen ihre Huldigung erhalten hatten, kam die Reihe an den Papierstreifen.

So lange es ihr möglich war, schob sie die Untersuchung desselben auf.

Vielleicht gab sie sich blos einem leeren Wahne hin, wenn sie glaubte, es stände etwas auf der innern Seite des Papiers. Im Falle eines Irrthumes war es also das Beste, die Gewißheit aufzusparen, denn so lange diese nicht gegeben war, konnte sie wenigstens ihre Illusion genießen.

Aber die Neugierde erhielt die Oberhand.

Der Streifen wurde entfaltet — o Göttermächte des Himmels! — es war wirklich ein förmliches Biliet.

Es enthielt folgende Worte:

„Wenn es um der Bedürftigen willen geschieht, daß ihre zärtliche Pflegerin einen Begleiter auf ihren Promenaden mitgenommen hat, so hat Frau Gyllenhake eine Summe Geld in Verwahrung, die einen Theil desjenigen, was der Baron T—swärd für dieselben thut, ersetzen dürfte . . . Wenn jedoch der gute Engel der Leidenden um ihretwillen Gesellschaft liebt, so ist diese Botschaft von einem abwesenden Freunde ganz überflüssig.

Jean.“

Blenda war so erschüttert, daß sie nahe daran war, zu Boden zu sinken.

Was hatte sie gethan? Ihren Geliebten beleidigt, Verdacht

in ihm geweckt, und dies in dem Augenblicke, da sie sich vorgenommen hatte, die Vernunft und das Nachdenken selbst zu sein.

Ihr überlautes Schluchzen — sie gab sich gar keine Mühe, dasselbe zu bekämpfen — mußte im anstoßenden Zimmer gehört worden sein; denn die Thür ging auf und die alte freundliche Frau zeigte sich.

„Wie stehts mit meinem kleinen Fräulein?" fragte sie herzlich, indem sie mit einer Miene von mütterlicher Vertraulichkeit dem jungen Mädchen ihre Hand reichte.

„Ach, ich bin zum Tode betrübt!" antwortete Blenda, indem sie ihre Lippen ehrfurchtsvoll auf diese mütterliche Hand drückte.

„Was ist denn geschehen?"

„Etwas, worüber ich mich in meinem Leben nicht trösten kann!"

„Es gibt keine Betrübniß, für welche nicht irgend ein Trost wächst — glaube mir, ich bin alt und habe Erfahrung!"

„Ach, wenn ich das wagte — Gott weiß, wie gerne ich wollte! Aber es ist so, daß . . . daß . . ."

„Nun, so laß uns mehr hören!"

„Ach ja, ich bin schrecklich unvorsichtig gewesen, obgleich — ich betheure es — in der allerbesten Absicht. Und wenn nur er, der dieses kleine Billet geschrieben hat, erführe, daß ich nicht gefehlt oder richtiger, wenn er erführe, warum ich gefehlt habe — denn ich habe ja gefehlt und auch wieder nicht gefehlt — so würde er mich nicht länger strenge beurtheilen. Aber ach, nun thut er das, und niemals erfährt er . . ."

Hier hinderten sie die immer heftiger hervorbrechenden Thränen, fortzufahren.

„Was erfährt er niemals?"

„Daß ich gerade heute die Absicht hatte, dem Baron — denn er ist Derjenige, der mich auf meinen Wanderungen in die

Hütten begleitet hat — zu sagen, er müßte künftig die Gegenstände seiner Wohlthaten allein aufsuchen, denn schon gestern Abend kam ich durch eine Unterredung mit meiner Mutter zu der Ueberzeugung, daß dies geschehen müßte."

„Und diesen vernünftigen Entschluß willst Du nun gleich ausführen?"

„Ja, morgen!"

„Warum denn nicht schon heute?"

„Darum, meine beste Tante" — schon lange hatte Blenda ihrer alten Freundin diesen Titel gegeben — „weil ich heute auf der Straße meiner Cousine, der jungen Frau Thorman, begegnete, und diese mich dringend bat, ich möchte heute zu ihr kommen . . . und im Ganzen schadet es ja auch nicht, wenn ich eine kurze Zeit zum Nachdenken erhalte. Du verstehst wohl, liebe Tante, daß es nicht so ganz leicht ist, dem guten Baron das Alles zu sagen."

„O still, still! Das ist gewiß eben der junge Herr, welcher hier vor den Fenstern auf und ab zu spazieren pflegt, wenn Du singst? — Du bist nicht sehr vorsichtig, mein liebes Fräulein!"

„Ach, mache mir keine Vorwürfe! Ich bin ohnehin schon so bedauernswürdig, daß ich kaum leben kann!"

„Nun übertreibst Du gewiß!"

„Nein, nicht im Mindesten... Wenn ich aber einige Zeilen an ihn schriebe, der dieses Bouquet geschickt hat, würden sie dann an ihn gelangen? Du hast niemals ein Wort von ihm gesagt, beste Tante, aber dennoch weißt Du, wen ich meine."

„Trockne Deine Augen . . . Dein Lehrer kommt! . . . Geh in das Schlafgemach und schreibe diese Zeilen, so will ich indessen mit Herrn E. eine Weile plaudern!"

Blenda ließ sich diese Erlaubniß nicht zweimal geben.

* * *

Sie öffnete die Thür des Schlafgemaches und würde ihrer Bestürzung in einem lauten Ausruf Luft gemacht haben, wenn nicht Cousin Jean — der vor ihr stand — den Finger auf die Lippen gelegt hätte.

„Ach, großer Gott, sind Sie hier, mein Cousin!“ flüsterte sie, heftig zitternd an Händen und Füßen, und die hohe Freude, welche in ihren Augen strahlte, hob in der Sekunde fast alle Befürchtungen des Liebhabers.

„Ja, Blenda, ich bin auf einige Minuten gekommen, um mich zu überzeugen, daß die Furcht, welche mein Herz gemartert hat, unnöthig gewesen ist ... Der Baron ... reden Sie, eilen Sie! ... wie ist es denn mit diesen vertraulichen, diesen unbegreiflichen Zusammenkünften?“

„Sollte ich denn nicht frei sein, wie der Vogel in der Luft?“ entgegnete Blenda mit schelmischem Lächeln; denn jetzt, da sie sich mündlich aussprechen durfte, hatte sie Nichts zu fürchten — es war ganz recht und passend, ihn, der sie eben so schrecklich geplagt hatte, wieder ein wenig zu plagen.

„Ja, gewiß!“ meinte Blenda's Ritter. „Und diese Freiheit haben Sie auch jetzt noch.“

„Nun, sehen Sie, mein Cousin! . . . da ist es wirklich lächerlich, ein solches Billet zu schreiben — begreifen Sie denn nicht, daß wer frei ist, vor Keinem Rechenschaft abzulegen braucht?“

„Außer vor dem eigenen Gewissen, Boshafte!“

„Das ist wahr, und mein Gewissen klagt mich nicht an, weil ich einen Barmherzigkeitsbruder in meiner Gesellschaft gehabt habe.“

„Indessen erhält dieser Bruder morgen seinen Abschied?“

„Ja wohl . . . Doch, ich will darüber nicht scherzen!“ sagte sie in einem plötzlich veränderten Tone. „Der Baron ist ein guter Mensch, und . . .“

„Ja, nun fehlt es nur noch, daß Sie ihn beklagen . . . O Blenda, Du bringst mich in Verzweiflung!"

Dieses Du — das erste, welches jemals über die Lippen ihres Liebhabers gekommen war — klang so lieblich in Blenda's Ohren, daß sie darnach lauschte, als hätte sie einen Ton vom Himmel vernommen.

„Ja, Du bringst mich in Verzweiflung, denn Du theilst Deine Gunst unter Mehrere!"

„O, seien Sie nicht ungerecht, Cousin Jean!" entgegnete sie hoch erröthend. „Was ich an Andere weggebe, ist nichts gegen dasjenige, was . . ."

Sie schwieg und wendete sich ab.

„. . . Gegen dasjenige, was? . . . Ich flehe, fahren Sie fort!"

„. . . Was ich für einen Einzigen aufspare!"

„Genug, genug!" sagte er, und ein Blick von unaussprechlicher Freude flammte in seinem schwarzen Auge. „Ich verlange jetzt noch nicht mehr!"

„Und Sie sind zufrieden, sind überzeugt?"

„Vollkommen . . . Doch seien Sie vorsichtig, lassen Sie keinen Menschen ahnen, daß es Jemanden gibt, der seine ganze Hoffnung auf künftiges Glück von den Worten, die er jetzt gehört hat, abhängig macht! Versprechen Sie das?"

„Ja, und darauf können Sie bauen!"

„So leben Sie denn wohl bis auf Wiedersehen . . . liebe, liebe Blenda, leben Sie wohl!"

„Ach, noch einen Augenblick! — Dieses Wiedersehen, wann ist das?"

Sie bemühte sich, den Schmerz des Abschiedes zu unterdrücken, aber ihre Stimme verrieth ihn dennoch.

„Fragen Sie nicht! — Es wird sein, wenn ich meine, ich kann sicher bauen auf das Herz, nach welchem ich jetzt strebe. Ganz kürzlich glaubte ich in Gefahr zu sein, es zu verlieren."

Blenda antwortete nur mit einem Lächeln, aber dieses war bedeutungsvoll genug, um ihre Gedanken klar zu machen.

Im nächsten Augenblicke war Cousin Jean verschwunden.

Aber trotz der Schnelligkeit in dem Zusammentreffen und in dem Abschiede, war Blenda's gute Laune völlig wieder hergestellt.

Jetzt trug sie in ihrem Innern eine Welt von Glückseligkeit.

XXXIV.

Nach Beendigung der Unterrichtsstunde, da der Lehrer sich entfernt hatte, warf sich Blenda mit einem Ausbruch des in ihr wohnenden, auf einen Augenblick erstickten Entzückens ihrer alten Freundin in die Arme.

„Ach, gute Tante, rede mit mir von ihm! — Wozu diese Zurückhaltung?"

„Er hat es selbst so gewünscht!"

„Jetzt aber kann er es weder wünschen, noch auch fordern, da er sich selbst hier gezeigt hat!"

„Ich habe auch gar nichts dagegen, über ihn zu reden, wenn Du nur nicht verlangst, daß ich gewisse Fragen beantworten soll, über welche ich nicht das Recht habe, mich zu äußern."

„Nein, ich will, ich brauche sogar keine Fragen zu thun, die Dich in Verlegenheit setzen können — ich weiß ja viel mehr, als er selbst glaubt."

„O! was weißt Du denn?"

„Das Wichtigste!"

„Und das ist?"

„Ich könnte mit drei Worten fertig sein: ich liebe ihn — denn das ist wirklich das Wichtigste . . . nicht wahr?"

„Ja, gewiß — aber demnächst?“

„Demnächst ist das Wichtigste: ich weiß, wer den Diebstahl begangen hat, mein Herz wegzukapern.“

„Du kleine Närrin, Du bist auf einem falschen Wege!“

„Gewiß nicht!“

„Ja, ganz gewiß — ich weiß durch ihn selbst, daß Du seinen Namen und seinen Stand zu kennen glaubst . . .“

„Nun?“

„Aber Du kennst keines von beiden!“

„Liebe Tante, Du irrst Dich!“

„Im Gegentheil gibst Du Dir alle Mühe, Dich selbst zu täuschen — ich will wetten, Du bildest Dir ein, daß er eine sehr hohe Person ist!“

Blenda's Erröthen verrieth ihre Meinung in Betreff dieses Gegenstandes hinlänglich.

„Ja, ja,“ fuhr Frau Gyllenhake, die diese Art von Antwort recht gut zu verstehen schien, fort; „ich wußte wohl, daß ich Recht hatte — armes Kind!“

„Aber . . .“

„Keine Ausflüchte! Du siehst in ihm einen Mann, an dessen Seite Du Eintritt in die vornehmsten Kreise hoffen kannst?“

„Ja, ich gestehe es ein!“

„Und ich sage noch einmal: Du täuschest Dich und mußt diese unvernünftige Phantasie unbedingt und für immer wegwerfen!“

„Inzwischen,“ entgegnete Blenda entschlossen, „kann meine Ueberzeugung durch nichts in der Welt erschüttert werden! Wozu diese Versuche, mir das Gegentheil einzubilden, dienen sollen, weiß ich nicht — aber ich weiß, wenn ich auch nicht mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen eigenen Ohren gehört hätte, daß er ein Mann von Rang ist, so würde ich dennoch glauben . . . so sicher verlasse ich mich auf den Instinkt!“

„Ich sage Dir, mein kleines Fräulein, Deine Einbildung ist

so fabelhaft, daß Du selbst eine ganze Fabel bist, und eines Tages wirst Du selbst, so wie ich jetzt, über Deine Narrheit lachen . . . Jetzt aber muß ich Dich in vollem Ernste von einer Sache benachrichtigen . . ."

„Von welcher?"

„. . . Daß Du über alle Beschreibung Denjenigen beleidigest, welchen Du eines Tages Dir zu Deinem Gatten wünschest!"

„O, mein Gott! beleidige ich ihn?"

„Das ist ja ganz natürlich, da Du nicht seinen eigenen Werth sehen willst, sondern nur den, welchen Du ihm selbst verleihst."

„Um Alles in der Welt sage nicht so!"

„Im Gegentheil will ich noch mehr sagen: ich will Dich warnen, damit Du ihn nicht auf immer durch diese eigensinnige Chimäre zurückstößest! Ist es nicht ein Leiden für ihn, und sogar ein sehr schweres Leiden, daß er gezwungen ist, sich vorzustellen, daß Du Deine Liebe und Euer beiderseitiges Glück von seiner äußeren Stellung im Leben abhängig machst?"

„Aber, mein Gott, das thue ich nicht!"

„Ist das gewiß?"

„Ja, ganz unbedingt!"

„Also, wenn er Larsson . . . Petersson . . . Lundgren hieße, oder irgend einen andern eben so ehrlichen, wenn auch nicht so klingenden Namen führte . . ."

Blenda entfärbte sich.

„Nicht heißt er Larsson?" . . ."

„Warum denn nicht?"

„Aber das ist ja abscheulich!"

„Abscheulich? . . . nun ich sage! . . . Ich kannte einen Häradshöfding mit einem Gerichtssprengel, der Larsson hieß und ein sehr liebenswürdiger Mann war . . . Doch wenn es Dir besser gefällt, Frau Petersson zu heißen, so habe ich auch nichts dagegen."

„Ich sehne mich eben so wenig nach dem einen, als nach dem andern Namen!" fiel Blenda lachend ein . . . „Und ich werde ihnen auch wohl entgehen!"

Sie hatte sich schon ganz erholt, und der boshafte Scherz der Tante war ohne Wirkung.

„Du bist unverbesserlich, sehe ich!" entgegnete Frau Gyllenhake und setzte zum ersten Male eine Miene strenger Würde auf. „Glaubst Du, es wäre mir möglich, nur im Scherze so eigensinnig eine Unwahrheit festzuhalten?"

„Wenn . . . wenn er gebeten hätte . . ."

„Er hat mich nur gebeten, ich sollte Dir nützlich sein, so viel in meinen Kräften stände. Auch hat er mich gebeten, niemals seinen Namen zu sagen, ja nicht einmal etwas davon zu wissen, daß er in der Welt ist . . . und dabei würde es auch geblieben sein, wenn nicht Dein kindisches Benehmen ihn dahin gebracht hätte, herzukommen."

„Aber," wendete Blenda ein, „wenn er wirklich etwas Anderes ist, als was ich glaube, warum hat er es denn nicht gleich im Anfange gesagt?"

„Das zu erklären, ist seine Sache . . . Aber jetzt, liebes Kind, ist es Zeit, zu gehen, sofern Du noch vor dem Mittagessen zu Thormans kommen willst!"

„Du bist mir doch wohl nicht böse, Tantchen?"

„Ich bin Deinetwegen nur betrübt — aber ich hoffe, ja ich kann wohl sagen, ich weiß, Dein Herz ist besser, als Dein verdrehtes Köpfchen."

„Das war meiner Treu eine verdrießliche Antwort! — Mein Kopf sollte so unbedeutend sein?"

„Nun, nun, das sage ich ja nicht . . . der Kopf wird ebenfalls gut, wenn nur alle närrischen Grillen ihren Reisepaß erhalten haben."

„Ich muß denn jetzt wohl zufrieden sein! . . . Adieu, gute

Tante! . . . Ich habe hier unzählige angenehme Augenblicke gehabt, heute aber danke ich dennoch für die allerangenehmsten!"

„Das versteht sich! . . . Adieu, mein Kind!"

Blenda schwebte hinweg.

Die ganze Unterredung mit der alten Frau verschwand wie ein Schatten, da die „Sonne" — das heißt die Erinnerung an die vorhergehende Unterredung wieder vorblinkte.

Sie lächelte bei sich selbst, sie wiederholte jedes Wort, das ihr Geliebter gesagt hatte, und vor Allem entsann sie sich, daß er darauf hingedeutet hatte, seine eben überstandene Furcht machte eine verlängerte Prüfung ihrer Gefühle nothwendig.

„Er soll keinen ferneren Anlaß zur Furcht erhalten! Wenn ich morgen meine letzte Unterredung mit dem Baron gehabt habe, so will ich nicht einmal einen Mann ansehen, ausgenommen meinen guten Cousin Patrik."

* *
*

Der Tag bei Henrietten war für Blenda um so angenehmer, als erstere wirklich sehr liebenswürdig und freundschaftlich sein konnte, wenn sie wollte.

Aber Henriette zeigte sich nicht allein freundschaftlich, sondern sie offenbarte auch eine so brennende Begierde, sich Blenda's ganzen Vertrauens zu bemächtigen, daß diese fast alle ihre Geheimnisse verrathen hätte, wenn nicht Cousin Jean's Warnung plötzlich in ihrem Gedächtnisse erwacht wäre.

Sonst würde für unsere Heldin wohl nichts angenehmer gewesen sein, als wenn sie Henrietten dieses Vertrauen recht vollständig hätte geben können; da das jedoch nicht anging, so erfuhr ihre neue Freundin anstatt dessen Alles, was den Baron betraf. Und dagegen erzählte Henriette, sie wäre bei ihrer Nachhausekunft durch Patrik benachrichtigt worden, daß er an diesem Morgen einen Besuch gehabt hätte, der Blenda anginge.

„Gott im Himmel! sollte der Graf sich geändert haben und ganz plötzlich ...“

Hier aber hielt sie inne und erblaßte vor Schrecken über ihre neue Unvorsichtigkeit.

„Welcher Graf?“ rief Henriette aus, indem sie sogleich diesen Gegenstand festhielt. „Hast Du auch noch einen Grafen? Du hast also ein ganzes Dutzend von Liebhabern gehabt?“

„O nein,“ stotterte Blenda, „nicht einmal ein halbes!“

„Laß uns einmal nachrechnen! . . . laß mich denken . . . der Lieutenant, Nr. 1 . . . der königliche Sekretär, Nr. 2 . . . der Baron, Nr. 3 . . . der Handelsexpedient, Nr. 4 . . . Johann, incognito durch die Schwiegermutter, Nr. 5 . . . der Kammerjunker, ja ich danke! Nr. 6 . . . und der Graf, der so unerwartet an das Tageslicht kam, Nr. 7 — nun, wahrhaftig, das geht doch wohl an! Ich habe niemals mehr gehabt, als drei auf einmal.“

„O, das ist wohl auch schon hinreichend!“ meinte Blenda lächelnd.

„Zugegeben . . . Aber Du kommst mir nicht so leicht davon mit dem Grafen, Deinem siebenten Liebhaber!“

„Ach, liebe Henriette, laß uns bei dem halben Dutzend stehen bleiben — Du verstehst wohl, daß ich mich versprach: ich meinte den Baron.“

„Nun so muß ich Dir wohl glauben! . . . Aber mit dem Allem, siehst Du, sind Liebhaber immer noch keine Freier, und Du möchtest bei allem Ueberflusse an Liebhabern dennoch unverheirathet bleiben, wenn Du nicht auf die Stimme des Handelsexpedienten lauschest; denn Du sollst wissen, daß er es ist, der sich — neulich von einer Reise zurückgekommen — hier bei Patrik eingefunden hat, um ihn zu ersuchen, er möchte als Verwandter sich bei Deiner Mutter verwenden, seinen Besuch anzunehmen.“

„Nein, nein, um Alles in der Welt nicht!“ rief Blenda

aus, in halber Verzweiflung, daß sie noch einen Nebenbuhler des Grafen aus dem Wege zu räumen hatte. „Ich sehne mich jetzt nach keinen Anbetern; im Gegentheil habe ich meine Gründe, zu wünschen, daß sie lieber alle mit einander von der Erde verschwunden sein möchten, denn sie machen mir nur Unordnung, Verdruß und Aerger!"

„Gut!" sagte Henriette. „Aber es möchte dennoch gut sein, daß Du selbst mit Deinem Handelsexpedienten redetest! denn glaube mir, Du bist wahnsinnig, wenn Du nicht die Sache ernsthaft behandelst; die Aussichten des Mannes sind wirklich sehr gut."

„Denke von mir, was Du willst, aber ich denke, Patrik nur zu bitten, den Besuch auf eine gute und artige Weise abzulehnen."

Das that Blenda denn auch und erhielt dabei die Nachricht, daß Cousin Johann — an den Herr A. sich zuerst gewendet — ihn vor seiner Abreise an Patrik gewiesen hätte, um von diesem bei den Damen präsentirt zu werden. Da aber Patrik nun keineswegs Blenda's Auftrag, der einer neuen abschlägigen Antwort fast ganz gleich kam, übernehmen wollte, so wurde abgemacht, daß Patrik für den Besuch des Herrn A. an der Ritterstraße die Zeit des Vormittages bestimmen sollte, da Blenda nicht zu Hause wäre.

Von dem Gespräche über die Liebhaber — und man muß gestehen, daß Henriette durch die Menge derselben besser überzeugt wurde, als durch ihre Augen, daß Blenda wirklich ein schönes und liebenswürdiges Wesen war — ging man über auf die Musik, und hier zeigte es sich denn ebenfalls, daß Blenda's Stimme und Spiele sogar Henriettens übertraf . . . versteht sich, daß Letztere solches nicht laut zugestand; aber sie sagte wenigstens mit ihrem anmuthigen Lächeln:

„Nun ja, jetzt kannst Du eine Gesellschaft sein, von der ein gebildetes Frauenzimmer Vergnügen hat — jetzt sind wir Verwandte . . . Besuche mich, wann Du willst, je öfter um so

besser . . . Und hörst Du, richte es so ein, daß Du eine Freiherrin wirst! Es wäre vielleicht nicht unmöglich, den verliebten Baron im vollen Ernste zu fangen, ich rathe Dir, Deinen Einfluß zu benutzen . . . etwas so Merkwürdiges — obgleich es wirklich recht merkwürdig wäre — hat man wohl schon früher gesehen."

„O, man hat wohl noch merkwürdigere Dinge gesehen!" entgegnete Blenda mit einem kleinen spottenden Lächeln.

Sie konnte es unmöglich unterlassen, daran zu denken, wie erstaunt Henriette einmal sein würde . . . .
. . . .

Als sie nach Hause kam, hatten Mutter und Tochter, wie man sich wohl vorstellen kann, Stoff genug zu einem Zwiegespräch, das bis in die Nacht hinein dauerte.

„Es ist wirklich sonderbar," sagte Frau Emerentia zum zwanzigsten Male, „daß sogar die achtungswerthe Frau Gyllenhake Dich hinter das Licht zu führen sucht — doch, Gott sei gelobt, feste Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!"

So dachte Blenda auch.

Da man es für abgemacht halten konnte, daß Herr A. schon am folgenden Vormittag seine Visite machen würde, so wurde man einig, daß Frau Emerentia ihm seinen völligen Abschied geben sollte, während Blenda selbst den schwierigeren Punkt übernehme, den jungen „Barmherzigkeitsbruder" zu verabschieden.

„Gott sei gelobt!" murmelte die werthe Frau, indem sie sich endlich der sanften Gewalt des Schlafes hingab, „Gott sei gelobt! Dein künftiger Gatte kann sich rühmen, daß er eine Gräfin erhält, die keinen Mangel an Freiern gehabt hat — ich hoffe auch, er wird das hinlänglich zu schätzen wissen!"

„Und vor allem Andern hoffe ich, er achtet schon jetzt die Entschlossenheit, mit welcher ich sie von mir entferne . . . denn

ehe er nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihm Keiner in den Weg kommt, zeigt er sich nicht — und ehe er sich zeigt, werde ich ja auch keine Gräfin."

XXXV.

Es war gegen ein Uhr am folgenden Mittage, als Blenda sich zu der letzten von jenen Zusammenkünften begab, welche sie für so unschuldig gehalten hatte, jetzt aber ganz anders beurtheilte, obgleich sie in der That jetzt nicht weniger unschuldig waren, als vorher.

Sie begab sich nach dem neuen Wege hin, denn dort sollte sie diesmal den Baron treffen.

Indessen war er weder vor noch hinter ihr zu sehen, eben so wenig war er an einer der beiden Stellen, wo er wußte, daß sie sich aufhalten würde.

Dieses gefiel Blenda nicht.

Zwar sagte ihr ein gewisses Gefühl, es wäre das Beste, wenn er unzufrieden geworden wäre und sich aus freien Stücken entfernt hätte; dann sagte aber wieder ein anderes, weit schmeichelhafteres: „Es ist nicht gut möglich, daß er aufgeben will, was er für ein Glück hält . . . Und," fuhr sie fort, „es wäre höchst ärgerlich, wenn nicht ich ihm die Nothwendigkeit, sich zurückzuziehen, zeigte — ich sähe es wahrlich nicht gerne, wenn er mir in dieser Hinsicht etwas lehrte!"

Während die Gefühle so wechselten, hatte die junge Barmherzigkeitsschwester ihre armen Schützlinge besucht.

Sie war stolz und glücklich, weil sie jetzt mit dem Gelde ihres künftigen Gatten Gutes thun durfte; aber das Gute, welches sie that, geschah nicht mit überflüssiger Freigebigkeit, sondern

mit Maß und Klugheit, denn sie wollte, daß es für Viele ausreichen sollte, und war selbst arm genug gewesen, um zu wissen, daß man sich mit Wenigem behelfen konnte.

Ueberdies hatte sie unter Anleitung der Mutter auf dem Lande eine Menge von vortrefflichen Hauskuren kennen gelernt, welche sie zu einer wirklich guten Krankenwärterin machten, die um so willkommener war, als sie ihre kleinen Anordnungen immer mit einer innigen Herzlichkeit vorschrieb oder ins Werk setzte.

Eine alte, lahme Frau hatte Blenda's vorzügliche Gunst, und zwar weil die Alte sie so lebhaft an ihre älteste Bekannte erinnerte, nämlich Brita auf Jonsängen, die alte gute Seele, welche in den Briefen des Comministers ihrem jungen Fräulein die zärtlichsten Dankbarkeitsbezeigungen schickte.

Bei dieser neuen Brita weilte unsere Heldin heute länger, als anderswo, und die Zeit wurde nicht wenig verkürzt durch die Erzählung der Alten, daß sie am gestrigen Tage einen Besuch gehabt hätte von einem jungen Herrn, der sehr betrübt ausgesehen, mehrmals gegangen und wieder gekommen wäre und ihr zuletzt einen ganzen Silber-Reichsthaler gegeben hätte.

Mit einem verdrießlichen Gefühle von getäuschter Erwartung stand Blenda endlich auf.

Sie war unzufrieden mit sich selbst, daß sie auf Jemand gewartet hatte, auf welchen sie nicht hätte warten sollen, und dennoch sagte sie ihrer alten Favorite mit einer unglaublichen Langsamkeit Lebewohl und verfügte sich hinaus.

Endlich war sie auf dem Rückwege.

Aber sie war nicht mehr als drei oder vier Schritte gegangen, als Jemand sich ihr von der Seite näherte.

„Ach, Fräulein Blenda," sagte eine Stimme, deren Freude sich nicht dämpfen ließ, „so kamen Sie also endlich! Gestern habe ich Sie vergebens erwartet, und heute war ich allzu früh hier."

„Allzu früh?"

„Ja ich bin lange hier gewesen und habe Zeit gehabt, weit

umher zu gehen. Auch habe ich ein Ziel unserer Thätigkeit gefunden, welches wir morgen näher untersuchen wollen, da Sie heute schon auf dem Rückwege begriffen sind."

„In welchem Hause waren Sie, Herr Baron?" fragte Blenda, wider Willen betrübt durch den Gedanken, daß sie ihren Begleiter — der sich ja nicht versäumt hatte, durch die Erklärung betrüben mußte, es würde für sie gemeinschaftlich kein morgender Tag anbrechen.

„Ich sah nicht nach der Hausnummer," entgegnete er, „doch der Eindruck, den das Elend der armen Leute auf mich gemacht hat, ist ein ebenso sicherer Führer."

„Es steht also sehr schlimm mit ihnen?"

„Im höchsten Grade . . . Stellen Sie sich eine Mutter vor mit einem neugebornen Kinde, umgeben von fünf oder sechs andern, zerlumpt und ausgehungert, zitternd vor Kälte einen Mann, zur Arbeit unfähig durch einen Schaden am Arme, und Niemanden, der sich nach ihnen umsieht, wenn das Mitleiden einen von den Nachbarn zu ihnen ruft."

„Lassen Sie uns umkehren!" fiel Blenda heftig ein. „Sie müssen mir das Haus zeigen!"

„Sie können ganz ruhig sein, Fräulein! Habe ich es jetzt nicht gelernt, wie man sich willkommen macht in den Wohnungen der Armuth? Die armen Leute leiden für den Augenblick keine Noth länger, und ich habe eine alte Frau angenommen, welche nicht von ihnen gehen soll."

„Sie sind ein edler Mann, Herr Baron, und haben Alles gut gemacht; aber . . . aber . . ."

„Morgen sollen Sie sehen!"

„Aber morgen . . . morgen . . . lassen Sie es mich gerade heraussagen . . . morgen gehen wir nicht zusammen hin!"

„Warum denn nicht?"

Blenda schwieg und dachte über ihre Antwort nach.

„Sie sind also morgen wieder abgehalten, zu kommen?"

„Das eben nicht, aber . . .“

„ . . . Aber? . . . Was denn?“ fragte der Baron, vor Unruhe erröthend, daß dieses Glück, welches ihm ehemals sehr lächerlich erschienen sein würde, jetzt aber beinahe das ganze Ziel seines Daseins war — denn seine Liebe nahm immer mehr und mehr überhand — durch ein feindliches Schicksal ein Ende nehmen könnte.

„Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß diese Promenaden trotz der Reinheit ihres Zweckes . . .“

„Trotz der Reinheit ihres Zweckes?“

„Unpassend sind!“

„Und Sie, Fräulein, Sie kehren sich an ein solches Geschwätz, da doch so viele Menschen, welche Hülfe verdienen, eben durch diese unsere Wallfahrten erhalten, was sie sonst entbehren müßten? Wird nicht Gott mit Wohlgefallen auf zwei junge Leute blicken, die nichts anders thun, als seine Gebote zu erfüllen suchen?“

„Ich weiß nicht, wie Gott es ansieht, hoffe aber, er wird es für recht ansehen; die Menschen dagegen betrachten es als unrecht, sehr unrecht.“

„Und was folgt daraus?“

„Daß jeder von uns das Gute für sich allein thun muß.“

„Um den Tadelsüchtigen zu gehorchen?“

„Nein, um meinem Rufe nicht zu schaden.“

Bei dieser Einwendung schwieg der junge Mann, aber das Blut kam und ging ohne Unterbrechung auf seinem Gesichte; seine Bewegung wurde immer stärker.

„Gewiß können Sie nicht wollen, Herr Baron, daß ich dem Urtheile Anderer über unser Verhältniß trotzen soll, nachdem ich dasselbe erfahren habe: es paßt sich nicht für ein junges Mädchen wie ich, wenn sie sich über die öffentliche Meinung hinwegsetzt. Ich kann aus Unwissenheit fehlen, aber nicht mit Absicht.“

„Also, Fräulein, Sie bereuen, ja Sie verdammen vielleicht

diese Stunden, welche die glücklichsten meines Lebens gewesen sind?"

„Nein, gewiß nicht!"

„Ist das wahr?"

„Vollkommen . . . ich gestehe sogar — denn ich weiß nicht, warum ich es verbergen sollte — daß sie auch für mich Interesse und Reiz gehabt haben. Die Zeit ist bei unsern Berathungen sehr schnell dahingeschwunden. Wenn ich von diesem Tage an aber unsern Umgang fortsetzte, so würde ich es bereuen, weil ich dann unrecht handelte."

Bei dieser Antwort blitzte es in den Augen des Barons, und dieser Blitz gab Blenda die Aufklärung, daß ihre Worte ihm einige Hoffnung gegeben haben müßten.

„Sie haben Recht, Fräulein," sagte er mit dem Ausdrucke einer so reinen Zärtlichkeit, daß, wäre Blenda's Herz nicht mit solchen Verschanzungen umgeben gewesen, diese Stimme sich einen Weg in dasselbe gesucht haben würde, — „Sie haben Recht, Fräulein, und ich habe unrecht gehandelt, Sie in diese Gefahr zu bringen. Doch Alles läßt sich versöh . . ."

Er brach ab, als fürchtete er, in Fieberphantasien zu reden; er zwang seine erregte Stimme zur Ruhe und fuhr fort:

„Ich verlasse Stockholm auf einige Monate, vielleicht auch auf eine längere Zeit! wenn ich aber zurückkomme, so suche ich Sie noch einmal auf, und dann . . ."

Es entstand eine neue und längere Unterbrechung, ein Schweigen, das für Beide sehr drückend war.

„Doch, Herr Baron, wo Sie auch sein mögen," sagte endlich Blenda, „so werden Sie ja doch diejenigen nicht ganz vergessen, welchen unsere Zusammenkünfte zu Gute gekommen sind — solches zu glauben, würde mich sehr betrüben."

„Das sollen Sie auch nicht glauben, denn das wäre eine Ungerechtigkeit nicht nur gegen mich, sondern auch gegen Sie selbst."

„Dank, Herr Baron! — Nun aber habe ich etwas auszurichten und muß mich entfernen!"

Sie stand still, denn man hatte einander nichts mehr zu sagen.

„So leben Sie denn wohl, Fräulein Blenda, theures Fräulein Blenda! . . . Ich nehme meine Erinnerungen mit, und" — hier senkte sich die Stimme zu einem Flüstern, welches die zunehmende Bewegung des Redenden fast unhörbar machte — „und diese werden mich ohne Zweifel zurückführen!"

* * *

So war denn Blenda ihre sämmtlichen Liebhaber los, denn während ihrer Promenade mit dem Baron hatte Frau Emerentia Zeit gehabt, das Geschäft mit dem Handelsexpedienten zu beendigen.

Und man kann glauben, daß Frau Emerentia in ihrem schwarzen Bombassinkleide eine unendliche Würde entwickelte, als sie — da Herr A. ihr mittheilte, das Wiedersehen des Fräuleins im Schauspiele hätte alle seine Gefühle in dem Maße wieder geweckt, daß er, nachdem er einige Monate mit sich selbst gekämpft, nicht hätte unterlassen können, sein Anerbieten zu erneuern — freilich mit einem andern Vertrauen antwortete.

Dieses wichtige Vertrauen erhielt Herr A. gleichwohl nur unter dem „Insiegel des Schweigens," nämlich: ihre Tochter wäre schon so gut wie verlobt, und Blenda's Herz wäre schon gefangen gewesen, ehe sie die Ehre gehabt hätte, das erste Anerbieten des Herrn A. entgegenzunehmen. Und diese Aufklärungen trugen nicht allein dazu bei, die Herzenswunden des dringenden Freiers bald zu heilen, sondern sie hatten auch die Wirkung, daß sein zweiter Korb weniger schwer zu tragen war, als der erste . . . .

. . . .

Während des Interregnums, das nun eintrat, war es für unser kleines Fräulein eine wirkliche Wohlthat, daß sie Henrietten hatte.

Sogar Frau Emerentia wurde bisweilen mit einer Einladung zum Kaffee beehrt; und wenn sie zu einem Bostontisch mit Patrik, Mamsell Debora und einer andern alten Tante kam, so war sie beinahe eben so glücklich, wie in den angenehmen Stunden, welche sie bei ihrem Strickzeuge und den Romanen des seligen La Fontaine verlebte ... versteht sich nämlich, daß sie, sobald die Aussichten heller zu werden begannen, auch in Stockholm der Leihbibliothek zusprach.

Was demnächst ihr größtes Glück war, das bestand in dem Gedanken, daß sie bald Gelegenheit haben würde, die Artigkeit ihrer Verwandten zu belohnen; sie sah nämlich schon im Geiste voraus, daß sie von Seiten ihrer Tochter, der Gräfin, Henriette und Patrik zu den kleinen Abendzirkeln der Gräfin einlud.

Bei diesen guten Familienverhältnissen war der Hutstaffirer Herr Johann Blücher fortwährend abwesend. Patrik hatte ihn stets im Munde mit Zeichen der Sehnsucht nach seiner Rückkehr; und jetzt fühlte Blenda keinen Widerwillen mehr bei dem Gedanken, ihn zu treffen; ihre Blödigkeit war verschwunden bei der Nachricht, daß sein Herz schon durch eine Andere gefesselt war.

Doch die Zeit verging und Keiner — weder der Baron, noch auch der Cousin Johann und der Graf — kam wieder. Und keine einzige Erinnerung, keine einzige Zeile von dem Letztgenannten!

Das kleine Billet, welches um den Blumenstrauß gewickelt war, gab ihr inzwischen Stoff genug zum Nachdenken, nicht um seines Inhaltes willen, sondern weil sie, als sie späterhin die Handschrift mit der auf dem Bücherpakete verglich, mit Erstaunen gefunden hatte, daß beide ganz verschieden waren.

XXXVI.

Das Pfingstfest nahte.

Die Herrschaften Patrik waren schon hinaus auf's Land gezogen, und Frau Emerentia und Blenda waren eingeladen, das Fest auf Henrikslund zu verleben, wo Johann — der in diesen Tagen zurückkehren sollte — ebenfalls erwartet wurde.

Einige Tage vor dem Pfingstabende saß Blenda und nähte an den Volants eines hellrothen Mousselinkleides, in welchem sie auf dem Lande glänzen wollte, als Patrik mit einer außerordentlich wichtigen Miene bei den Damen eintrat, welche, erstaunt über sein Aussehen, zu gleicher Zeit ausriefen:

„Was gibt's?"

„Aha!" sagte Patrik lachend, „Ihr seht, daß es etwas gibt! — Nun, ich will's nicht läugnen, auch nicht, daß es etwas Himmelhohes ist!"

„Himmelhohes?" — murmelte Frau Emerentia bei sich selbst — „ob wir wohl nicht endlich im Hafen sind!"

„Ich bin," fuhr Patrik fort, „eine verteufelt wichtige Person geworden, seitdem sich der Eine nach dem Andern mit seinen Freiereien um mein Cousinchen an mich wendet."

„Wie?" flüsterte Blenda, „eine neue Freierei?"

„Ja, so ist's, und noch dazu eine Freierei, vor welcher unsere allerreichsten Großhändlerstöchter sich verneigen würden bis auf die Erde hinab! Auch wirst Du diesmal gewiß nicht Nein sagen . . . Wir werden jetzt nur kleine Leute gegen unsere hochvornehme Cousine!"

Blenda konnte vor Gemüthsbewegung kein Wort hervorbringen.

Frau Emerentia dagegen erhob sich, stellte sich ceremoniös vor Patrik und antwortete:

„Deine Neuigkeit, theurer Vetter, trifft uns nicht im Min-

besten unvorbereitet. Sei aber überzeugt, obgleich der Schonen'sche unermeßlich reiche Adel für den stolzesten im ganzen Reiche gilt, so werden wir es dennoch so anzuordnen wissen, daß mein Schwiegersohn, der Graf, seine beiden Familien in eine zu vereinigen weiß!"

„Hol' mich Dieser und Jener," fiel Patrik ganz verblüfft ein, „wenn ich ein einziges Wort von der ganzen Rede verstehe! Der Freier ist von Oestergötland und nicht von Schonen, auch ist er kein Graf, sondern nur ein Baron, was wohl auch gut genug sein kann, besonders da er — wenn er nun auch nicht „unermeßlich reich" ist — auf jeden Fall ein Fideicommiß besitzt, welches ihn zu einem kleinen Magnaten erhebt . . . Sieh hier den Brief an Blenda, der in dem meinigen lag!"

Der Ausdruck von getäuschter Erwartung, welcher sich in den Gesichtern der Damen malte, war so deutlich, daß sogar der sonst nicht sehr scharfsichtige Patrik in ein lautes Gelächter ausbrach über den Possen, den sie sich selbst gespielt hatten.

Aber gerade dieses Gelächter weckte sie augenblicklich: und während Blenda den Brief entgegen nahm, erholte sich die Mutter hinlänglich, um antworten zu können:

„Das Anerbieten des einnehmenden und achtungswürdigen Barons ist zwar sehr schmeichelhaft für meine Tochter, doch vermuthe ich beinahe, daß es ihm nicht viel besser ergehen wird, als dem Handelsexpedienten."

„Das wäre der Henker! — also wartet Tante bestimmt darauf, einen Grafen zum Schwiegersohn zu bekommen?"

„Ich warte auf Dasjenige, was Gott sendet, mein Lieber! . . . Der Baron hat Blenda's Herz nicht gewonnen."

„Inzwischen rathe ich hier, wie die selige Mutter bei dieser Gelegenheit gethan haben würde, zu einer vernünftigen Ueberlegung! Das Anerbieten ist so über Allem, was Blenda erwarten konnte, daß es ein wirklich rasender Wahnsinn wäre, es aus den Händen zu lassen!"

„Aus den Händen?“

„Ja, ich spreche ganz verständlich! Und am Feste, wenn Tante und Blenda nach Henrikslund kommen, so kann sie die Antwort bei uns schreiben — ich denke, wenn Ihr Zeit gehabt haben werdet, Euch zu besinnen und Euch mit Henrietten zu berathen, so wird sie gewiß günstig ausfallen! . . . Und nun lasse ich Euch allein . . . Adieu bis übermorgen!“

* * *

„Es thut mir sehr leid, daß wir uns verrathen haben . . . aber das ist auch höchst natürlich!“ meinte Frau Emerentia, als Patrik gegangen war . . . „Mein Gott,“ fuhr sie fort, da sie die Tochter, die inzwischen den Brief des Barons erbrochen und gelesen hatte, näher betrachtete — „Du weinst? Du bist gerührt? . . . Rede, Kind! Vielleicht besinnst Du Dich wirklich, wie Patrik sagte? Und in der That, er verzieht sehr lange, der liebe Graf!“

„Mag er verziehen, so lange er will — er kommt dereinst schon! Nie, nie, will ich mich eines einzigen Zweifels schuldig machen!“

„Aber was schreibt denn der Baron? Wenigstens ist es nun doch gewiß, daß Du eine Freiherrin werden könntest, zwar das Letzte von Allem, das ich mir gedacht habe, aber dennoch auf jeden Fall ein hoher Rang, der mit Reichthum vereint schon sehr viel bedeutet.“

„Ich will keinen einzigen Augenblick daran denken.“

„Aber ich glaube, als Mutter ein Recht zu haben, Dich daran zu erinnern, daß die Familie des Grafen durch ihre Intriguen Jahre lang Eure Verbindung aufschieben und endlich ganz auflösen kann, besonders da es keine wirkliche Verbindung ist . . . mir hat das wiederholte Wort des Grafen, daß Du frei bist, nie recht gefallen wollen, denn ich glaube, er will damit andeuten, daß es Hindernisse gibt, welche vielleicht unübersteiglich sind, und

daß Du auf einen solchen Fall nicht ganz unvorbereitet sein darfst."

„O, mein Gott, verlässest Du mich nun auch, Mutter? auf wen soll ich da bauen? . . . Auch Tante Gyllenhake hat — wenigstens sagt sie so — seit dem März, da ich ihn bei ihr traf, gar keine Nachricht von ihm gehabt."

„Ich verlasse Dich gewiß nicht, mein Kind! . . . Aber ich will erst den Brief lesen, ehe ich mehr sage!"

Und nachdem Frau Emerentia mit tiefer Ehrfurcht das prächtige Wappen betrachtet hatte — welches sie an allen Dingen, die ihre Tochter umgeben, von der Wagenthür an bis auf die Tischwäsche herab, angebracht sehen konnte, um sie an das Glück zu erinnern, daß sie die Mutter einer so vornehmen Dame wäre — las sie Folgendes:

„Theures, geliebtes Fräulein Blenda!

„Sollte ich die ganze Geschichte meiner Liebe erzählen, wie dieselbe sich stufenweise von einer flüchtigen Flamme in ein starkes, tiefes und ernstes Gefühl verwandelt hat, so müßte ich einen ganzen kleinen Roman schreiben.

„Doch, wer hat nicht jenen Roman des Herzens gelesen, der mit Ausnahme einiger weniger Variationen ein und derselbe ist, der bei dem Anfange der Welt begann und erst bei ihrem Ende ein Ende nehmen wird.

„Die Liebe erklärt jedes Wunder — was Wunder also, daß ich, der flüchtige Schmetterling, getroffen und verwundet worden bin? Und was Wunder, wenn ich meine Heilung bei Derjenigen suche, welche allein im Stande ist, dieselbe zu geben.

„Von unserm Wiedersehen um die Weihnachtszeit an erhielten meine Gefühle nicht nur eine neue Richtung, sondern auch eine mir ganz unbekannte Heftigkeit. Dennoch hatte ich noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Sie verjagten mich, und ich gehorchte, weil ich Ihren Frieden nicht stören wollte — ich gehorchte, aber nur eine kurze Zeit.

„Darauf kam eine andere Zeit. Meine Leidenschaft nahm an Stärke zu: ich betete Sie an als eine Heilige, und meinte selbst besser zu sein, wenn ich mit Ihnen in die Wohnungen der Armen wanderte — auch mein guter Engel waren Sie. Aber ich war selbst in meiner Verbesserung selbstsüchtig und dachte nur an mein stündliches Glück, bis der bittere Augenblick kam, da Sie mich von Neuem verjagten.

„Schon damals war ich nahe daran, Ihnen mein ganzes Herz zu öffnen, aber diese Erklärung schien mir in einem solchen Augenblick nicht mit dem Zartgefühle übereinzustimmen. Ich besiegte mich selbst, weil ich wollte, daß wir Beide Zeit haben sollten, uns von der Dauer der Macht zu überzeugen, welche Sie über mich ausübten.

„Nun wohl, geliebte angebetete Blenda! ich reiste, um mich selbst zu prüfen — und diese Prüfung ist so ausgefallen, daß ich Dich auf meinen Knien flehe: rufe mich zurück, rufe mich zurück als den Deinigen, als den, der das Recht hat, ohne Tadel, Dich stets zu begleiten, Dir sein ganzes Leben zu weihen!

„Um dieser Bitte die ganze offizielle Form zu geben, wende ich mich zu gleicher Zeit an Deinen Vetter, den Leinenkramhändler Thorman, und ich bitte ihn um sein gütiges Wort bei Deiner von mir hochgeschätzten Mutter — bei Dir aber will ich keinen andern Fürsprecher haben, als mich selbst.

„Ich warte . . . welche Erwartung! — ach, schreibe sogleich . . . nein, nein: besinne Dich reiflich!

„Auf einer Reise traf ich vor Kurzem Deinen zweiten Cousin den Galanteriehändler. Der Mann gefällt mir außerordentlich und gefalle ich ihm nur halb so gut, so bin ich überzeugt, daß er mich empfehlen wird. Ich theilte ihm mit, was ich zu thun gedächte, weiß aber nicht, aus welchem Grunde er nicht mein Bevollmächtigter werden wollte . . .“

Hier endigte der Brief mit den artigsten Grüßen an die

gnädige Frau nebst Hinweisungen für sie in Betreff der häuslichen Einrichtung an den Brief, welchen Patrik erhalten hatte.

Frau Emerentia vergoß Thränen zarter Rührung und des befriedigten Stolzes.

Endlich war also das große, lange erwartete und ersehnte Ziel erreicht!

Es war nicht länger die Rede von Courmachen, sondern von der förmlichen Brautwerbung eines reichen Barons, dessen Name und Rang in keinen geheimnißvollen Schleier gehüllt waren.

Die Brust des armen Weibes hob und senkte sich unter stolzen Seufzern, und es war Henriettens Glück, daß sie sich schon mit der Tante Emerentia ausgesöhnt hatte; denn, so gut diese auch im Herzen war, so wäre es sicherlich ziemlich schwer geworden, sie zu besänftigen, wenn sie erst hätte sagen können: „Mein Schwiegersohn, der Baron."

Ihr erstes Wort, nachdem sie gelesen, war eine Klage, daß der einfältige Patrik davon gelaufen wäre, anstatt ihr den Brief des Barons zu zeigen und anstatt, wie dieser verlangt hatte, ihm das Wort zu reden.

„Nun, nun!" murmelte sie vor sich selbst hin, „es verdroß ihn, weil wir die Sache in Ueberlegung zogen!"

„Nicht haben wir sie im Mindesten in Ueberlegung gezogen, liebe Mutter!"

„Nun, so wollen wir es jetzt thun!"

„Nein, gewiß nicht! draußen auf Henrikslund will ich ihm einen herzlichen und freundschaftlichen Brief schreiben und ihm, so viel ich darf, von der Ursache meiner Weigerung anvertrauen, welche mir auf jeden Fall weher thut, als sie vielleicht sollte ..."

Ein Klingeln an der Thür des Tambours unterbrach Blenda's Worte.

Sie eilte, um zu öffnen.

Als sie in der nächsten Sekunde zurückkehrte, war sie fast

athemlos vor Gemüthsbewegung; denn jetzt hielt sie einen neuen Brief in der Hand, und dieser Brief war von derselben Hand geschrieben, wie das Billet des Grafen.

„Nein, sieh: heute regnet es wirklich Begebenheiten und Neuigkeiten!“ rief unsere Frau aus. „Beeile Dich, Kind! Ich vergehe vor Ungeduld . . . Ist das Wappen des Grafen im Siegel?“

„Nur eine Oblate!“

„Gleich gut — wir bekommen die gräfliche Krone wohl zu sehen, wenn es erst Zeit ist!“

Nachdem Blenda mit heftigem Zittern das Briefchen erbrochen hatte, dessen sämmtliche Buchstaben vor ihren Augen durch einander tanzten, bekam sie doch endlich den Inhalt heraus.

Sie las laut Folgendes:

„Mein bestes Cousinchen!

„Morgen Vormittag um neun Uhr wird ein Wagen vor dem Hause Nr.... an der Ritterstraße halten. Dieser Wagen wartet auf Cousine Blenda und ihre Mutter und wird, wenn Sie die Einladung nicht ausschlagen, die Herrschaften auf eine kleine Lustpartie für die Pfingsttage auf's Land führen.

„Ich werde die Ehre haben unterweges an einem passenden Orte einzutreffen.

„In der glücklichen, vielleicht allzu kühnen Hoffnung der Genehmigung, halte ich nicht um Antwort an.

Jean.“

Während Blenda im Entzücken ihre rosenrothen Lippen auf das rosenrothe Briefchen drückte, plauderte und überlegte Frau Emerentia wie gewöhnlich mit sich selbst:

„Meine selige Großmutter, welche die Welt gesehen, hatte doch niemals Unrecht! Selten kommt ein Glück allein . . . Welch ein Vortheil, welch ein unerhörter Gewinn, daß es sich so gut trifft! Diesmal ist es denn ganz bestimmt, daß wir in vollem Ernst eine Erklärung erhalten! Der Baron hat zwar

die seinige zuerst gegeben, aber er kann doch nicht wissen, daß die des Grafen später kam. Wird die Verbindung mit dem Grafen nicht vollkommen befriedigend — das heißt: trifft sie auf bestimmte Hindernisse — so bleibt uns immer noch der Baron. Und also ist es schon nach einigen Stunden abgemacht, ob meine Tochter entweder eine Gräfin oder eine Freiherrin werden wird: ein Drittes gibt es nicht . . . O Glück, Glück, heiliges Glück, wie bete ich Dich an! . . . Du betrogst mich nicht in den lieblichen Träumen, die ich so oft von Dir hatte!"

. . . .

„Die Reise nach Henrikslund, liebe Mutter, kommt ja nicht in Frage? — es ist ja ganz unmöglich, jetzt daran zu denken!" rief Blenda endlich aus, indem sie halb wahnsinnig vor Freude im Zimmer umhertanzte.

„Versteht sich, Du Kleine! Und sie werden es nicht übel nehmen, wenn sie die Ursache erfahren . . . Ich hoffe, der Graf wird nichts dagegen haben, mit seiner Braut eine Ceremonievisite bei den guten Leuten zu machen."

Nachdem dies entschieden war, flog Blenda wieder zu ihrem Kleide, und während die Finger mit einer Fertigkeit ohne Gleichen die Nadel führten, schwebten ihre sämmtlichen Gedanken um die geheimnißvolle Reise.

Wohin ging diese Reise?

Blenda verirrte sich in Vermuthungen.

Sollte sie seine Verwandten treffen? Sollten diese Ahnenstolzen sich endlich dazu bequemt haben?

Konnte eine geheime Vermählung in einer entlegenen Kapelle der Zweck sein? — Ach nein, dergleichen war ja nur in den Romanen der alten Zeit gebräuchlich . . .

Oder eine Entführung? . . . Von dergleichen kam zwar in den englischen Büchern vor; aber unglücklicher Weise gab es in Schweden kein Gretna-Green!

XXXVII.

Mit Hülfe der guten „Mamsell in der Hausflur," die bei der Anfertigung des merkwürdigen Peignoirs schon behülflich gewesen war, bekam Blenda ihre Toilette zu gehöriger Zeit in Ordnung. Und als die Mamsell und die Aufwärterin die beiden überglücklichen Damen auf die Straße hinab begleiteten, wo zu bestimmter Zeit ein hübscher Wagen wartete, sagte Blenda zu der Ersteren und Frau Emerentia zu der Letzteren ungefähr eine und dieselbe Phrase:

„Gott sei gelobt, bald werden wir im Stande sein, Ihre Dienstfertigkeit zu belohnen!"

Noch nie war Blenda so strahlend schön gewesen, wie heute, noch nie war ihr das Leben so himmlisch erschienen — die Erde war keine Erde: sie war ja der Himmel selbst.

„O," sagte sie zu ihrer Mutter, als die Wagenthür zugemacht war, und der Wagen dahinrollte, „kann man sich wohl eine interessantere Lage denken?"

Die Antwort der Frau Emerentia bestand darin, daß sie auf eine rührende Weise die Augen verdrehte.

„Wir reisen," fuhr Blenda fort, . . . „wir wissen nicht wohin — denn Gott behüte uns, daß wir dem Kutscher die geringste Frage vorlegen sollten: da er ohne Livree ist, so beweist dies, daß er selbst eine Art von Geheimniß ist. Wir reisen zu einem wichtigen Ziele . . . wir wissen nicht, zu welchem! Wir werden einen Ritter mit geschlossenem Visire treffen . . . und wenn wir uns von ihm trennen, so ist er nicht länger das Räthsel, welches er vor uns zu sein glaubt . . . Wahrhaftig, Mutter, in diesem Augenblick wäre ich beinahe in Versuchung zu wünschen, daß ich seinen hohen Rang nicht gekannt hätte: nun kann er nicht die Ueberraschung haben, welche er erwartet, da er endlich seinen Stand zu erkennen gibt!"

„Ja, dergleichen wie dieses Alles, würde uns dort unten im Bauerlande zugestoßen sein! . . . Unsere Schicksale sind wirkliche Romanschicksale, und wir sollten daran denken, sie einem guten Verfasser in die Hände zu bringen . . . Da erhalte ich eben eine Idee, Du Kleine: ich will meinen Schwiegersohn dahin bringen, sobald ihr verheirathet seid, daß er uns dem geistreichen Verfasser der „Blume auf dem Kinnekulle“ vorstellen läßt — wie heißt er doch? . . . Mel . . . ja, Mellin war es — er wird es gewiß gut ausführen!“

„Das war eine glänzende Idee, liebe Mutter . . . wenn wir nur anonym auftreten können und ich nicht nöthig habe, vor ihm zu sitzen!“ fiel Blenda lachend ein.

„Gut, gut! wir können wohl späterhin darüber schwatzen . . . Um aber nun auf unser voriges Gespräch zurückzukommen, so hast Du ganz Unrecht in Deinem Wunsche, daß es gut gewesen sein würde, wenn Du den Rang des Grafen nicht gekannt hättest; denn ohne diese Kenntniß hätten alle diese Abenteuer nicht Statt finden können . . . unmöglich hättest Du Dich in einen Mann verlieben können, dessen Stand Dir unbekannt gewesen wäre — das würde allzu riskant gewesen sein!“

* * *

Unter Gesprächen gleich den angeführten eilte die Zeit schnell dahin, und man war drei Stunden lang gefahren, als — da die Damen wohl zum zwanzigsten Male die Vermuthung aussprachen, daß der Graf wohl bald eintreffen würde — der Wagen plötzlich stille hielt.

„Warum hält Er hier still, mein Freund?“ fragte Frau Emerentia den Kutscher. „Wir haben ja erst ganz kürzlich die Pferde umgetauscht, und hier gibt es ja weder Häuser, noch Menschen, noch . . .“

„Aber es gibt hier eine unbeschreiblich schöne Waldgegend,

wo ein Frühstück vielleicht schmecken möchte!" rief eine fröhliche Stimme, und von der Seite kam ein junger Mann hervor, auf dessen schönem Gesichte das Glück eben so deutlich geschrieben stand, wie in den lebhaften Augen.

„Cousin Jean, Cousin Jean!" rief Blenda aus . . . „O, jetzt sehen Sie nicht so düster aus, wie damals, als wir uns zuletzt sahen . . ."

Hier aber schwieg sie, denn in diesem Augenblicke hob Cousin Jean sie aus dem Wagen, und während des kurzen Augenblickes fühlte sie, daß sein Herz mit dem ihrigen um die Wette schlug.

Die gnädige Frau, welche sich inzwischen an der andern Seite selbst herabgeholfen hatte, stand und knixte vor dem Grafen, vor dem Walde, vor dem Himmel und vor dem Wasser, das durch die Bäume hindurch schimmerte.

Sie hoffte und fürchtete, die ganze hochgräfliche Familie möchte in irgend einer Vertiefung verborgen sein, und fürchtete sich gar sehr, sie könnte in dem Respect fehlen, da dieselbe ihr die Attention bewiesen hätten, ihr entgegen zu kommen.

„Nun, meine Damen" — sagte Cousin Jean, welcher weit entfernt war, die unermeßliche Wichtigkeit zu ahnen, welche seine werthe Tante dem kleinen Mahle beilegte — „da wir das Mittagessen nicht so früh zu erwarten haben, so lade ich Sie auf eine kleine Erfrischung im Grünen ein! Mein Wunsch ist, wenn ich es nämlich wagen darf, ihn auszusprechen, daß wir ein entzückendes Nomadenleben führen wollen, mit der Freiheit, uns aufzuhalten, wo es uns beliebt; denn, lassen Sie uns darüber einig werden, dergleichen Lustreisen sind und bleiben die allerangenehmsten."

„Ach ja, nichts kann entzückender und poetischer sein!" rief Blenda aus, indem sie gleich einer Sylphe oder kleinen Elfe über die hellgrüne Grasmatte, die vor ihren Füßen ausgebreitet lag, hineilte . . . „Ich wünschte, ich hätte ein Paar Ca-

stagnetten in den Händen, so wollte ich gleich glauben, ich wäre eine Zigeunerkönigin — Sie, mein Cousin, sind dunkel genug, um als König zu passiren."

„Vortrefflich! — also ist es meine Gemahlin, der ich die Ehre habe, den Arm zu bieten!"

„Wie? . . . wissen Sie denn nicht, daß es unverheirathete Königinnen gibt?"

„Nein, das habe ich wahrhaftig nicht geglaubt, wenn zu gleicher Zeit ein König auf dem Throne sitzt!"

„Da sehen Sie die Gefahr, von Dingen zu reden, die man nicht kennt — Zigeuner haben ihre eigenthümlichen Gesetze . . . Aber wissen Sie, Cousin Jean, daß Sie sich ziemlich lange unsichtbar gemacht haben?"

„Allzu lange?"

„Ja, sogar auch das noch!"

„Ach, diese Entfernung hat sich selbst grausam gestraft — Sie, Zauberin, Sie wissen nicht, was Sehnsucht ist . . ."

„Nicht?"

„. . . Und Furcht . . ."

„Aha!"

„. . . Und Zweifel!"

„Das ist wahr, denn ich habe niemals gezweifelt!"

„Wissen Sie, mein Cousinchen, Sie sind ganz göttlich!"

. . . .

. . . .

Frau Emerentia, die sonst so gerne lauschte, wenn der Graf ihrer Tochter die Cour machte, ging nun blos und grübelte über seinen hingeworfenen Einfall in Betreff des Nomadenlebens.

Natürlich war es ein Scherz, um die Wirklichkeit zu verbergen — und Gott weiß, woher sie die Idee nahm, daß sich bald eine leise Harmoniemusik hören lassen würde, aber sie war davon fest überzeugt, eben so davon, daß diese Musik, deren

erste Töne ihre Seele schon vernahm, das Signal zu einer Kette von Ueberraschungen werden würde, die eine immer verschieden von der andern und immer größer.

Aber leider mußten diese interessanten Luftschlösser zuletzt zusammenfallen.

Nach einer Wanderung von zehn Minuten entdeckte man den allerschönsten Hain von jungen Birken und in der Mitte desselben auf der platten Erde eine Mahlzeit aufgedeckt, welche alles mögliche Anlockende hatte, außer dem Wesentlichsten: andere Gäste als sie selbst.

Frau Emerentia seufzte tief vor Schmerz: hierauf war sie nicht vorbereitet.

„Ha!" sagte sie (versteht sich, bei sich selbst), „die Grausamen haben noch nicht nachgeben wollen! Doch, mögt Ihr warten, meine Herrschaften, bis Sie meine Tochter sehen — sie wird sich an Ihnen wegen Ihres Kaltsinnes zu rächen wissen und Ihnen sämmtlich das Herz stehlen . . . der Himmel ist gerecht!"

Hätte man die geheimnißvolle Pantomime unserer gnädigen Frau bei allen diesen wechselnden Gedanken gesehen, so hätte man geglaubt, sie wäre beschäftigt, eine Rolle zu repetiren, in welcher eine erzürnte Mutter die Mächte des Himmels und der Erde beschwört, die versteinerten Gefühle des Barbaren zu erweichen, von welchem das Schicksal ihres Kindes abhängt . . . Frau Emerentia hatte unläugbar ihre kleinen Anlagen für das Melodrama.

Was die jungen Leute betraf, so waren sie in solchem Grade in einander verliebt und entzückt, daß sie weiter nichts sahen, als sich selbst.

Diese Abgötterei kam der getäuschten Frau Emerentia sehr gut zu Statten.

Erstlich erhielt sie Zeit, sich zu fassen, und demnächst hatte sie Gelegenheit, ihre müttterlichen Pflichten zu üben und dem Grafen eine kleine Lection zu geben — versteht sich, eine sehr

feine — die ihm begreiflich machen konnte, daß es bei einer Frau mit der Lebenskenntniß Ihrer Gnaden von Kühlen nicht anginge, den Vergeßlichen zu spielen . . . überdies mußten wohl die Gaben Gottes angewendet werden . . es wäre ja eine Sünde und eine Schande gewesen, nicht zu essen, da eine solche Erfrischung den Appetit reizte.

Doch dem Grafen seine Vergeßlichkeit zu zeigen, war leichter gesagt, als gethan, denn die Liebe hört auf eine eigenthümliche Art; sie hört und antwortet in die Luft hinein — und als endlich Frau Emerentia müde wurde, ihre Ermahnungen zu wiederholen, so begann sie allein den Angriff auf die Leckereien, auch verschmähte sie es nicht, sich selbst von dem purpurrothen Wein zu kredenzen, denn dieser lächelte ja so herrlich in der krystallenen Karaffe und perlte so schön in dem vergoldeten Silberbecher, den sie an den Mund führte.

Sei es nun, daß der feurige Traubensaft eine belebende Wirkung hatte oder daß die gnädige Frau geneigt war, zu den besten Schlußsätzen überzugehen, genug, bald wurde sie heimgesucht von einer blitzenden Idee, welche, sie mochte nun aus dem Boden des Bechers oder aus dem Grunde ihres erfindungsreichen Kopfes hergeholt sein, auf jeden Fall gleich mächtig war.

„Wie einfältig war ich doch, als ich mir vorstellte, der Hauptact würde hier gleich am ersten Ruheplatze gespielt werden — es ist ja klar wie der Tag, daß erst beim zweiten Ernst daraus wird! Man muß erst in Ordnung kommen, man will weiter von der Stadt entfernt sein . . . und endlich will man so lange wie möglich die Zeit ausdehnen, um den Eindruck um so feierlicher zu machen.“

Frau Emerentia war schon gerührt, sie führte das Taschentuch an die Augen.

Sie sah — denn was konnte sie nicht sehen — den Vater des Grafen, die Excellenz . . . in diesem feierlichen Augen-

blicke, da, so zu sagen, ihr die Schuppen von den Augen fielen, sah sie deutlich ein, daß der Vater des Grafen eine Excellenz sein müßte . . . sie sah also, wiederholen wir, Seine Excellenz in der großen Generalsuniform und ganz bedeckt mit in- und ausländischen Orden, ihr entgegen kommen mit der ganzen Artigkeit eines Hofmannes aus der Gustavianischen Zeit, von welcher sie hatte reden hören . . . und er beliebte auf fürstliche Weise zuerst ihre eine und dann ihre andere Wange zu küssen.

Während dieser angenehmen Ceremonie sah man die Frau Mutter des Grafen, „Ihro Excellenz," auf einer Art von Thron sitzen, welcher von Moos gebildet und durchschlungen war von frischen Blumenguirlanden und rund umher umlagert von kleinen weißen Cherubimen mit rosenrothen Flügeln. An der edlen Stirn der hohen Dame strahlte ein Familiendiadem von unschätzbarem Werthe, als aber die junge Braut ihres Sohnes zu ihren Füßen tief kniete, nahm sie das Diadem ab und setzte es ihrer neugewonnenen Tochter auf das Haupt, und diese, ergriffen von hohen und inspirirten Gefühlen, redete nun Worte so schön, rührend und dabei doch so kraftvoll, daß beide Excellenzen weinten, und der Sohn weinte, und alle Onkel, Tanten und Basen, welche auch mit eingeladen waren, ebenfalls nach den Taschentüchern griffen.

Aber in der Mitte dieser unermeßlichen Gloriade wurde sie plötzlich durch den Gedanken gestört, daß Blenda heute noch beinahe gar Nichts genossen hätte, ein Umstand, der ihr alle Stärke rauben konnte, die ihr doch so nothwendig war... Frau Emerentia erinnerte sich, gehört zu haben, wie bei der Aufnahme in gewisse geheimnißvolle Gesellschaften der Neophyt durch vorhergehendes Fasten seiner physischen Kräfte beraubt wird, was dann wiederum auf die moralischen einwirkt.

„Nein!" rief sie laut und mit Nachdruck aus, „niemals soll man sagen, ich hätte etwas versäumt, das den Muth aufrecht halten kann, dessen sie bedürftig ist!" Und indem sie einen flehen-

den Blick auf ihre Tochter und einen dito auf den Grafen richtete, sagte sie noch lauter:

„Blenda, mein Kind! im Namen der seligen Großmutter und Deines Vaters beschwöre ich Dich, oder, wenn es sein muß, befehle ich Dir: iß!"

Blenda sah lächelnd auf.

„Wie so, Mutter?... Ist denn das nothwendig?"

„Gehorche, mein Kind! Das ist etwas, dessen Nothwendigkeit ich, Deine Mutter, kenne. Herr Cousin, haben Sie die Güte, sich mit mir zu vereinigen! Ich habe Lebenserfahrung und weiß, was ich rathe."

„Verzeihung, Verzeihung, meine beste Tante! ich bin ein sehr schlechter Wirth!" entschuldigte sich Cousin Jean.

Und nun begann ein munterer Streit zwischen den jungen Leuten. Blenda wollte gar nicht essen, als sie jedoch dazu gezwungen wurde, so zwang sie ihrerseits den Cousin Jean, die doppelten Portionen, welche sie ihm vorlegte, aufzuessen.

Endlich war die Erfrischung eingenommen, und nachdem der Kutscher und ein kleiner Bedienter, der den Grafen unter seinem letzten Incognito begleitete, mit dem Rest fertig geworden, stieg der Wirth mit den Damen in den Wagen und die Reise wurde fortgesetzt.

* * *

„Jetzt, da wir in Ordnung gekommen sind," sagte Blenda — welche, ihrem Ritter gegenübersitzend, mit ärgerlicher Schalkhaftigkeit den Sonnenschirm so wendete, daß er keinen Blick auf ihr schelmisches Antlitz werfen konnte — „jetzt wollen wir ernsthaft und vertraulich reden!"

„So fangen Sie nur damit an, mein Cousinchen!" erwiederte er, indem er behende den Sonnenschirm ergriff und auf die Seite schob. „Hernach," fuhr er flüsternd fort und mit

einem Blicke, der die Rosen auf Blenda's Wangen erhöhte, „hernach kommt die Reihe an mich!"

Blenda warf einen verstohlenen Blick auf ihre Mutter, die ihr als Antwort einen ziemlich nachdrücklichen Rippenstoß ertheilte ... beide hatten einen und denselben Gedanken.

„Nun, endlich!"

„Ja," begann unser junges Fräulein, nachdem sie die verschämte Verwirrung, in welche die letzten Worte des Grafen sie versetzt, glücklich überwunden hatte, „es verhält sich so, daß man mich aufgefordert hat, mir von dem Cousin Johann Rath zu holen, und da ich nur einen Cousin Johann kenne, so ist es natürlich, daß ich mich an ihn wende."

„Und er wird nach besten Kräften dem Vertrauen zu entsprechen suchen!"

„Nun, wer zweifelt daran! ... Die Sache ist so, daß ein junger Mann von meinen Bekannten mich so ziemlich nach seinem Geschmacke gefunden hat."

„Das ist ein wenig unbestimmt, sintemal es bestimmt ist, daß viele Andere es ebenfalls gefunden haben!"

„O sieh, das kann man eine ritterliche Antwort nennen! ... Doch, um noch aufrichtiger zu sein, der junge Mann hat mich zu seiner Lebensgefährtin auserseh en."

„Das wird wieder beinahe allzu deutlich!"

„Das ist nicht mein Fehler ... Ferner hat er — wie schon erwähnt — mich versichert, er hoffte, daß Herr Johann Blücher, der ihm ganz außerordentlich gefallen, ihn bei mir auf das Beste empfehlen würde."

„Hm — ein kitzliger Auftrag!"

„Um so kitzliger, als es wohl darauf ankommt, in wiefern er eben so eingenommen ist von dem — Baron."

„Aha! es handelt sich darum, Freiherrin zu werden?"

„Ja, mein Cousin — meinen Sie, es hieße dies allzu hoch

streben? Ich kann versichern, daß ich nie an etwas Geringeres gedacht habe . . ."

„. . . und reich zu werden?"

„Auch das paßt mit in meine Berechnungen; wer reich ist, der hat so viele Vorzüge, kann so viele Phantasien befriedigen!"

„. . . und in der sogenannten vornehmen Welt zu leben?"

„Ja, ja, gerade um das Alles handelt es sich . . . Ich möchte gerne eine vornehme Dame werden, in einem Wagen mit einem oder zwei Lakeien in Livree hinten auf, von den Freunden meines Mannes, einem ganzen Schwarm von Grafen und Baronen, Artigkeiten und Schmeicheleien hören, und vor allen Dingen sämmtliche Gräfinnen und Freiherrinnen vor Neid verzweifelt zu machen . . . denn ich denke die Kasse meines Mannes nicht zu schonen, um schön zu werden!"

Bei den letzten Worten heftete Blenda ihr lächelndes Auge auf ihren Liebhaber.

Sie war überzeugt, er würde ihr in eben diesem fröhlichen Tone ihre Eitelkeit und Gefallsucht vorwerfen, denn die Ursache, welche sie in der letzten Zeit für die eigensinnige Behauptung der Frau Gyllenhake, daß sie in dem „Grafen" keinen Grafen sehen dürfte, gefunden hatte, war die, daß er mit seinen edlen Gesinnungen fürchtete, sie sähe auf die Vorzüge der höheren Stände mit allzu großer Vorliebe.

Allein ganz gegen ihre Vermuthung antwortete er ihr nur Folgendes:

„Diese Welt würde Ihnen gewiß anstehen!"

„Soll ich diese Antwort für einen Rath halten, mein Cousin? . . . Soll ich glauben, daß Sie den Baron begünstigen?"

„Beinahe fange ich an, es zu thun . . . Doch, was sagen Sie dazu, liebe Tante?"

„Nun, ich nehme am liebsten Denjenigen," sagte Frau Emerentia, weil sie selbst meinte, mit ausgezeichnetem Takt,

„welchen das Herz meiner Tochter wählt, und verlasse mich darauf, daß ihr Instinkt so fein gewesen ist, um den Baron mit Sicherheit opfern zu können."

„Das war eine sehr witzige Antwort!"

Frau Emerentia war in ihrem Innern aufgeblasen, sah jedoch ganz bescheiden hinaus auf den Weg.

„Ich könnte daraus den Schluß ziehen, daß Sie, Tante, es für Blenda's Glück nicht als nothwendig erachten, eine vornehme Wahl zu treffen!"

„O, bester Herr Cousin, setzen Sie einem armen Frauenzimmer nicht allzu hart zu!"

„Wie, meine Tante?"

„Ich wiederhole ja: ich bin zufrieden mit Demjenigen, welchen ihr Herz wählt — aber, mein bester Cousin, von ihrer Kindheit an habe ich immer geglaubt, sie würde eine wirkliche Dame werden, ich meine, eine Dame, die sich einigermaßen sichere Hoffnung machen könnte, bei Hofe präsentirt zu werden . . ."

„. . . und mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen an den Hoffesten zu tanzen!" fiel Blenda ein.

„Richtig, Du Kleine; Du nimmst mir wirklich das Wort aus dem Munde! . . . Aber ach, an dem Tage, da dieses geschieht, fürchte ich nur Eins . . ."

„Was denn, Mutter?"

„Daß ich gar Nichts sehen kann, denn vielleicht werde ich ohnmächtig in dem Uebermaße meines Glückes!"

Ein halb melancholisches, halb mitleidvolles Lächeln schwebte über Cousin Jeans Lippen, indem er die immer mehr und mehr belebten Damen betrachtete.

Doch dieses Lächeln verschwand schnell und er sagte, indem er Blenda zärtlich ansah:

„Ich bitte bis heute Nachmittag um Bedenkzeit mit dem Rathe, verspreche jedoch, mich dann demselben nicht zu entziehen!"

„Damit bin ich zufrieden . . . doch unter der Bedingung,

mein Cousin, daß Sie sich nicht beleidigt fühlen, wenn ich Ihrem Rathe nicht folge, denn ich will nicht läugnen, daß ich mich schon entschlossen habe, besonders von meinem eigenen Köpfchen Rath anzunehmen . . ."

„. . . und auszuschlagen?"

„Vielleicht!"

„Aber heute Nachmittag . . ."

„Nun?"

„Heute Nachmittag möchten Sie vielleicht anders denken!"

Ein Blick voller Unruhe fiel aus den Augen des jungen Mädchens auf ihren Nachbar.

Ein unbekanntes Gefühl von Zwang überfiel Alle von diesem Augenblicke an.

Frau Emerentia versank jedoch bald in einen Halbschlummer und schlief endlich ganz ein und träumte dabei ganz angenehm von der alten Excellenz in der großen Generalsuniform und von seiner Gemahlin mit dem Juwelenschmucke.

Blenda suchte jedoch vergeblich nach dem Schlüssel zu der Veränderung, die mit ihrem Liebhaber vorgegangen war.

Das poetische Schweigen beim Frühstück — ein Schweigen, das weit beredter war als Worte, weil diese ersetzt wurden durch die Sprache der Blicke und der Geberden — dieses Schweigen herrschte jetzt nicht.

Aber dennoch schwiegen beide fast ganz.

Er war in Gedanken vertieft, sie in Angst. Und ein Lächeln, ein halber Seufzer, die sie wohl je zuweilen austauschten, schienen ihre Verstimmung eher zu vergrößern, als zu vermindern.

Inzwischen rollte der Wagen dahin. Die Pferde schienen zu fliegen.

XXXVIII.

„Cousin Jean, Cousin Jean! sehen Sie doch dorthin!" rief Blenda. „Wenn Nichts im Stande ist, Sie aus dieser unartigen Gedankenfülle zu wecken, so wird es der Anblick dieser Stelle sein — ich bin überzeugt, Adam und Eva hatten es nicht schöner im Paradiese!"

„Also gefällt Ihnen diese Gegend sehr, mein liebenswürdiges Cousinchen?"

„Ja, ich glaube wohl! . . . Sehen Sie dieses klare, durchsichtige Wasser mit seinen kleinen, drei bis vier Ellen langen bewaldeten Holmen, die bereit zu sein scheinen, abzusegeln, sobald der Wind ihre grünen Segel faßt . . . sehen Sie . . . ach, sehen Sie das kleine Boot dort im Schilf! — und den dunkeln Wald und die großen lichten Wiesen . . . und dort hinten auf der Landspitze das schöne perlgraue Haus mit einer wirklichen Felsenmauer, wie man sie zu den Zeiten der Burgfräulein hatte! . . . Mutter, so erwache doch! . . . O, lassen Sie uns hier anhalten, weil wir doch einmal auf Abenteuer aus sind und uns aufhalten dürfen, wo wir es am besten finden!"

„Es war ohnehin die Absicht, hier anzuhalten!" entgegnete Cousin Jean. „Cousine Blenda! wenn Sie der Richtung meiner Hand folgen, so werden Sie einen kleinen Pavillon dort in der Ferne zur Linken bemerken . . . diesen habe ich uns schon bestellt, dort erwartet uns das Mittagessen, weil dieser Ort wirklich einer der poetischsten unter den schönen Umgebungen von Stockholm ist."

Blenda schlug vor Entzücken über den herrlichen Vorschlag die Hände zusammen. Und Frau Emerentia rieb sich den Schlaf aus den Augen, um endlich wachend die Fortsetzung des Traumes zu schauen.

Der Wagen hielt vor dem Eingangsthore des Parkes.

„Wem gehört dieses entzückende Landgut?" fragte Blenda, indem sie an der Seite ihres wiederbelebten Ritters durch die duftenden Alleen wanderte.

„Es gehört einem Obersten X, oder hat ihm wenigstens noch vor Kurzem gehört — ich weiß nicht, welches von beiden das Richtige ist. In diesem Augenblicke wird es nur von dem Inspektor, einem meiner Bekannten bewohnt . . . Ist aber nicht dieser kleine Weg, der sich hier am Wasser hinschlängelt, ausgezeichnet schön?"

„Alles ist herrlich; . . . Aber der Pavillon liegt versteckt gleich einem bezauberten Schlosse."

„Er hängt fast zwischen zwei großen Felsen, welche machen, daß man ihn von dieser Seite nicht sieht." . . . .

. . . .

Endlich hatte man diese Felsen erreicht; es waren Stufen in denselben bis hinauf an das nette, luftige Häuschen.

Und als man hier eintrat, da stand vor Blenda's Erinnerung ganz leibhaftig das alte Märchen, von welchem sie in ihrer Kindheit so oft entzückt worden war, nämlich das Märchen von dem wunderbaren Tischtuche, welches überall, wo man es ausbreitete, augenblicklich eine ganze Wunderwelt von verführerischen Gerichten darbrachte.

Doch so verführerisch auch der Wundertisch sein mochte, so war dort dennoch etwas, welches Blenda noch mehr entzückte, und dieses war die unübersehbare Land- und Seekarte, welche sie vor sich hatte, und welche sich fast bis zur Unendlichkeit ausdehnte, als sie durch das an dem einen Fenster aufgestellte Fernrohr blickte.

Aber die arme Frau Emerentia wäre beinahe in Ohnmacht gesunken, als sie nicht mehr als drei Couverte erblickte.

In düsterer aber verschlossener Verzweiflung sank sie auf den weichen Divan, der das runde Zimmer umgab, und nur durch eine heldenmüthige Anstrengung vermochte sie die Thränen zurückzuhalten, als sie an alle diese grausame Härte dachte.

Vielleicht sollte das Ende der ganzen Reise eine Erklärung werden, welche die Wahl enthielte, entweder die geheimnißvolle Bekanntschaft zu brechen, oder sich mit dem Fluche der Familie zu verheirathen.

Welche schreckliche Wahl!

* * *

Zu Mittag war gegessen, der Kaffee im Parke getrunken — man begann wieder von der Abreise zu reden.

Jetzt fühlte auch Blenda in sich eine gewisse Verwunderung, eine immer mehr und mehr getäuschte Erwartung. So wie vorher die Mutter, begann auch sie bald rechts, bald links, bald vorwärts, bald rückwärts ihre Blicke zu werfen — kein Mensch, nichts Unerwartetes, oder richtiger Erwartetes, war zu sehen, man sollte also wirklich abreisen!

Cousin Jean legte nun seiner Gesellschaft die Frage vor, ob sie Lust hätten, bevor sie in den Wagen stiegen, das eigentliche Wohnhaus zu besehen.

„Das kommt wohl darauf an, was die Zeit erlaubt," entgegnete Frau Emerentia, die zum ersten Male seit der Bekanntschaft mit dem Grafen etwas unwillig gestimmt war.

„Die Zeit?"

„Ja, ich weiß nicht, Herr Cousin, wo Sie das Nachtlager ausersehen haben, und ich muß sagen: so angenehm diese Reise sonst auch ist, so fürchte ich beinahe, daß . . . daß . . ."

„Was fürchten Sie, meine gute Tante?"

„Daß Patrik und Henriette uns böse werden — was ich um keinen Preis wollte — wenn wir nicht morgen so früh in die Stadt zurückkommen, daß wir noch zu ihrem Sommeraufenthalt hinausfahren können, wie wir ihnen bestimmt versprochen haben."

Nun konnte es zwar als etwas sonderbar angesehen werden, daß sich Frau Emerentia ihres bestimmt gegebenen Versprechens so spät erinnerte; doch das Sprichwort sagt: „besser spät als

niemals." Und da unsere gute Frau anfing, Verdacht zu hegen, daß aus der gräflichen Verbindung, nichts werden könnte, außer unter Bedingungen, welche nur den Titel übrig ließen, so hielt sie es für geeignet, sich zurückzuziehen.

Die selige Großmutter, welche die Welt gesehen, pflegte zu sagen: es ist besser im Bache zu stemmen, ehe man in den Strom kommt.

Und überdies war der Baron mit seinem Fideicommiß und seinem alten Namen jetzt auch kein Bach mehr!

Frau Emerentia, die in ihren eigenen Augen wenigstens hundert Procent an Werth gestiegen war, seitdem sie mit Gewißheit wußte, sie könnte einst sagen: „meine Tochter, die Freiherrin", meinte, sie brauchte nicht allzuviele Umstände zu machen, man sollte sehen, daß sie sich Keinem aufdränge — und das zeigte sie auch durch ihre Aeußerung in Betreff der Rückreise in die Stadt.

Cousin Jean antwortete ganz ohne Verlegenheit:

„Wenn das ist, meine Tante, so ist nichts da, was hindert, daß Sie schon in dieser Nacht zu Hause sein können!"

„In dieser Nacht! — oh! . . ."

„Ja, mit frischen Pferden geht das sehr leicht . . . Ich bin allzubesorgt um das Vergnügen und das Wohlbehagen meiner Gäste, als daß ich ihren Wünschen das kleinste Hinderniß in den Weg legen sollte."

„Wie, Mutter!" — rief Blenda aus, und ein sanfter, aber vorwurfsvoller und aufgeregter Blick traf ihre Mutter — „wollten wir schon wieder umwenden?"

„Ja, ich weiß wirklich nicht, Du Kleine, ob es nicht fast eine Pflicht gegen unsere Verwandten ist, die so frohe . . . so interessante . . . und — ich sehe mich veranlaßt, hinzuzufügen — ehrenvolle Lustreise abzubrechen, welche der Herr Cousin für uns anzustellen beliebt hat."

Das Alles war begleitet von so vielem Blinzeln mit den

Augen, so vielem Kopfschütteln und einer ausgezeichnet gut ausgeführten Pantomime mit der einen Hand, die hinter ihrem Nacken verschiedene Cirkel und Figuren beschrieb, die ohne allen Zweifel beweisen sollten, man müßte nothwendig auf seiner Hut sein.

Blenda sah jedoch davon Nichts, denn ihre Augen waren mit einem fragenden Ausdruck auf den Grafen gerichtet.

„Nehmen wir also als abgemacht an," sagte er, „daß wir nicht weiter reisen, so können wir um so leichter hier noch eine Stunde aufopfern. Die Nacht verspricht auf jeden Fall so schön zu werden, daß man Nichts dabei verliert, wenn man sie zu Hülfe nimmt."

„Nun gut, mein Cousin — dieser Vorschlag hat meinen ungetheilten Beifall, und es ist mir ein Vergnügen, Ihrem Willen nachkommen zu können!"

„In Gottes Namen, liebe Mutter, was kommt Dich an?" fragte Blenda, als Cousin Jean sich ein wenig entfernte, um mit dem kleinen Bedienten zu reden. „Du bist ja ganz verändert!"

„Das gebe ich zu, Du Kleine!"

„Warum denn aber, warum?"

„Darum, meine Liebe, weil ich, ohne mich gerade der Weisheit meiner seligen Großmutter rühmen zu wollen, dennoch genug davon besitze, um einzusehen, daß seine Familie verweigert hat, Dich anzunehmen, und lieber, als daß Du wie eine Arme, die das Gnadenbrod ißt, in dieselbe treten sollst, lausche ich auf die Stimme meines angebornen Stolzes und Zartgefühls."

„Deines Zartgefühles!"

„Richtig — und im Namen dieser edlen Gefühle fordere ich Dich auf, begnüge Dich mit dem Baron! Aufrichtig gesprochen, bin ich aller dieser getäuschten Hoffnungen müde. Diese ganze Reise ist ja eine Parodie auf alle gesunde Vernunft! Ich glaubte, wir würden von Deinen künftigen Schwiegereltern erwartet — und nun, da Alles um und um kommt, so wird weiter Nichts daraus, als was er sagte, ein wahres Nomadenleben."

„Die Reise ist ja herrlich, welchen Namen man ihr auch geben mag!“ fiel Blenda ein, „und Du weißt sehr gut, Mutter, da mein Herz dem Grafen gehört, so werde ich den Baron nicht zu meinem Manne wählen!“

Dieses sagte sie in einem Tone, der ziemlich bestimmt zu sein schien, und dennoch unterdrückte sie dabei eine Thräne, welche die unzarten Anmerkungen der Mutter hervorgerufen hatten.

Arme Blenda — sie war übel daran!

Frau Emerentia schwieg, nicht eben aus Nachsicht gegen Blenda's Angst, sondern weil sie es sich zum großen Vorwurfe machte, daß sie den Grafen nicht schon längst zu einer Erklärung gezwungen hatte. Nun, nun, auf der Rückreise sollte diese ganz gewiß kommen: er hatte ja eine solche versprochen, und sie konnte nicht ausbleiben — doch das Schlimmste war, daß eine vorhergehende die jetzt erwartete nicht überflüssig gemacht hatte.

Inzwischen war es sehr gut, daß man in Erwartung des wichtigen Augenblickes Gelegenheit hatte, sich durch einen Besuch in dem schönen Hause zu beruhigen.

Und da Cousin Jean jetzt wiederum mit den Damen zusammentraf, so stand man bald am Ziele der Promenade.

Das Gebäude war in einem einfachen, aber einnehmenden Style aufgeführt, und der weitläuftige Garten, welcher sowohl den Fond, als auch die Seitencoulissen desselben bildete, zeigte sich sehr ehrwürdig mit seinen tiefen und langen Lindenalleen. Der See bildete den Vordergrund, und zu demselben hinab führte ein abhängiger Treppengang mit einem gewölbten Dache — ein sehr duftiges Dach nämlich, zusammengewebt aus weißen und violetten Syringen, deren Blumen anmuthig aus dem saftigen Grün der Blätter hervorblickten. *)

---

*) So wie dieses, sind fast sämmtliche Güter in Schweden, das Wohnhaus im Garten oder im Parke, gewöhnlich an einem Landsee oder am Meere, die Wirthschaftsgebäude seitwärts, gleichsam versteckt. Anm. d. Ueb.

„Ach," seufzte Blenda, doch dieser Seufzer blieb in ihrem Herzen — „wer doch hier wohnte!"

Als sie in die Wohnung kamen — das Haus war nicht so groß, daß man von mehr als einer Wohnung reden konnte, obgleich sich dort auch noch Giebelzimmer fanden, die als Gastzimmer benutzt wurden — also: als sie in die Wohnung kamen, so begannen unsere Damen auf die gewöhnliche Art der Reisenden Alles zu prüfen, von dem Fußboden bis auf die Decke.

Frau Emerentia, welche ihr Erstaunen am liebsten gespart hätte, bis sie etwas Eigenes sehen konnte, war dennoch gezwungen, zu erklären, sie hätte noch nie ein Privathaus so prächtig möblirt gesehen.

Und Blenda konnte gar nicht begreifen, wie es möglich wäre, Alles so geschmackvoll zu haben; denn es war nicht die Pracht — nein, hier war keine so ungewöhnliche Pracht und eben so schöne Sachen waren bei sehr Vielen zu finden — sondern es war der Geschmack, welcher machte, daß Alles zu einander paßte und sich dem Auge so schön darstellte.

„Aber diese ganze Wohnung besteht nur aus acht oder neun Zimmern," sagte Cousin Jean, „und dieser Salon, in welchem wir uns jetzt befinden, könnte wahrscheinlich mit seinen beiden Kabinetten an den Seiten in dem Salon Platz finden, den der Baron auf seinem prächtigen Gute hat!"

„Das mag wohl sein," entgegnete Blenda, indem sie sich mit einer kleinen koketten Nachläßigkeit in einen der schwellenden Ruhesessel, die den Divantisch umgaben, warf, „aber ich trotze ihm, wenn er in der Wahl der Möbeln, der Farbe und der Anordnung selbst mit diesem wetteifern kann! . . . Ich bin so entzückt über diesen göttlichen Ort, so entzückt, daß ich nur mit Mißbehagen daran denken kann, daß ich ihn verlassen muß!"

„So bleiben Sie denn hier, mein Cousinchen, wenn es Ihnen beliebt" — fiel Cousin Jean mit einem zärtlichen und strahlenden Blicke ein — „denn das Gut gehört mir, und Sie

wissen wohl, daß ich keinen lebhafteren Wunsch hege, als Sie zur Herrscherin desselben zu machen . . . doch, werden Sie das wohl werden wollen? — darüber hege ich bittere Zweifel!"

Diese Erklärung kam so ganz ohne alle Vorbereitung, ohne die geringste Feierlichkeit, daß zwei unbestimmte Ausrufungen, die eine gleichsam ein Echo der andern, den Lippen der Mutter und der Tochter entfuhren.

Darauf trat eine Minute lang ein banges Stillschweigen ein.

„Wie?" stotterte endlich Blenda. „Sind wir also zu Hause bei uns?"

In diesen Worten lag etwas so unbeschreiblich Hinreißendes, daß Cousin Jean unwillkürlich seine Arme ausstreckte, um Diejenige, welche sie gesprochen hatte, an sein Herz zu drücken.

Aber augenblicklich sanken die Arme wieder herab, ohne nur das junge Mädchen, das sich zitternd erhoben hatte, berührt zu haben.

„Meine beste Tante" — mit diesen Worten wendete sich der junge Mann an Frau Emerentia, welche sich selbst völlig verloren zu haben schien — „darf ich Blenda in das nächste Zimmer führen? Ich habe das Bedürfniß, mich allein mit ihr zu erklären!"

Unsere gnädige Frau, welche von Neuem einige angenehme Besuche von ihrer Sehergabe erhielt und glaubte, dachte, hoffte, daß vielleicht Alles noch besser endigen könnte, als sie noch so eben vermuthet hatte, antwortete nur mit Verneigungen.

Und ohne eine bestimmtere Erlaubniß abzuwarten, öffnete der Eigenthümer des Hauses die Thür eines kleinen Eckzimmers, dessen sämmtliche Wände mit Bücherbrettern bekleidet waren, und dessen einziges tragbares Geräth, außer einem Tische mit Kupferwerken und Gemälden, in einem kleinen Sopha für zwei Personen bestand.

Wären Blenda's Blicke im Stande gewesen, auf irgend etwas zu weilen, so würde ohne Zweifel dieses kleine Zimmer mit seinen langen grünen seidenen Gardinen, zwischen denen Helio-

tropen und Myrthen in Menge hervorblickten und mit seinem Geiste der Ruhe sie mehr entzückt haben, als irgend eines von den übrigen ... aber sie sah weiter Nichts, als daß die Wangen ihres Liebhabers bleich geworden und daß seine Augen weit entfernt waren, die seligen Gefühle auszudrücken, welche in diesem Augenblicke in ihm leben mußten.

XXXIX.

„Blenda!" sagte der junge Mann leise, indem er sich neben sie setzte und mit einem Blicke voll gedämpfter Leidenschaft ihr schönes, seelenvolles Antlitz betrachtete, „Blenda, Blenda! hast Du — laß uns jetzt diese vertrauliche Benennung anwenden — hast Du gar nichts errathen . . . Nichts errathen wollen?"

„Ich habe nur geglaubt . . ."

„Du hast geglaubt? . . . Was?"

„Daß dieser Augenblick kommen würde, und daß, wenn er käme, wir ohne Zweifel . . ."

„. . . ohne Zweifel?"

„... glücklich werden würden — ist das nicht ganz einfach?"

„Ja, sehr einfach, Du liebliche Seherin! . . . Es fragt sich nur, ob Du es auch noch so finden wirst, wenn Dein Ritter — den Du, wie ich mir denke, zu Gott weiß was gemacht hast — sich ganz einfach, schlecht und recht, in den Cousin Jean verwandelt . . . Doch, verstehe mich recht: es ist jetzt die Rede von dem wirklichen Cousin Johann."

„Von dem Hutstaffirer?"

„Ja, von dem Hutstaffirer!"

„Gott, wie närrisch! . . ." hier brach Blenda in ein heftiges Gelächter aus . . . „Aber jetzt genug mit diesem tollen Scherze!

Wir können wohl ein kleines Abenteuer unter dem pseudonymen Cousin Jean spielen, wenn wir uns aber heirathen wollen, so muß das wohl unter Deinem wirklichen Namen geschehen!"

„So viel ist gewiß," entgegnete er lächelnd, „daß ich mich wirklich unter keinem andern Namen verheirathen kann, als unter dem, welchen ich eben angeführt habe."

„Du hast also keinen andern Namen, als Cousin Jean?"

„Cousin Jean und Johann Blücher sind von jetzt an eine und dieselbe Person!"

In diesen Worten lag eine so unwiderstehliche Wahrheit, daß Blenda ihren Liebhaber mit erstaunten Blicken anstarrte.

„Du . . . Du der wahre Cousin Johann, der verabscheute Cousin Johann?"

„Ja, eben dieser!"

„O, das ist unmöglich — ich sage, es ist unmöglich . . . es muß unmöglich sein!"

„Und warum denn unmöglich?"

„Aber der Graf . . . der Graf!"

„Welcher Graf?"

„Großer Gott! er fragt, welcher Graf! . . . O, dieser Scherz ist grausam — ich habe ihn nicht verdient . . . nein wirklich nicht!"

„Aber so erkläre Dich doch — ich weiß ja nicht im Mindesten, was Du meinst!"

„Im Wirthshause zu Wenersborg" — sagte sie in tiefer Bewegung, als fürchtete sie, der Athem möchte nicht zureichen — wohnte ein Schonen'scher Graf C—creutz neben uns . . . Diesen meinte ich zu sehen, als Du auf der Straße zu mir kamst und mich fragtest, ob ich mich verirrt hätte."

„O, nun begreife ich, warum Du mich fragtest, ob ich nach Schonen reiste!"

„Ja, ja, sei überzeugt, ich hätte weder das Eine noch auch das Andere gefragt, wenn ich nicht gemeint hätte, ich wüßte,

mit wem ich redete! Ich hatte gehört, daß der Graf ein junger Mann mit dunklen Haaren wäre, ich glaubte, er wäre Derjenige, der uns bei unserer Ankunft in der Hausflur begegnete; ich hatte Dich in sein Zimmer gehen sehen, und ich hörte gleich darauf den Bedienten zu dem Lieutenant, den wir auf der Treppe trafen, sagen, daß der Graf zu Hause wäre . . . Ach, das Alles sind zu deutliche Beweise, um täuschen zu können: Du bist der Graf; ja, ja, Du bist der Graf! . . . Cousin Johann war ja zu jener Zeit in Hamburg!"

Als sie die letzten Worte aussprach, umfaßte sie mit beiden Händen seinen Arm und blickte ihm angstvoll in das Gesicht.

Er aber machte diese weißen Händchen los, die er unter andern Verhältnissen so gerne behalten haben würde, und sagte mit tiefer, ernster Stimme:

„Welch ein unglückseliger Irrthum, welch kindische Einbildung! Weil ich, der nicht einmal in dem Wirthshause wohnte, in das Zimmer des Grafen C—creutz gehe, muß ich nothwendig dieser Graf sein . . . und diesen Wahn hältst Du während unserer ganzen Bekanntschaft fest! Der Graf hat Dein Herz gewonnen, nicht die Person, nicht Cousin Jean!"

Jetzt brach Blenda in heftige Thränen aus.

„Welch ein unendliches Spiel!" — entgegnete sie endlich, da die Thränen ihr ein wenig Luft ließen — ein armes Mädchen so zu täuschen! . . . O mein Gott, mein Gott, laß mich nicht wahnsinnig werden! . . . Cousin Johann! . . . der Hutstaffirer! . . . O, das ist sehr, sehr unwürdig!"

Und die arme Blenda begann von Neuem zu schluchzen, zu schluchzen wie ein Kind, dem man das beste Spielzeug genommen hat.

„Laß uns die Sache näher betrachten," bat Johann, „so werden wir sehen, ob sie sich nicht milder beurtheilen läßt!"

„Das möchte ich wohl sehen!"

„Erstlich habe ich mich nie für einen Grafen ausgegeben,"

„Aber ich hielt Dich dafür!"

„Wer kann dafür, daß Du eine so lebhafte Phantasie hast, meine liebe Blenda, und nichts Anderes siehst, als Grafen und Barone?"

„Weiter!"

„Ferner nahm mich Deine entzückende Gestalt augenblicklich ein, da ich Dich bei dem Wirthshause in Wenersborg sah; und als ich von Eurem Skjutsbauer erfuhr, wer Du warst, so beschloß ich, mit Dir zu sprechen, welchen Entschluß ich auch ausführte mit dem vollsten Vorsatze, Dir nützlich zu werden."

„Aber warum," fiel Blenda ein, und die Neugierde begann schon Macht zu bekommen über die in den Augenfransen glimmenden Thränen, „warum wurde dieses Zusammentreffen gleichsam das erste Kapitel eines Romanes?"

„Darum, weil Du selbst es dazu machtest: Du verwiesest mich ja äußerst pikant auf ein Burgfräulein aus dem Mittelalter, und ich war sehr bereit, Dein Ritter zu werden, denn auch mich ergriff ein romantischer Geist — dergleichen ist ansteckend!"

„Aber der ganze Zauber wäre ja gelöst gewesen, wenn Du, wie es Deine Pflicht war, gesagt hättest, wer Du warst!"

„Wie kannst Du verlangen," entgegnete der Exgraf lächelnd, „daß ich an etwas denken sollte, das für meine Eigenliebe so kränkend gewesen wäre! Inzwischen würde ich mich offen erklärt haben, oder richtiger: ich würde niemals incognito aufgetreten sein, wenn es nicht ein Geheimniß für meine Mutter gewesen wäre, daß ich mich damals noch in Schweden aufhielt . . ."

„Und warum täuschtest Du denn sie ebenfalls?"

„Um ihretwillen!"

„Um ihretwillen?"

„Ja, und auch um der kleinen Tyrannei zu entgehen, die bisweilen sogar in ihrer Liebe lag."

„Nun?"

„Ich hatte mich eine längere Zeit nicht ganz gesund ge-

fühlt — ich wünschte einen Badeort zu besuchen; aber überzeugt, daß meine Mutter bei der bloßen Nachricht, meine Gesundheit hätte gelitten, Himmel und Erde erregt und sich nicht eher beruhigt haben würde, bis ich zu ihr gezogen wäre, und sie mich mit einer allzu eigensinnigen Zärtlichkeit gepflegt hätte, beschloß ich, diese Badetour mit einer Reise in's Ausland, die ich meiner Geschäfte wegen machen mußte, zu verbinden."

„Aha! darum also dauerte es so lange, bis ein Brief von Hamburg kam?"

„Richtig! . . . ich hielt mich drei Wochen lang bei Gustavsberg auf und war eben nach Wenersborg gekommen, um mich nach Göteborg zu begeben, als uns zu unserem beiderseitigen Glück oder Unglück der Zufall zusammenführte."

Blenda's einzige Antwort war ein Seufzer.

„Du siehst nun wohl ein, daß ich nicht gut meinen Namen sagen konnte; welche Neuigkeit würdest Du da nicht zu meiner Mutter gebracht haben — es war nothwendig, daß ich selbst bei meiner Rückkehr erklärte, wie es sich damit verhielt."

„Und als Du zurückkamst . . . da bedurfte sie keiner Erklärung mehr!"

„Leider!"

Jetzt trat ein etwas längeres Schweigen ein.

Blenda brach dasselbe zuerst, ohne sich Zeit zu lassen, darüber nachzudenken, wie dieser ruhigere Uebergang in ihren Gefühlen so allmählig eingetreten war.

„Was konnte Dich hernach veranlassen," sagte sie, „dieses Spiel mit mir fortzusetzen?"

„Einige Stunden nach meiner Rückkehr trafen wir uns zufällig, wie Du Dich entsinnen wirst, bei einem Bekannten — Du weißt, daß ich Dich da als meine Cousine präsentirte?"

„Das ist wahr . . . doch als wir allein waren, entschuldigtest Du Dich deswegen!"

„Ein Hausflur — das wirst Du gestehen — war kein

passender Ort zu Erklärungen von so delicater Beschaffenheit. Du warst ja auch von Deinen Gefühlen so erregt, daß Du kaum im Stande warst, Dich aufrecht zu erhalten — wie wäre ich also wohl im Stande gewesen Dich noch mehr aufzuregen!"

„Doch im Wagen?"

„Dort war es auch meine Absicht, Dir zu erklären, daß Du in Deinem unbekannten Freunde einen Verwandten sähest — ich hatte ja damals keinen Grund, dieses länger zu verhehlen — war es aber wohl zu verwundern, wenn ich, hingerissen von dem Ausrufe, der Dir entfahren war, erst einige Augenblicke das eingebildete Glück genießen wollte, daß mein Wiedersehen Dich glücklich machte, ehe ich Dich auf die eben so eingebildete angenehme Ueberraschung vorbereitete, die ich Dir zu machen glaubte . . ."

„Angenehme Ueberraschung — ja, das mochte sie sein!" murmelte das junge Mädchen.

„Vergiß ja nicht, daß ich fest überzeugt war, Du sähest mich selbst und keinen Andern; nie trübte nur der entfernteste Gedanke an die Illusion, die Du Dir machtest, die Reinheit meiner hoffnungsvollen Freude einen einzigen Augenblick."

„Das ist sehr wahr; Du konntest nichts wissen — das vergesse ich immer!"

„Ueberdies wünschte ich Dein ganz unschuldiges Vertrauen zu erhalten, ehe ich mich erklärte."

„Und warum denn das?"

„Weil mir viel daran lag, zu erfahren, was Du meiner Mutter geantwortet hattest auf den Vorschlag, den sie Dir in Betreff der Verbindung mit ihrem Lieblinge gemacht hatte. Da Du nicht wußtest, daß Dein Ritter und „Cousin Johann" eine und dieselbe Person waren, so fühlte ich mich schrecklich eifersüchtig auf mich selbst und bebte vor jedem Erfolge, den die Mutter in meinem Namen möglicher Weise gewinnen konnte."

„Du erhieltst aber bald die Aufklärung, daß diese Furcht

überflüssig war, denn wenn ich mich recht entsinne, redete ich deutlich genug."

„Ja, so deutlich, daß ich, anstatt Dir sogleich Alles zu vertrauen, mich entschloß, Dich zu heilen, Du kleine Romanheldin, und zur Strafe für Deinen Hochmuth Dich so für den armen Hutstaffirer einzunehmen, daß Du — trotz aller dieser kleinen romantischen Grillen — nicht im Stande wärest, ihn zu verschmähen, wenn er es wagte, nicht allein mit seinen Gefühlen zum Vorschein zu kommen, sondern auch mit der unangenehmen Notiz, die er nun mitzutheilen gezwungen war."

„Auf jeden Fall war aber das ein boshafter Plan! . . . Ja," fuhr sie fort, nachdem sie einige Augenblicke ganz tiefsinnig das entzückende Köpfchen in der Hand gewiegt hatte, „ich bleibe dabei, er war boshaft und sogar unvernünftig!"

„Im Gegentheil, es war sowohl ein guter, als auch ein vernünftiger Plan, denn er bezweckte Dein wahres Glück."

„Mein wahres Glück?"

„Ja, denn Du bedurftest einer kleinen Lection . . . Doch sollst Du bald erfahren, geliebte Blenda, inwiefern Derjenige, welcher — als er zu gleicher Zeit darnach strebte, sein eigenes Glück zu gründen — strenge genug war, diesen Querstrich über Deine goldenen Luftschlösser als unumgänglich nothwendig für Dein künftiges Glück erachtete, nicht auch im Stande war, sich für Dich aufzuopfern."

„Wie meinst Du?"

„Ich meine, Du mußt Dich entsinnen, mein theures Cousinchen, daß ich Dich nie durch irgend ein Versprechen gebunden habe, was doch . . ."

„. . . sehr leicht gewesen sein würde! Das gestehe ich ein!"

„Ferner, daß ich niemals auch nur das delicateste Verhältniß zwischen Verwandten überschritten und noch viel weniger auf ein einziges der vertraulicheren Privilegien eines Cousins Anspruch gemacht habe."

„Nein, nein. Du bist redlich und edel gewesen in allen Stücken! . . . Du hast nur Einen Fehler: Du bist Cousin Johann!"

„Wenn nun aber dieser Fehler unverbesserlich ist, so bleibt Dir ja immer Hülfe gegen seine Unannehmlichkeiten . . ."

„Und welche?"

„Die, daß Du in Deinem Cousin nur Deinen Cousin siehst!"

Blenda's Antlitz wurde von einer heißen Röthe übergossen . . . darauf, sich stellend, als hätte sie diesen Rath nicht gehört, sagte sie eilfertig:

„Jetzt begreife ich, daß die Ursache, aus welcher Du Dich so selten zeigtest, keine andere war, als daß Du fürchtetest, Du möchtest Henriettens Aufmerksamkeit erwecken . . . Aber zwei Dinge kann ich dennoch nicht begreifen . . ."

„Welche?"

„Die Adresse auf dem Bücherpakete war von der Hand des wirklichen Grafen — ich sah hernach auf dem Dampfschiffe zufällig seine Handschrift — der Lieutenant hatte einen Brief von ihm."

„Ja, das ist richtig; die Adresse hatte der Graf C—creutz wirklich geschrieben."

„Wie ging denn aber das zu?"

„Ganz einfach: an jenem Abende, da einige junge Männer beisammen waren — ich war ebenfalls mit dabei — saß der Graf, welcher von dem Lieutenant die Lobpreisung Deiner Schönheit gehört hatte, während das Gespräch sich scherzhaft immerwährend um Deine Person drehte, und schmierte einen ganzen Bogen voll mit Deinem Namen . . ."

„Weiter!"

„Dieser Name war mir schon damals — es war nach unserer Unterredung — allzu heilig, als daß ich ihn so entweiht sehen wollte; ich bemächtigte mich daher des Papiers ganz unbemerkt, und als ich nach Hause kam, hatte ich den Einfall, um

nicht nöthig zu haben, selbst zu schreiben, eine von diesen Namenzeichnungen auf dem Bücherpakete anzuwenden; denn hättest Du hernach einen meiner Briefe an die Mutter gesehen, so hättest Du auch meine Handschrift erkannt."

Blenda schüttelte den Kopf mit einer kleinen unzufriedenen Geberde — Alles ließ sich also erklären!

„Laß uns jetzt zu dem zweiten Stücke kommen, das Du nicht begreifen kannst! Die Sitzung zieht sich in die Länge, und ich erwarte mein Urtheil."

„Nun so höre ... Da Du mich durch einen häßlichen Streich heilen wolltest — und wahrlich, Du hast mich so geheilt, daß ich wohl in meinem Leben weiter keine romantische Idee bekomme — so war es doch sonderbar, daß Du Henrietten dahin brachtest, mich einzuladen. Wäre ich gekommen, was so leicht hätte geschehen können, wäre ja Dein Geheimniß augenblicklich enthüllt gewesen."

„O, ich wußte wohl, daß Du Dich allzu wenig nach der Bekanntschaft des Cousin Jean sehntest, als daß Du kommen würdest . . . Auch geschah dies, um ein für allemal Henrietten irrezuleiten . . . Um jedoch für einige Tage vollkommene Freiheit zu erhalten, so überredete ich Patrik, die Einladung zu einer Reise anzunehmen, und ließ mich selbst ohne Schwierigkeit überreden, mitzureisen."

„O, ich weiß, ich weiß, zu Weihnachten, da wir darüber lachten, daß der improvisirte Cousin Jean zu derselben Zeit an zwei Orten wäre!"

„Ach," — antwortete er mit einem Lächeln, das an ihre eigenen Scenen im Schauspiele erinnerte — „ich hatte genug daran, an einem zu sein!"

„Du warst ja aber mit Patrik verreist?"

„Versteht sich — aber ich hatte meine Vorsichtsmaßregeln genommen. Nachdem ich erst von der Unruhe geredet hatte, mit welcher ich ein für mich wichtiges Fallissement fürchtete, holte

mich unterwegs zu rechter Zeit ein Expresser ein, welcher mir einen Brief brachte, der bewies, daß meine Unruhe nicht allein Grund gehabt hatte, sondern auch, daß meine Anwesenheit in Stockholm auf einige Tage nothwendig war."

„Ja, ja!" rief Blenda, die ganz unvorbereitet das Vermögen zu lachen wieder erhielt — es ist die Frage, mein Cousin, ob nicht Du die meiste Anlage zu romantischen Ideen hast! . . . Aber eben dieser Gedanke führt mich auf eine Aeußerung Henriettens, nämlich daß Dein Herz längst von andern Banden gefesselt wäre, und daß nur die Liebe zu dem Andenken an Deine Mutter Dich dazu vermocht haben würde, daß Du . . ."

„O, nichts davon! Es ist mit Henrietten etwas ganz Eigenthümliches, wovon wir vielleicht später reden können . . . Ich mußte sie auch hierin irre leiten, um Dich gegen ihre Aufmerksamkeit sicher zu stellen."

„Nun, so laß uns denn zu Deiner neulichen Aeußerung übergehen, nämlich daß . . . daß . . . wie war es doch noch?"

„Ich verstehe Dich nicht!"

„O . . . laß mich nachdenken! . . . Du wärest im Stande, daß . . ."

„Jetzt rathe ich . . ."

„Nun?"

„Ich versprach Dir, zu zeigen, daß ich im Stande wäre, mich für Dich aufzuopfern!"

„Ja, richtig!" entgegnete sie glühend wie eine Rose. „Aber was meintest Du?"

„Ich glaubte, Du verständest das, da ich Dich daran erinnerte, daß Dich kein Versprechen an mich bindet."

„Das kann wohl sein — aber erkläre mir dennoch Deine Meinung deutlicher!"

„Ich habe keine andere Meinung, als die, welche die Ehre vorschreibt . . . Dein Gemüth, Blenda, strebt nach einem Leben, das ich Dir nicht zu bieten vermag. Ich weiß, daß Dein Herz

für mich geredet hat, und — mit Uebersehung der kleinen Verrechnung, die Du machen konntest — war ich bereit, diesen Einfluß zu meinem Vortheile zu benutzen; aber damals war noch von nichts, das für besser angesehen werden konnte, die Rede. Jetzt dagegen, da ein Nebenbuhler aufgetreten ist, der Dir außer einer Liebe alle glänzenden Vorzüge anträgt, die Du als meine Gattin vermissen müßtest, jetzt . . ." Er hielt einen Augenblick inne.

„. . . Jetzt?"

„Jetzt soll Deine Wahl frei sein. Der einzige Eigennutz, den ich mir erlaubt hatte, ist der, daß ich Dich an diesen Ort geführt habe, den ich heimlich gekauft, und wo ich — unter Träumen von einem Glücke, das mir nun vielleicht von einem Andern entrissen wird — unaufhörlich gearbeitet habe, um Alles zu diesem Zeitpunkte, dem schönsten, um aufs Land zu ziehen, fertig zu bekommen . . . denn in demselben Augenblicke, da ich mich zu erkennen gegeben, ist es — wenn nämlich meine Hoffnung bestätigt wird — auch nothwendig, unser Glück zu sichern."

„Und nun setzest Du es dennoch in Zweifel, ob dies Alles vergeblich gewesen ist!" antwortete sie mit tiefem Zittern in ihrer Stimme. „Kannst Du wohl glauben, theurer Jean — Johann sage ich niemals — kannst Du wohl eine einzige Sekunde im Ernste glauben, wie eitel, romantisch und närrisch ich übrigens auch sein mag, daß ich im Stande sein könnte, sogar meine Liebe dem Glanze eines Titels aufzuopfern? Nein, wenn dieser nur meinen Ohren, nicht aber meinem Herzen liebkost, so hört er auf, eine magische Kraft zu haben."

„Ach, Blenda, Blenda, täusche Dich nicht selbst! Vielleicht bedarfst Du einer längeren Zeit, um Deine Wahl zu treffen?"

„Boshafter! Wäre es Deine Absicht gewesen, mir in der Wahl meine volle Freiheit zu gestatten, warum hast Du sie mir denn geraubt? Kann ich wählen, ich?" Und ihre schönen Augen,

von denen jede Wolke der Unruhe und Unzufriedenheit gewichen war, sanken mit fragender Zärtlichkeit auf die seinigen.

„Wie? mein entzückender, geliebter Engel! — und der Baron, der ehrenwerthe Baron . . .“

„. . . Er mag sich nach einer andern Freiherrin umsehen, ich . . .“

„Du? . . .“

„. . . ich begnüge mich mit meinem Cousin, dem Hutstaffirer!“

In diesem Augenblicke, da der glückliche Liebhaber zum ersten Male sein Glück umarmte, da er von Blenda's Lippen die eigentliche Bekräftigung ihres gegebenen Gelübdes einforderte — in eben diesem Augenblicke wäre es sehr leicht gewesen, wenn man nämlich darnach gelauscht hätte, in dem angrenzenden Zimmer ein gewaltsames Schluchzen und gleich darauf einen schweren Fall zu hören.

Die Ueberglücklichen aber hörten so wenig das Eine, als das Andere — denn eine gewisse Art von Glück hat fast immer Taubheit in seinem Gefolge.

XL.

Frau Emerentia war nicht im Stande gewesen, das natürlichste von allen Gefühlen zu besiegen, wir meinen die Neugierde, das unglückliche Erbtheil von unserer Stammmutter, und war den jungen Leuten daher leise bis an die Thüre nachgeschlichen.

Wie hätte sie es auch wohl aushalten können, zu leben, wenn sie nicht so schnell wie möglich die wichtigen Worte vernehmen konnte, die Blenda's und mit demselben ihr eigenes Schicksal entscheiden sollten!

Die Gefühle der guten gnädigen Frau zu beschreiben, als sie den Namen ihres Schwestersohnes Johann Blücher als den einzigen und richtigen aussprechen hörte, ist bei Weitem nicht so schwierig, als man sich wohl vorstellen könnte, denn die ganze Beschreibung ist vollständig zusammengefaßt in der tiefsinnigen Aeußerung, die ihren Lippen entfuhr:

„Armes Kind! läßt sie sich von der Dichtung fangen und nimmt ihr Wort zurück — was sie natürlicher Weise thun würde, wenn eine solche Lächerlichkeit wahr sein könnte — so verliert sie in den Augen ihres romantischen Grafen ihren vornehmsten Reiz, nämlich ihn in allen Gestalten zu lieben. Möchte sie sich vor der Schlinge hüten! . . . Mit ihrer geringen Welterfahrung und bei ihrer heftigen Bewegung könnte es leicht möglich sein, daß sie dieselbe nicht sähe."

Nun aber folgte ganz prosaisch drinnen der eine Beweis nach dem andern, und Alles so klar, so deutlich, daß sogar die selige Großmutter, wenn sie dergleichen gehört hätte, mit aller ihrer weltbekannten Weisheit nichts Anderes, als die reine Wahrheit hätte entdecken können.

Frau Emerentia wurde bald roth, bald blaß; in dem einen Augenblicke zitterte sie vor Kälte, in dem andern brannte sie von einer unerträglichen Fieberhitze, und mit jedem Wechsel erhielt sie eine erneuerte Ueberzeugung, daß ihr und ihrer Tochter, zweien ehrenwerthen und edlen adeligen Damen, der ärgste, ehrenrührendste und unglückseligste Possen gespielt worden wäre, dem jemals ein Weib ausgesetzt gewesen von dem grauenvollen Tage an, da die Schlange der Eva ihren niedrigen Possen spielte.

„Ha!" murmelte sie mit gewaltigen Gesten, während bald ihr Ohr und bald ihr Auge am Schlüsselloche ruhte, „ha, unwürdiger Sohn der würdigsten Mutter! ha, junger Mann, der den letzten Funken seiner Ehre verloren hat, bedauernswürdiger, von der Leidenschaft verwirrter Jüngling, der durch seine Liebe ein Verbrecher geworden ist — hier gibt es keine

Verzeihung . . . keine Verzeihung! Gelobt sei der Himmel, daß uns noch der Baron bleibt, dieser wahre Typus der Ehre und der Würde! . . . Vergib mir, geliebte Schwester Regine Sophie! . . . ich kann nicht! Meine Tochter soll eine Freiherrin werden, soll auf dem großen Fideicommiß herrschen und Gesellschaften annehmen in einem Salon, worin zwei solche, wie dieser, Raum finden können!"

Während des letzten Theiles dieser Declamation hatte die Gemüthsbewegung so bei ihr überhand genommen, daß Frau Emerentia nicht im Stande gewesen war, recht zu hören.

Nun aber strengte sie sich in vollem Ernste an, legte das Ohr an die Thür und fing den letzten entscheidenden Schlag auf, den Schlag, der ihr durch die Lippen ihrer eigenen Blenda verkündigte, daß der Baron sich nach einer andern Freiherrin umsehen müßte, weil sie sich mit ihrem Hutstaffirer begnügte.

In dieser fürchterlichen Minute geschah es denn, daß unsere Frau zuerst in ein heftiges Schluchzen ausbrach, und darauf, zum ersten Male in ihrem Leben, von einem Schwindel heimgesucht, zu Boden sank.

O, wie viele fehlgeschlagene Berechnungen!

Noch heute, noch vor wenigen Augenblicken, hatte Frau Emerentia von keinem andern Schwindel geträumt, als von dem, der über sie kommen würde, wenn sie ihre Tochter mit dem Kronprinzen tanzen sähe.

* * *

Es war eine ziemliche Zeit vergangen.

Der Abend begann einzutreten.

Durch die offenen Fenster des Salons strömte eine frische und kühle Luft herein, welche die Lebensfarbe auf die bleichen Wangen der Frau Emerentia zurückhauchte.

Sie erhob sich, als wäre sie aus einem schweren Traume,

erwacht und blickte um sich her, schloß jedoch die Augen wieder, in der Hoffnung, daß sie noch immer träumte und endlich in ihrem Bette erwachen würde.

Aber dieser angenehme Wahn konnte nicht lange dauern: noch einmal mußten die Augen sich öffnen, und — o weh! da bekräftigte es sich nur allzu deutlich, daß kein Traum länger Statt fand.

Die Wirklichkeit blickte von allen Seiten herein auf die bedrängte Frau, welche sich nun unter tiefen Seufzern ganz erhob.

„Wie steh'ts wohl jetzt?" fragte sie sich selbst.

Mit einer Anwandlung von heldenmüthiger Resignation, blickte sie von Neuem in die stille Kammer.

Und als sie nun den glücklichen jungen Mann — mit einem Antlitze, das von dem heiligen und glühenden Gefühle, das ihn belebte, doppelt verschönert war — zu Blenda's Füßen sitzen und mit tausend Hoffnungen in seinen Augen zu ihr hinaufblicken sah, als sie Blenda selbst, herrlich wie eine überirdische Erscheinung, verklärt durch das Mysterium der Liebe, zu ihm hinabblicken sah — da dachte sie von Neuem und ernstlicher an die selige Regine Sophie, und wie diese mit Wohlwollen und Liebe ihre armen Anverwandten aufgenommen, ihnen Gutes gethan und noch in ihrem letzten Augenblicke von Herz und Seele gewünscht hatte, daß ihr Sohn mit Derjenigen vereinigt werden möchte, welche sie schon als ihre Tochter liebte.

Nachdem es mit der Frau Emerentia erst so weit gekommen war, wurde der Kampf leicht, denn in der Seele dieser ehrenwerthen Frau lag eben so viele reine Güte, als Ueberfluß an Schwäche.

Zwar seufzte sie, da sie an den Baron dachte und den letzten Gedanken auf das Fideicommiß und auf das freiherrliche Wappen zurückwarf — das wäre ein schöner Anblick gewesen! Aber weit schöner war dennoch die Vorstellung, wie Regine Sophie auf die Erde herabblickte und ihrer Schwester, ihrer

theuren Emerentia, dankte, daß diese durch ihre große Aufopferung tausend Mal das Genossene Gute vergolten hatte.

„In Gottes Namen denn!“ flüsterte unsere Frau, indem sie mannhaft die letzte Thräne verschluckte.

Da sie jedoch im Begriff war, die Thür zu öffnen, kam plötzlich ein neuer Anfall von Schwäche über sie.

„Ach hätte ich meinen Willen bekommen, hätte sie nur Concordia geheißen, so wäre nichts halb geworden: da hätte sie nicht nur das Anerbieten bekommen, Freiherrin zu werden, sondern sie wäre es wirklich geworden . . . Daß dieser Plan verloren ging, das ist die Schuld des seligen Vaters! . . . Nun aber ist es, wie es ist, und da sie nun selbst so aussieht, als wäre sie glücklich, so . . .“

Hier klopfte sie an die Thür.

Sie wollte sich der Macht der Versuchungen nicht länger aussetzen . . . und überdies, da sie „den Anstand sehr liebte,“ so konnte sie es den jungen Leuten wohl nicht gestatten, den ganzen Abend allein da zu sitzen.

Bei dem erwähnten Signale von Außen fuhren die Glücklichen aus ihrem Traume auf.

„Mutter!“ rief Blenda.

„Tante!“ rief Jean (. . . wir wagen es nicht, unsere Heldin zu beleidigen und ihn Johann zu nennen).

Und zu gleicher Zeit eilten beide hinaus.

Jetzt würde die Verlegenheit und die Erklärung von Neuem angefangen haben — und keines von beiden würde vielleicht sehr angenehm gewesen sein — wenn nicht Frau Emerentia auf eigene Hand Alles gelöst hätte.

Wie glücklich!

Nicht im Stande die Unwissende zu spielen, brach unsere gnädige Frau gleich die ersten Worte ihres künftigen Schwiegersohns durch den Ausruf ab:

„Ich weiß Alles, habe Alles gehört, und um der seligen

Regine Sophie willen muß ich wohl zufrieden sein mit dem Schwiegersohn, den das Schicksal mir bescheert hat."

Nun war dieses zwar ein ganz anderes Formular, als auf das Loos des Grafen oder des Barons gefallen sein würde; doch der junge Blücher war unendlich entzückt über dasselbe, so wie es nun einmal war.

„Meine gute, meine vortreffliche Tante!" sagte er, „diese Großmuth macht mich zeitlebens zu dem ergebensten Sohne — und mit Gottes Hülfe soll meine Blenda so glücklich werden, daß sie nicht Zeit erhält, den hohen Rang zu vermissen, welchen sie hätte erhalten können!"

Blenda lag in den Armen ihrer Mutter.

„Bist Du wirklich glücklich, Kind?"

„Ich bin mehr denn glücklich — ich bin von der Erde hinweggezogen, und doch erst jetzt dahin gezogen... denn von nun an wohne ich nie wieder in Luftschlössern."

„Nun, nun, Du Kleine, da ist Alles gut, und wir können auf jeden Fall — Gott sei dafür gelobt — mit dem Erfolge unserer Reise zufrieden sein." . . . .

. . . .

Erst spät am Abende, da unsere Damen hinauf gekommen waren in das große und schöne Gastzimmer, welches bestimmt war, das eigene Zimmer der Frau Emerentia zu werden, hatten sie Gelegenheit sich in einem von beiden ersehnten Vertrauen zu ergießen.

Und als nun die Tochter der Mutter auf ihr Gewissen betheuerte, daß kein Fünkchen von Aufopferung darin läge, daß sie den Baron ausschlüge, sondern daß nur der Gedanke, ihn doppelt zu betrüben, sie schmerzte, wenn sie ihm Nachricht gäbe von ihrem eigenen Glücke — ein Glück, so hoch und innig, daß sie sich das Leben nicht anders als an Jeans Seite denken wollte — da stieg eine vollkommene Ruhe in die bald zufriedene und bald wieder demüthige Seele der Frau Emerentia herab.

Das schöne, wohlgebaute Gut mit seiner entzückenden Lage und seiner bequemen und eleganten Einrichtung, hatte natürlich Mutter und Tochter ebenfalls entzückt; und beide hatten mit Gefühlen von unsäglicher Freude vernommen, daß „Cousin Jean" schon zum nächsten Herbste seinen Handel niederlegen und einem seiner Buchhalter überlassen wollte. Er besaß ein hinreichendes Vermögen, um künftig glücklich und unabhängig als Landwirth leben zu können.

Es wurde beinahe Morgen, ehe der Schlaf die Augen unserer Damen schloß. Die Mutter, welche sich schon längst gelegt hatte, vertrieb ihn von sich selbst dadurch, daß sie in jeder Minute Blenda fragte, ob sie denn das Fenster niemals zu verlassen dächte. Und Blenda, welche sich nicht satt sehen konnte an ihrem Garten, ihrem Landsee, ihren Holmen und allem Ihrigen, antwortete immer: „ich komme, Mutter!" aber sie kam dennoch nicht, bis endlich Frau Emerentia sehr listig ausrief:

„O mein Gott, wie wirst Du morgen aussehen! Ich bin überzeugt, daß Johann da geträumt zu haben glauben wird von all der Schönheit, die er heute Abend angebetet hat!"

Das war ein Argument, dem nicht zu widerstehen war.

Blenda flog hinweg von dem Fenster, indem sie den Alleen, den Blumenbeeten und ihrem ganzen Gute noch ein halbes Dutzend Kußhändchen zuwarf.

XLI.

Als an dem schönen Morgen des Tages vor Pfingsten unsere Heldin zur Fortsetzung des neuen Lebens erwachte, welches nun für sie begonnen hatte, war ihr erster Gedanke — nächst

Demjenigen, der sich in einem inbrünstigen Dankbarkeitsseufzer zu Gott Luft machte — der, daß sie ihr bisheriges Leben noch einmal durchging, um alle ihre kleinen Thorheiten zu bestrafen.

Doch — dies sei zur geringen Ehre für ihre Geduld gesagt — ehe sie bis zur Hälfte der Liste gelangt war, die sie anzufertigen suchte, wurde es ihr schon langweilig; und indem sie plötzlich alle vormaligen Thorheiten überkreuzte mit den feierlich ausgesprochenen Worten: „Genug! ich bin ein Kind gewesen; nun aber bin ich erwachsen!" begann sie sich eilfertig anzukleiden, um ihre Morgenstunde auf eine angenehmere Weise zu verleben.

Die Mutter schlief noch; und da Blenda hieraus schloß — denn die Mutter war eine Art von lebender Uhr — daß die Zeit noch nicht sehr weit vorgerückt sein könnte, so glaubte sie, der Cousin Jean könnte ebenfalls noch nicht aufgestanden sein, weßhalb sie ungenirt hinunter eilen könnte, um ihre große Wohnung in Augenschein zu nehmen.

Sie brannte vor Sehnsucht, ganz allein durch alle Zimmer zu spazieren, auf allen Sopha's zu ruhen und sich in allen Spiegeln zu beschauen.

Es liegt etwas auserordentlich Merkwürdiges, etwas außerordentlich Unerklärbares für Denjenigen, der nie Etwas besessen hat, darin, wenn er endlich sagen kann: mein eigenes!

Es versteht sich von selbst, daß Blenda's eigener Peignoir nicht zu Hause geblieben war. Und sobald sie diesen über sich geworfen hatte, vergeudete sie keine Zeit länger, sondern schwebte still wie ein kleiner Luftgeist zur Thür hinaus, die breite Treppe hinunter und in den Speisesaal, dessen Thüren offen standen.

Glücklicher Weise war kein Mensch zu sehen.

Daß es aber dennoch nicht allzufrüh sein könnte, meinte Blenda aus dem schon gedeckten Kaffeetische schließen zu können. Nachdem die junge künftige Herrin mit wichtiger Miene ihr sämmtliches sichtbares Silber, Porcellan und so weiter inventirt und Alles bewunderungswürdig gefunden hatte, hüpfte sie in das

Putzzimmer, wo sie plötzlich eine verschlossene Thür erblickte, die sie am vorigen Abende nicht bemerkt hatte. Schon war sie im Begriff, dieselbe zu öffnen, als es ihr einfiel, sie könnte vielleicht — unrecht gehen.

Ganz blutroth und athemlos kam sie in den Salon, und hätte es auch noch so viel gegolten, so wäre sie dennoch nicht im Stande gewesen, etwas Anderes zu thun, als was sie jetzt that, nämlich vor dem großen Trumeau stehen zu bleiben.

Es ist ungewiß, ob sie weiter gekommen sein würde — denn der Trumeau hatte ein so schönes und weißes Glas — wenn nicht die geheimnißvolle Thüre im Besuchzimmer, wie sie augenblicklich im Spiegel bemerkte, aufgegangen und Jean sichtbar geworden wäre.

Als er so unvermuthet seine junge Braut erblickte, entfuhr ihm ein Ruf der Freude; aber Blenda, ganz verlegen, daß sie während ihrer Inspection auf der That ertappt worden war, eilte davon und wurde von ihrem Geliebten erst in dem kleinen Bibliothekzimmer, woselbst sie am gestrigen Abend ihre Gelübde ausgetauscht, eingeholt.

Was sie hier einander sagten, davon besitzen wir keine Kenntniß. Wir wissen nur, daß das kleine Selbander sehr bald von der Frau Emerentia unterbrochen wurde, welche ebenfalls ganz athemlos nachgeeilt kam.

„Behüte Gott, Mutter! wie bist Du so schnell wach geworden, und in die Kleider gekommen?"

„O ja, Du Kleine, ich erwachte, da Du Dich zur Thüre hinaus schlichst, und um offen zu reden, so sage ich, ich halte es für das Beste, Henriettens kleine, spitzige Satyren dadurch zu vermeiden, daß wir uns sogleich in Ordnung machen, schon heute früh in die Stadt zurückzukehren und dann uns nach Henrikslund zu begeben."

„Ach, beste Tante, was ist das nun für eine unnatürliche Eile und überflüssige Delicatesse gegen Henrietten! So seien Sie

doch nicht unbarmherzig! Ist es nicht morgen immer noch früh genug?"

„Nein, mein theurer Schwiegersohn! . . . Ich behaupte nicht, daß es eigentlich Unrecht ist, wenn Ihr hier Gelegenheit sucht, Euch zu treffen . . . man versteht wohl . . . ."

„Wie, Tante!" fiel Jean lächelnd ein, „sollte es vielleicht Unrecht sein, wenn wir einander einen guten Morgen wünschen? Das steht ja allen Menschen frei, besonders aber Verlobten!"

„Alles sehr gut, aber ich habe in allen meinen Tagen den Anstand geliebt, und ehe Ihr verheirathet seid . . ."

„Dürfen wir uns keinen guten Morgen wünschen?" rief Blenda aus, indem sie mit einem schelmischen Blicke die Arme um die Mutter schlang.

„Nun, nun, so weit gehe ich wohl nicht, Du Kleine; aber Ihr dürft Euch nicht so allein treffen — das schickt sich nicht! — und ich gebe mir eher keine Ruhe, als bis wir zu Patrik kommen!"

Die gute Frau behielt die eigentliche Ursache ihrer Eilfertigkeit bei sich selbst.

Sie war in fieberhaftem Zustande, bis sie eine Seele traf, der sie ihre Neuigkeit und ihre edle Handlung, daß sie auf dem Erinnerungsaltare der seligen Regine Sophie ein Fideicommiß und einen ganzen Baron geopfert hätte, erzählen konnte.

„Nun, so will auch ich," erklärte der Schwiegersohn, „mir nicht eher Ruhe gönnen, als bis wir aufgeboten sind und Hochzeit gefeiert haben: Alles kann ja in drei Wochen abgemacht sein — nicht wahr, beste Tante?"

„Halte Hochzeit, wann Du willst, mein Bester! . . . Nur weiß ich nicht — und daran müssen wir wohl doch ein wenig denken — ob Blenda so bald in Ordnung kommen kann!"

„Ja, da haben wir's!" meinte Blenda etwas zögernd, „ich müßte mir wirklich Verschiedenes nähen . . ."

„Kleinigkeit, mein Engel! Du brauchst Dir nichts zu nähen, Du hast ja die ganze Aussteuer schon fertig.“

„Ich?“

„Nun ja! Hast Du sie nicht selbst unserer alten guten Freundin Gyllenhake gegeben? — Und was deine eigene Garderobe betrifft, so wird diese auch fertig.“

„Von selbst?“ Und Blenda lachte.

„Sollst schon sehen, meine kleine Herrscherin! . . . Ich habe eine kleine bekannte Nähterin in Hamburg, und da ich eben von dort komme, so . . .“

„Ach, Jean, theurer Jean, ich werde gewiß sehr glücklich! — Ist auch eine kleine Haube mit dabei?“

„Wie niedlich Du bist!“

Ganz entzückt und glücklich schlang er den Arm um seine schöne Braut und stahl einen Kuß von ihren frischen Lippen.

„Ist das eine Antwort?“

„Warte! — ich habe nichts zu geben, ehe die Kiste ankommt... Du kannst sie hier auspacken, wenn Du als Braut herauskommst — denn hier feiern wir die Hochzeit.“

XLII.

Während das eben Erzählte sich auf dem Gute des Herrn Johann Blücher ereignete, ging Frau Henriette in ihrer Sommerwohnung umher und schalt über die schreckliche Saumseligkeit der Tante Emerentia und ihrer Tochter.

Sie hatten versprochen, zu guter Zeit herauszukommen, und immer noch, da Patrik gegen Mittag anlangte, hatten sie sich nicht sehen lassen.

„Und auch Johann nicht!“ sagte Patrik . . . . „doch was

ihn betrifft, so habe ich eine große Neuigkeit gehört, die er ganz verteufelt heimlich gehalten hat."

„Welche Neuigkeit?" rief Henriette. „Ist er verlobt?"

„Jesus! die Weiber! Man darf doch auch nicht einmal das Wort „neu" aussprechen, so denken sie gleich an Hochzeit . . . Aber er hat sich wirklich etwas angeschafft, wenn auch nicht eben eine Frau . . ."

„Was denn?"

„Ein verdammt prächtiges Gut, das schöne Swanwik, einige Meilen von hier. Er hat es für guten Preis bekommen, das ist das Beste; aber das Merkwürdigste ist, daß er schon das ganze Haus reparirt und möblirt hat."

„Ach, der gute Johann! Er denkt uns eine angenehme Ueberraschung zu bereiten — das ist der einzige Grund seines Schweigens. Auf jeden Fall war es vernünftig, daß er sein Geld in ein Landgut legte . . . das gibt Ansehen . . . . und das solltest Du auch thun!"

„Ja, den T— auch! Habe ich etwa nicht genug mit dem Laden zu thun? Auch ist es besser, aus einem guten massiven Hause hier in der Stadt Miethe zu ziehen, als zu riskiren, daß alles durch Nässe oder Dürre verloren geht."

„Nun wir werden gewiß so oft bei Johann draußen sein, daß es fast einerlei ist, ob wir selbst das Gut haben oder nicht; und da er selbst ohne Wirthin ist, so werde ich es wohl übernehmen müssen, für ihn die Honneurs zu machen, wenn er Besuche bekommt . . . Gewiß will er, der so viele Bekannte hat, mitleben, und wir wollen außerordentlich vergnügt sein . . . Wenn er nur käme, und die Tante und Blenda ebenfalls!"

„Ich kann mir denken, daß Blenda sich mit dem Briefe an den Baron aufhält."

„Und dieser Brief wird ein abschlägiger?" entgegnete Henriette mit ihrer kleinen spöttischen Miene.

„Ich betheure, es war, meiner Seel, der reine Ernst des kleinen Dings!“

„Ja, Du verstehst Dich auf Frauenzimmer, Du! . . . Doch sie mag Freiherrin werden, so viel sie will, so warten wir keine Sekunde länger mit dem Mittagessen!“ . . . .

. . . .

Der Mittag verging, der Nachmittag ebenfalls.

Henriette wurde böse.

Als nun aber Mamsell Debora aus der Stadt kam und die merkwürdige Nachricht mitbrachte, die Damen wären schon gestern früh in einem prächtigen Wagen ausgefahren — ein Umstand, der sich gar nicht bezweifeln ließ, denn sowohl die Mamsell in dem Hause, als auch mehrere andere Bewohner desselben waren Augenzeugen gewesen — da versank Henriette in ein so tiefes Erstaunen und rieth hin und her, daß sie sich beinahe krank fühlte von der Pein, die ihre Neugierde litt.

Aber diese Pein war ein Spiel, oder richtiger eine wahre Wollust, im Vergleich mit demjenigen, was sie späterhin ertragen sollte.

Es ist unmöglich, den Schrecken der armen Henriette zu schildern, nicht darüber, das endlich gegen Abend alle drei erwarteten Gäste zu gleicher Zeit eintrafen (denn es war nur ein unbedeutender Zufall, daß Johann und die Damen auf einem und demselben Boote ankamen), sondern den Schrecken, der über sie kam, als sie Blenda zu ihrer bevorstehenden Verlobung mit dem Baron gratulirte, und Johann mit der besten Fassung von der Welt ihr mit folgenden Worten in die Rede fiel:

„So warte doch, meine beste Schwägerin, Du weißt ja noch gar nichts! — Keineswegs der Baron T—swärd wird die kleine bestrittene Romanheldin heimführen, sondern ich!“

„Du . . . Du?“

Henriette wurde so weiß wie die weiße Narcisse, mit welcher sie ihr Haar geschmückt hatte.

Glücklicher Weise kam in diesem Augenblicke Patrik hinaus in die „Veranda," wo die Gesellschaft stand; und während er die Tante begrüßte und die „kleine Cousine," die in der Bestürzung über Henriettens tödtliches Erbleichen roth wie eine Rose geworden war, flüsterte Johann seiner Schwägerin schnell in das Ohr:

„Vergib mir, Henriette! Es ist in aller Stille vor sich gegangen — es war ja so am besten? Am Sonntage ist das erste Aufgebot! . . . So sieh doch Blenda an: sie wartet! Willst Du, daß sie etwas ahnen soll? Noch ahnt sie nichts!"

Ein Blick, der halb von Haß und halb von einem andern Gefühle glühte, traf Johann. Darauf wendete sie sich ab, um eine verrätherische Thräne zu besiegen.

Als sie sich wieder umwendete — und das geschah fast augenblicklich — suchte sie Blenda, welche inzwischen den Takt gehabt hatte, sich zu Patrik zu wenden.

„Aber, meine Herrschaften," sagte dieser, „was zum T—l steht Ihr so feierlich hier? Ihr seht ja alle mit einander so sonderbar aus!"

„Ja wohl," rief Henriette, und sie konnte wieder lächeln — denn Gott sei gelobt, das Weib ist immer ein Weib! — „jetzt fragst Du eben so wie ich vor einem Augenblick; und ich wette, Du bist nicht im Stande, die Ursache dieser Feierlichkeit zu errathen!"

„Nein, da hast Du Recht, mein Stümpfchen!"

„Ja siehst Du, mein lieber S t u m p f!" — über Henriettens Lippen zitterte ein sonderbares Lächeln, als sie sich zum ersten Male in ihrem Leben eines Schmeichelwortes nach Patriks Geschmack bediente — „siehst Du, mein lieber Stumpf! sie sind ein wenig verlegen, und dazu haben sie wahrhaftig ihre Gründe; denn sie kommen, um uns, ihren nächsten Verwandten, beinahe zu gleicher Zeit mit der Welt die Nachricht zu geben, daß am

nächsten Sonntage das Aufgebot sein wird für . . . ahnst Du etwas?"

„Ob ich etwas ahne?"

Patrik schlug seine großen erstaunten Augen auf und betrachtete sie alle der Reihe nach.

„. . Für — den Galanteriehändler Herrn Johann Blücher und Fräulein Blenda von Kühlen!"

„Nun so hol's der Henker! Das war mir eine Neuigkeit, die sich gewaschen hat! . . . Aber sie wirft mir Puder in die Augen! — nicht wahr, Johann? O, die Henriette!"

„Frage Blenda!"

„Ach so, die kleine Cousine soll antworten!"

„Das denke ich gewiß nicht zu thun — ich verweise auf die Mutter!"

„Das ist mir ein sonderbares Spiel! . . . Nun, Tante Emerentia, wir sind alte Bekannte und klug dazu, wir scherzen nicht! — Was hast Du von der Sache zu vermelden?"

„O, mein bester Herzensfreund! wäre es nicht ein so weiter Weg, so würde ich Dich auf den Ort verweisen, von dem wir eben kommen; nun aber bitte ich Dich ganz einfach: glaube Henrietten, denn sie ist gewiß nicht Diejenige, welche mit dergleichen Scherz treibt!"

„Was der Tausend! also ist es wirklich wahr? O Herr und mein Gott! Du bist also wirklich ein verlobter Kerl, Bruder Johann? Aber ich begreife nicht, wie das Alles zusammenhängt, da die kleine Schwägerin den Cousin Johann niemals hat ausstehen können, und überdies auf einen Grafen wartete, der dem Baron im Wege lag!"

„Nun, nun," fiel Johann ein, da er sah, daß seine junge Braut der ganzen groben Artillerie von Patriks zudringlichen Fragen ausgesetzt war — „Du weißt wohl, es verlohnt sich der Mühe nicht, nach den Ursachen der Launen eines Frauenzimmers zu fragen. Der Grafentitel war eine kleine Mystification, um

nicht nöthig zu haben, die Wirklichkeit zu eröffnen. Lange habe ich meine Netze ausgelegt gehabt, um das Herz meines Cousinchens zu fangen; aber erst gestern, nachdem ich sie und die Tante entführt hatte, fand sie für gut, mir die Erlaubniß zu ertheilen, daß ich meinen Fang einziehen dürfte. Also ist die Verlobung nicht über vierundzwanzig Stunden alt."

„Und sie geschah gewiß auf Swanwik — man ist nicht Schuld daran, wenn man mehr weiß, als die Leute mitzutheilen für nothwendig erachten!"

„Aha! — und ich hatte mir Rechnung darauf gemacht, daß ich zwei Neuigkeiten auf einmal verkündigen wollte!"

* * *

Drei Wochen später wurde die Hochzeit auf dem Blücherschen Gute gefeiert.

Von diesem wichtigen Tage erwähnen wir kein Wort, außer daß Henriette nach einigen stürmischen Stunden, welche sie, in einem der Gastzimmer eingeschlossen, allein zubrachte, beschloß, sich der Pein nicht auszusetzen, bei der Trauung zugegen zu sein, ein Entschluß, den sie unter dem Vorgeben einer Unpäßlichkeit wahrscheinlich ausgeführt haben würde, wenn nicht ein Paket von dem Bräutigam heraufgeschickt worden wäre.

Dieses Paket übte eine magische Wirkung aus, denn es enthielt einen Shawl von unvergleichlicher Schönheit.

Das bedeutete jedoch nicht viel für eine Andere, als Diejenige, welche die Geschichte dieses Kleinodes kannte.

Als an einem Abende Johann bei Henrietten zum Besuche war, hatte ein Kaufmann drei oder vier Shawls hingeschickt, unter denen Johann den der Braut wählen sollte. Unter diesen war auch derjenige, welcher nun vor Henriettens Augen lag, der jedoch so schrecklich theuer befunden wurde, daß der Bräutigam lächelnd erklärte, so sehr er ihn auch bewunderte, so hielte er sich

doch zu einem von den andern, der zwar ebenfalls sehr schön war, aber doch den Fehler hatte, nicht der vornehmste zu sein.

„Ja," sagte Henriette, „wenn Blenda diesen nicht gesehen hat," — sie warf dabei das weiche persische Gewebe um ihre Schultern — „da ist gewiß der andere willkommen. Doch einen wie diesen habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen!"

Man versteht jetzt Henriettens Triumph, und wie geschmeichelt sie sich fühlte, und wie entzückt sie war über die Aufmerksamkeit ihres Schwagers. Der Shawl, welchen er ihr zum Präsent machte, war um die Hälfte theurer, als der Brautshawl!

Auf diese Weise besiegt, begann Henriette sich anzukleiden, denn sie fand nach einer kurzen Ueberlegung, daß sie sich selbst und dem armen Patrik die Aufopferung schuldig wäre, nicht vor Schmerz zu sterben.

XLIII.

Hier könnte man den kleinen Roman über Fräulein Blenda's Reise nach dem Glücke für beendigt halten, da sie dasselbe nun erreicht hat; da jedoch an dem Tage nach jenem, da sie aufhörte Fräulein Blenda zu heißen, eine kleine Ueberraschung ihrer wartete, so bitten wir um die Erlaubniß, als Postscriptum noch ein Kapitel aus ihrem Leben als Gattin mitsenden zu dürfen.

Es war gegen neun Uhr am Morgen.

Weder die Braut, noch auch jemand von den wenigen zur Hochzeit eingeladenen Gästen hatte sich bis jetzt sehen lassen.

Der Bräutigam aber war auf, und draußen in voller Thätigkeit mit verschiedenen Anordnungen; und je zuweilen klopfte er an eine Thüre, bald bei seiner Schwiegermutter, um einige

Worte mit ihr zu reden, und bald bei Frau Gyllenhake (welche, in Parenthese gesagt, einige Wochen bei den Neuvermählten bleiben sollte), um sich einen kleinen Rath von dieser geschätzten Freundin zu holen.

Endlich kam Leben in die Corridore dort oben: die Gäste begannen aus- und einzugehen.

Wahrscheinlich meinte der junge Mann jetzt, es wäre Zeit sich zu erkundigen, ob seine Frau angekleidet wäre, denn er eilte mit klopfendem Herzen an jene Thüre, an welcher Blenda einmal so hastig vorbeigeeilt war.

„Darf ich einkommen?"

Ein verschämtes „Komm!" beantwortete die Frage.

Und nicht lässig, der Erlaubniß nachzukommen, stand er im nächsten Augenblicke in dem schönen Schlafgemach an der Seite seiner erröthenden und verführerischen Gattin.

Blenda als junge Frau war auch bewunderungswürdig einnehmend und verführerisch.

Es war jetzt nicht länger die Rede von dem armseligen Peignoir, der in den letzten Wochen seine besten Tage überlebt hatte: in der großen Garderobe nebenan fanden sich mehrere entzückende Morgenkleider aus der hamburgischen Sendung, und Blenda hatte nichts geschont, um schön zu werden.

„Gefalle ich Dir?" fragte sie lächelnd ihren Mann ... Sie hatte eben jetzt die letzte Stecknadel eingesetzt.

„Ja, so sehr, daß ich fürchte, ich darf Dich niemals hinaus lassen . . . ach, wie anbetungswürdig bist Du und wie verliebt bin ich!" ... Sein brennender Blick überflog ihre ganze Gestalt.

„Und wie selbstsüchtig dazu, da Du mich einschließen willst! Aber warte, Du! ich will schon Auswege finden, daß man mich sehen kann."

„Unbarmherzige, verbirg dergleichen vertrauliche Mittheilungen! Sonst könnte es geschehen, daß ich die für mich selbst behielte, welche ich Dir jetzt zu geben vorhatte!"

„Aha, eine vertrauliche Mittheilung! — die will ich hören!"

„So warte doch! . . . Erst müssen wir uns guten Morgen wünschen — jetzt dürfen wir das, ohne daß Jemand ein Wort dagegen sagt!"

„Genug, genug! — Du zerknitterst meinen Kragen und die Spitzen an meiner Haube!... Ach, und sieh ein solches Spektakel: die eine ganze Wange roth wie ein Mohn . . fi!"

„Still, still, beklage Dich nicht so! Mohnblumen sind schön . . . und nun . . . da auch die andere Wange ebenso ist, hast Du die beneidenswürdigste Farbe!"

„Ja ja — schön beneidenswürdig! . . . Nun wie steht es mit der vertrauensvollen Mittheilung?"

„Was sagst Du dazu, wenn Du heute Wirthin wirst bei einer sogenannten großeren Mittagsmahlzeit?"

„Kommen denn viele Fremde? Und ich bin noch niemals Wirthin gewesen!"

„Beunruhigt Dich das?"

„O nein, es wird wohl gehen! . . . Doch wer arrangirt diese Mittagsmahlzeit? — ich verstehe mich gar nicht darauf."

„O, wir haben genug dergleichen, die arrangiren: zu allererst Dein Herr Mann! Aber es handelt sich auch um einen Ball für heute Abend."

„Ein Ball! O Himmel, wie willkommen ist der! Ich weiß noch recht gut, da ich auf dem Gymnasiastenballe in Skara war . . . Sieh' zu! . . . ich tanze ja so ziemlich?

Und Blenda begann sogleich eine kleine Repetition, die ihrem Gatten Gelegenheit gab zu der Versicherung, daß sie nur allzu reiche Anlagen zu dieser Kunst zu haben scheine.

„O ja, ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich gedacht habe, die junge Frau Blücher könnte wohl bisweilen Gelegenheit haben, zu tanzen, und darum habe ich ein wenig Unterricht genommen."

„Vortrefflich! — Da bleibt also nur noch Eins übrig,

nämlich: bereite Dich darauf vor, daß Du kein allzu großes Interesse zeigst, wenn Du einen gewissen Namen hörst!"

„Einen gewissen Namen? Wen erwartest Du denn?"

„Das ist mein Geheimniß!"

„Wie? ein Geheimniß?"

Jean nickte fröhlich mit dem Kopfe.

„Und Du glaubst, ich werde es Dich behalten lassen?"

„Ich hoffe es!"

„Aha, Du hoffst nur!... eine solche Antwort, die Schwäche verräth, entwaffnet mich. Hättest Du dagegen gesagt: ich will es behalten, dann ..."

„Nun, wenn ich so kühn gewesen wäre?"

„Da hättest Du sehen sollen, wie es gegangen wäre!"

„Aber Du zwingst mich ja, zu sagen: ich will es behalten!"

„Und ich sage: behalte es nun, wenn Du kannst!" ...

Mit einer Geberde der reizendsten Schalkhaftigkeit warf sie sich auf die Kniee, und so verführerisch waren ihre Bitten und Schmeichelworte, welche nun erfolgten, daß ihr Jean bald ausrief:

„Still, still — ich bitte für mein Geheimniß!"

„Nun das läßt sich hören!... Du magst es also behalten!"

„Und dagegen gebe ich Dir einen Rath, Du kleine Verführerin: mache Dich nicht allzu schön zur Mittagsmahlzeit!"

* * *

Glaubt aber wohl irgend Jemand, daß Blenda diesen Rath befolgte?

Sie hatte kaum Zeit, mit den Uebrigen das Frühstück einzunehmen, die Glückwünsche zu empfangen, ja sie hatte kaum Zeit, über den feinkörnigen Scherz des Schwagers Patrik zu erröthen — so beschäftigt war sie mit dem Gedanken an ihre Toilette.

Inzwischen flog dann und wann ein anderer Gedanke durch

ihr Köpfchen, und da flogen auch ihre Füßchen hinaus in den Speisesaal, das Schenkzimmer und die Speisekammer, wo die Mutter, Frau Gyllenhake und Henriette durch einander wirthschafteten.

„Kann ich helfen? Kann ich etwas thun? Soll ich hier bleiben?" waren da ihre Fragen, indem sie hin und her hüpfte unter Haufen von Tellern, Flaschenkörben und allerlei umherstehenden Dingen.

„Geh' Du hinein, Du Kleine!" rief Frau Emerentia von der Höhe einer Leiter herab, die vor einem hohen Schranke mit Glasthüren aufgestellt war. „Heute lernst Du doch nichts!"

„Ja, geh, liebes Kind!" sagte auch Frau Gyllenhake, welche in einem großen Lehnstuhle saß und die Manoeuvres beim Decken commandirte.

„Geh!" schrie Henriette, „Du wirfst mir nur meine Blumenvasen um, die ich mit großer Mühe geordnet habe!"

Blenda dachte eben daran, ob sie nicht auch eine Visite in der Küche bei der Kochfrau und Mamsell Debora machen müßte, als Jean kam, sein Weibchen auf den Arm nahm und wieder hineintrug. Aber sie lief ihm bald wieder weg, denn sie hatte ja ihren Kopfschmuck noch nicht probirt . . . .

. . . .

Endlich war es Mittag.

Frau Blenda in einem lilafarbenen Seidenkleide — einem Meisterstück des Geschmacks und mit einem eleganten Haarschmuck von hellrothen Rosen präsidirte in dem Salon und erwarb sich den ungetheilten Beifall sämmtlicher Gäste, denn sie war nicht nur schön und ungekünstelt, sondern sie nahm auch ein durch ihre zuvorkommende Artigkeit und vor Allem durch ihr sanftes Wesen.

Aber unter allen Namen der Präsentirten hatte sie noch keinen gehört, bei welchem sie es nöthig gehabt hätte, ihre Fassung in Anspruch zu nehmen.

Sie saß in einem Kreise von munteren Frauen und führte

das Gespräch so ungenirt, als wäre sie unter lauter alten Bekannten, als ihr Gatte mit einem jungen Manne eintrat, der es mit Grund verdient haben würde, schön genannt zu werden, wenn nicht der „leidende" Ausdruck in seinem Gesichte zu erkennen gegeben hätte, daß die etwas gelbliche Farbe nicht eine Farbe der Gesundheit war.

Eine freie und „distinguirte" Haltung zeichnete übrigens diesen Mann aus, der mit einem lebhaften Blick sich der jungen Wirthin nahte.

Blenda erhob sich.

Keine einzige Ahnung durchflog sie, aber sie konnte sich nicht enthalten, bis über die Schläfe hinauf zu erröthen, als Jean sagte:

„Meine liebe Blenda! erlaube, daß ich Dich dem Herrn Grafen von C—creutz präsentire! Du hast Ursache, Dir über die Anwesenheit des Herrn Grafen Glück zu wünschen, denn um heute Abend einen Tanz mit Dir tanzen zu können, hat er die Reise zu seinem eigenen Hochzeitfeste einen Tag aufgeschoben."

„Es wäre ein Gewinn für mich," fiel der Graf ein, „wenn ich mich rühmen dürfte, eine Aufopferung gemacht zu haben! doch wenn es möglich wäre, hier gleich bei der ersten Bekanntschaft zu beichten, so würde ich sagen, daß mein eigenes Interesse bei der Einladung des Herrn Blücher allzu groß war, als daß meine Einwilligung für eine Aufopferung gelten könnte."

„Ich nehme sie inzwischen als eine solche an, damit ich ein um so größeres Recht erhalte, dem Herrn Grafen für seine Artigkeit danken zu können, aber ich würde untröstlich sein, wenn der Herr Graf nicht auf der Reise die versäumte Zeit wieder nachholte!"

„Wie so, meine Gnädige?"

„Kann man so fragen, wenn man zu seiner eigenen Hochzeit reist? Die schöne Braut des Herrn Grafen dürfte es schwerlich Derjenigen verzeihen, die das Wiedersehen verzögert hat."

„O!“ sagte der Graf mit einem leichten Erröthen und einer unnachahmlichen Bewegung mit dem Kopfe . . .

„Wir sind acht Jahre lang verlobt gewesen.“

„Das war eine erschrecklich lange Zeit!“

Diesmal antwortete der Graf nur mit einem Lächeln.

Aber Blenda erfuhr späterhin von ihrem Manne, es sähe so aus, als fürchtete der Graf mehr die Länge der kommenden Zeit, als die der verflossenen, denn das junge Fräulein, mit welchem er verlobt wäre, da er zwanzig und sie nur fünfzehn Jahre war, gälte für wenigstens eben so häßlich, als sie reich und von hoher Geburt wäre.

Um inzwischen jede directe Rede über die Braut abzuleiten, begann Johann:

„Weißt Du wohl, meine Liebe, daß der Herr Graf, welcher seiner häuslichen Niederlassung wegen hier in Stockholm ist, fast mein halbes Lager mitnimmt? Du kannst ihm also auch danken, daß ich um so schneller Deinem Wunsche genügen kann, meinen Handel niederzulegen!“

Diese Worte brachten eine sonderbare, ja starke Wirkung auf die junge Frau hervor.

Also war es wirklich eine Gräfin C—creutz, die alle ihre Putzsachen bei dem „Cousin Johann“ nahm, doch — sie hieß nicht Gräfin Blenda.

O Schicksal!

Ein gutes Schicksal aber war es jetzt, daß neue Gäste eintrafen, und daß rund umher sich viel Geräusch und Geplauder hören ließ.

Johann war entzückt, daß Blenda sich so vortrefflich aus ihrer kleinen Verlegenheit geholfen hatte. Und Blenda selbst war entzückt, daß sie Gelegenheit gehabt hatte, zu zeigen, wie gut sie — wenn es so hätte sein sollen — im Stande gewesen sein würde, die ungenirte Rolle einer vornehmen Dame zu spie-

len. Außer der Röthe auf ihrer Wange hatte ja gar nichts verrathen, daß sie sich ein ganzes Jahr lang beinahe als die Verlobte des Grafen C—creutz betrachtet hatte.

Hätte der Graf selbst gewußt, daß er eines so interessanten Privilegiums genossen, nämlich an zwei verschiedenen Orten verlobt zu sein, so hätte er vielleicht über der neuen Flamme seine alte vergessen.

Auch Blenda glaubte (um die Wahrheit zu gestehen) etwas dergleichen, denn sowohl als er sie zu Tische führte, als auch da er ihr zu der ersten Française die Hand reichte — natürlicher Weise wurde der Ball von dem Bräutigam mit der Braut eröffnet — hatten seine Augen eine bewundernswürdige Beredtheit, und jedesmal, wenn er dem Wirthe Glück wünschte, seufzte er vor der Wirthin.

Die Huldigung des Grafen war nicht so unverdeckt, daß sie nicht von Allen bemerkt wurde, und besonders von der stolzen, glückseligen Frau Emerentia, welche — geputzt, wie sie es in ihrem Leben noch nicht gewesen war, mit einer schwankenden Feder im Turbane — im Sopha saß und orirte.

Die bevorstehende Hochzeit des gräflichen Ex-Schwiegersohnes versöhnte sie mehr denn alles Uebrige mit dem bürgerlichen Schwiegersohne, den sie erhalten hatte, und unendlich stieg dieser an „Werth," als sie hörte, wie er späterhin am Abende den Grafen mit „Du" anredete. Da spreizte sie sich auf eine einnehmende Weise und flüsterte bald ihrer Nachbarin zur Rechten, bald der zur Linken zu, daß ihr Schwiegersohn und Graf C—creutz „außerordentlich intim" wären . . . .

. . . .

Als das Geräusch und die Beschwerden des Tages vorüber waren, das heißt: bei dem Aufgang der Sonne am folgenden Morgen, denn erst um diese Zeit rollte der letzte Wagen hinweg, befragte Jean seine Gattin über den Eindruck, den ihre Phantasie-Inclination gemacht hätte, und ob sie den Verlust bitter beklagte.

„Ach, mein Gott, ich muß mich wohl trösten!" antwortete sie; „er war ja schon verlobt. Aber," fuhr sie fort, indem sie zärtlich das Haupt an die Brust ihres Mannes legte, „wäre er auch tausendmal unverlobt gewesen, so hätte das dennoch nichts geholfen, denn obgleich er, wie Du, dunkles Haar hat und auch schön ist, so ist er dennoch bei weitem nicht so wie Du, und ich fühle, daß ich mich in ihn nicht verliebt haben würde, wie in meinen Ritter!"

„Ist das auch gewiß?"

„Völlig gewiß! . . . Aber angenehm war es, daß ich ihn zu sehen bekam und mich eben so gut davon überzeugen konnte, wie davon, daß, wenn er mich in Wenersborg gesehen hätte, das doch zu gar nichts gedient haben würde."

„Also, meine zärtliche, meine geliebte Blenda! kein Schatten von Schmerz über die verschwundenen Illusionen?"

„Nicht einmal eine Ahnung von Schatten . . . nur schicke ich bisweilen einen trüben Gedanken an den armen Baron — seine Antwort war so edel!"

Jeans Feingefühl erlaubte ihm keine Aeußerung über diesen Gegenstand, aber sein liebevoller Blick sagte ihr, daß er nicht eifersüchtig wäre auf das Andenken, das sie ihm noch immer bewahrte.

* * *

Zwei Jahre nach Blenda's Hochzeit, und nachdem sie täglich immer mehr und mehr Gelegenheit gehabt hatte, ihr häusliches Glück zu schätzen, welches immer höher und höher unter „Cousin Jeans" schützender Hand aufblühte, vollendeten drei wichtige Ereignisse dieses Glück so, daß sie es nunmehr für unrecht hielt, dasselbe noch mit einem einzigen Wunsche zu vermehren.

Sie erhielt eine kleine Tochter, die ihr die lange ersehnte Würde verlieh, Mutter zu heißen.

Sie empfing in ihrem eigenen Hause einen Besuch von dem

Baron T—swärd und seiner schönen Freiherrin, welche mit der kleinen Frau Blücher ein lange dauerndes Freundschaftsbündniß knüpfte.

Und endlich hatte sie — als Ersatz dafür, daß ihr Jean Gründe gefunden hatte, seinen Galanteriehandel noch fortzusetzen, und sich also noch mit zu der Bürgerschaft von Stockholm zählte — die unsägliche Freude, auf einem Börsenballe zu Neujahr, mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen zu tanzen.

Und glücklicher Weise überlebte Frau Emerentia diesen herrlichen Anblick, ohne in — Ohnmacht zu fallen.

Ende.